

WILHELM STRUBE

*Ich,
Alfred Nobel...*

ROMAN



mdv

Alfred Nobel – Erfinder des Dynamits, Begründer des Nobelpreises für außerordentliche Leistungen auf verschiedenen Gebieten im Dienste des Friedens. Wer weiß das nicht! Wie Nobel jedoch zu dem wurde, als der er in Lexika charakterisiert wird, darüber berichtet Wilhelm Strube in seinem neuen Roman.

An Rückschlägen reich war der wissenschaftliche Weg. Manche Irrtümer und Fehleinschätzungen, so wissen wir heute, haben Nobels Geistes- und Lebenshaltung geprägt.

Auch über Widersprüchlichkeiten im persönlichen Alltag Nobels kann Strube dank seiner Studien in Stockholm neue Aussagen treffen, denn er nutzte bisher unveröffentlichte Quellen. So schildert der Autor beispielsweise die sehr diffizile Beziehung Nobels zu der Wienerin Sophie Hess, die in anderen Publikationen kaum erwähnt wird.

Dieser Roman ist ein anschauliches und lebendiges Lebensbild eines außergewöhnlichen Menschen und eines besessenen Erfinders, dessen Leistungen weit in unser Jahrhundert reichen.

WILHELM STRUBE · ICH, ALFRED NOBEL ...

WILHELM STRUBE

Ich, Alfred Nobel...

ROMAN



MITTELDEUTSCHER
VERLAG
HALLE · LEIPZIG

Mitautorin: C. NÜSSE

Für die kostenlose Überlassung der Bilder danken
Autor und Verlag der Nobelstiftung in Stockholm.

Vorsatz vorn und hinten: Wiedergabe des Testaments von Alfred Nobel

ISBN 3-354-00302-2

© Mitteldeutscher Verlag Halle · Leipzig 1988

Lizenz-Nr. 444-300/19/88 · 7001

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtausstattung: Hans-Joachim Walch

Gesamtherstellung: Karl-Marx-Werk Pößneck V15/30

Best.-Nr. 639 385 8

01400

I

I

Ragnar Sohlman stieß das von Eisblumen überzogene Fenster auf. Er hatte unruhig geschlafen und versuchte vergeblich, sich an den Traum zu erinnern. Etwas Lähmendes war von ihm ausgegangen, als stünde er vor einer unlösbaren Aufgabe.

Er spürte die schneidende Luft des Dezembermorgens. Bläulich schimmerte der Schnee in dem Licht des Mondes, der bald hinter den Wäldern verschwinden würde. Tag würde es noch nicht werden; in der Zeit der langen Nächte war es nur unter Mittag einigermaßen hell.

Sohlman war das gewöhnt. Er liebte die dämmerigen Stunden, in denen die Zeit stillzustehen schien, die Behaglichkeit in der nach Holz und Fichtenzweigen duftenden Stube, das Musizieren, Basteln, Stricken, Backen, das Versinken der Felsen, Häuser, Bäume und Wege unter der weißen Schneedecke, über die man mit dem Schlitten dahinflog, das Schnauben der Pferde und das Bimmeln der Glöckchen. Nirgendwo war die Adventszeit schöner als in Schweden.

Doch er konnte seinen Dienstherrn Alfred Nobel verstehen, der in den Wintermonaten San Remo bevorzugte. Das milde Klima der Riviera war für einen Mann von dreiundsechzig Jahren geeigneter als das rauhe Mittelschwedens.

Die ersten Arbeiter verließen ihre Blockhütten, hinter deren Fenstern Petroleumlampen flackerten. Dunkel erschienen ihre Gestalten gegen den Schnee. Sie gingen

zur AG Bofors-Gullspång, zufrieden mit dem neuen Eigentümer Alfred Nobel, der die Waffen- und Eisenfabrik vor zwei Jahren für 1,3 Millionen gekauft und mit 2,5 Millionen Kronen Zuschußkapital saniert hatte. Aber Nobel übernahm nicht einfach etwas, sein Sinnen und Trachten war sein ganzes Leben lang auf Dinge gerichtet, die – wie er selbst es ausdrückte – nach Änderung und Verbesserung förmlich schrien.

Neue Sprengstoffe, Zünder, Waffen, Treibladungen für Raketen, Leichtmetalllegierungen, Kunstseide, synthetischen Kautschuk und künstliche Edelsteine – dieses und vieles andere wollte er in kürzester Zeit schaffen.

Unglaublich, was der körperlich schwache, von Krankheiten geplagte Mann für Energie besaß. Er kannte keine Ruhe, als fürchtete er, Zeit zu verlieren. Seit dem Tod seines Bruders Robert vor drei Monaten war seine Unrast noch gewachsen. Dabei hatten Ärzte ihm absolute Ruhe und Nitroglyzerin verordnet.

»Es klingt wie ein Scherz, den sich das Schicksal mit mir macht, wenn man mir Nitroglyzerin zum Einnehmen verordnet«, hatte Nobel ihm im Oktober geschrieben. »Sie nennen es zwar Trinitrin, aber doch wohl nur, um die Apotheker und die Patienten nicht zu erschrecken.«

Nitroglyzerin!

Natürlich war er nicht nur wegen der Krankheit nach Paris gefahren. Zwanzig Jahre war diese Weltstadt sein Wohnsitz gewesen, bis er sich dort nicht mehr sicher gefühlt hatte. Aber noch immer besaß er die Villa in der Rue Malakoff. Von dort hatte er seine in vielen Ländern der Erde gelegenen Fabriken gelenkt, in fünf Sprachen seine Korrespondenz geführt, täglich zehn bis fünfzehn Briefe, eigenhändig geschrieben; Buch über seine Gewinne und Verluste geführt, so daß er jederzeit seine Unternehmungen überblicken konnte. In den Tresoren der verschiedenen Banken von Paris lagerten die meisten seiner Wertpapiere. In Paris hatte er sich auf seiner

Rückreise drei neue Pferde gekauft, dazu elegante Geschirre. Er liebte es, mit seinem Geisterwagen über die Straßen zu jagen, einer geschlossenen Kutsche mit Lampen und Telefon, über das er dem Kutscher Fahrtrichtung und Geschwindigkeit angab. Nur die Hufe der Pferde waren zu hören, denn Nobel hatte die Räder mit Bändern aus Gummi umwickeln lassen.

Der Alte steckte voller Pläne, von denen Sohlman nur einen Teil für durchführbar hielt. Aber das Phantastische gehörte zu Nobel, und manchmal war ihm sogar Phantastisches gelungen. Jetzt verfolgte er die Idee, eine Waffe zu erfinden, die so fürchterlich sein sollte, daß niemand es wagen würde, sie anzuwenden.

Er haßte den Krieg, das sinnlose Stechen, Schießen, Totschlagen. Ein Toter konnte den Menschen nichts mehr nützen. Niemand wurde geboren, um sich um sein Leben betrügen zu lassen. Aber die Verbrecher würden nie alle werden, wenn man ihnen die geringste Chance ließ.

Sohlman schloß das Fenster. Der bedrückende Traum ließ ihn noch immer nicht los. Aber er wollte fröhlich sein, seiner Frau heiter begegnen. Sie war bereits aufgestanden und wirtschaftete in der Küche nebenan. Er war glücklich verheiratet. Sigrid, die er seit der Schulzeit kannte, hatte auf ihn gewartet, während er in Amerika seine Ausbildung vervollkommnete. Jetzt konnte er sich das Leben ohne sie nicht mehr vorstellen.

Alfred Nobel hingegen hatte sein ganzes Leben ohne eigene Familie zugebracht, immer nur von Menschen umgeben, die ihm nicht nahestanden, Domestiken, die ihm das Essen zubereiteten, Kleidung und Räume sauberhielten, die Zimmer heizten, Pferde und Wagen pflegten.

Zuerst hatte Sohlman geglaubt, Nobel würde seine Heirat mißbilligen. Der Alte lebte für seine Forschungen und Unternehmungen, als gäbe es für ihn sonst nichts auf der Welt. Um so erstaunter war er gewesen, als No-

bel ihn beglückwünschte und herzliche Worte fand. »Das wird Ihnen und Ihrer Arbeit guttun, mein Freund«, hatte er sogar gesagt.

Neben seiner Freude habe auch Wehmut in seinem Blick gelegen, behauptete Sigrid später. Sie wollte nicht glauben, daß ein Mensch allein durch seine Arbeit glücklich werden könnte.

Aber einen besseren Chef würde Sohlman nicht finden! Wer sonst vertraute einem Ingenieur von sechsundzwanzig Jahren schon eine derartig verantwortungsvolle Tätigkeit an und ließ ihm dabei freie Hand?

Erst im Sommer des nächsten Jahres wollte Nobel wieder nach Bofors kommen, drei Monate im Herrenhaus von Björkborn residieren, das er mit vielen Gastzimmern hatte herrichten lassen. Die meiste Zeit würde er jedoch in dem Laboratorium zubringen, dessen Leitung er Sohlman übertragen hatte. Bis dahin würden sie sich brieflich verständigen.

Sohlman war im Grunde sein eigener Herr. Nobel verlangte Selbständigkeit von ihm, und nichts hätte ihn mehr anspornen können als das in ihn gesetzte Vertrauen. Es fehlte ihm nicht an Fähigkeiten und an gutem Willen, doch es würde schwer für ihn werden, etwas zu schaffen, was den großartigen Innovationen Nobels auch nur annähernd gleichwertig sein konnte.

Dennoch wollte er es versuchen. Er war mit Leib und Seele Techniker, das mußte Nobel erkannt haben, der seine Mitarbeiter nach ihrem Können und ihrer Glaubwürdigkeit aussuchte und sich selten geirrt hatte. Er konnte von Nobel unendlich viel lernen, denn dieser besaß einen seinem Vermögen ebenbürtigen Schatz an Erfahrungen. Und er konnte bei ihm experimentieren, ohne irgendwelche Sorgen um Geld oder Material und ohne Vorhaltungen befürchten zu müssen.

Alfred Nobel behandelte ihn nicht wie einen leitenden Angestellten, sondern als gleichberechtigten Mitarbeiter. Er unterschrieb seine Briefe an ihn mit »Ihr auf-

richtiger Freund« und ließ in San Remo für ihn und seine Familie eine Villa bauen. Sohlman wünschte sich nichts mehr, als so lange wie möglich mit ihm zusammenarbeiten zu können. Schließlich stand er erst am Anfang seiner Laufbahn als Sprengstoffingenieur. Aber das Alter und der Gesundheitszustand Nobels stimmten ihn besorgt.

Alfred Nobel war der einzige noch Lebende aus der Familie Immanuel Nobels. Da er selbst keine Kinder hatte, würde das Erbe an die Kinder seiner Brüder Robert und Ludvig fallen. In wessen Hände würde dann Bofors kommen? So überzeugt schien Alfred Nobel von den Fähigkeiten seiner Neffen nicht zu sein. Womöglich geriet einiges an Leute, die das Erbe nicht in seinem Sinn weiterführen konnten oder wollten.

Sohlman verdrängte diese Gedanken. Er wollte auf Nobels Natur vertrauen, auf seine Zähigkeit. Schließlich war seine Mutter auch sehr alt geworden, und wäre das Explosionsunglück auf Heleneborg nicht gewesen, bei dem ein Bruder Nobels das Leben verloren hatte, dann wäre der Vater Nobels nicht vom Schlag getroffen und gelähmt worden. Aber selbst als Kranker hatte er sich nicht geschlagen gegeben und weitergearbeitet.

Nobel würde nicht so bald abschrammen – wie er das Sterben sarkastisch bezeichnete. Dafür arbeitete er mit viel zuviel Leidenschaft. Aufgeben war nicht seine Art.

Der Blick in den Spiegel befriedigte Sohlman nicht. Er hatte wirklich schlecht geschlafen, höchste Zeit, sich mit dem Frühstück in Fassung zu bringen. Er versuchte, seine ernste Miene durch ein Lächeln aufzuheitern, aber es gelang ihm nur schlecht.

Sigrid dagegen strahlte vor Zufriedenheit. Sie hatte die Petroleumlampe neben den Herd gestellt, zwei Kerzen auf dem Adventskranz angezündet und den Tisch festlich gedeckt. Im Herd prasselten Buchenholzscheite, die Wohnküche war wohligh warm, der Kaffee verbreitete sein Aroma.

Der Raum war mit Holz verschiedener Sorten verkleidet, die Decke mit Ahorn, die Wände mit Lärche. Tisch und Stühle bestanden aus Weißbuche und waren nach Bauernart zusammengefügt. Zwei Bilder und Zinngeschirr auf einem Wandbrett zierten den Raum. In einem Käfig aus Messingstäben hüpfte ein Kanarienhähnchen.

Ragnar bevorzugte zum Frühstück Honig und Konfitüren aus Heidel- oder Preiselbeeren, Sigrid aß gern Ei mit Schinken. Die Brötchen, die der Bäckerjunge früh um sechs ins Haus brachte, waren knusprig. Es lebte sich gut in Bofors, wenn die Gegend auch sehr einsam war. Bis zur nächsten Stadt, Karlskoga, fuhr man mit dem Wagen eine viertel Stunde, aber es war nur eine kleine Stadt. Wenn man etwas von den Segnungen der Kultur erleben wollte, mußte man schon eine Tagesreise nach Stockholm auf sich nehmen.

Niemand sollte die Genüsse des Lebens verachten, hatte Nobel dem jungen Paar augenzwinkernd geraten und Ragnars Gehalt nach der Hochzeit beträchtlich heraufgesetzt.

Die Gaslaternen in der Fabrik und im Laboratorium flammten auf. Sie gaben ein viel helleres Licht als die Petroleumlampen in den Wohnhäusern. Nobel wollte alle Gebäude an den Generator anschließen.

Sigrid blickte Ragnar forschend an. »Schon mit den Gedanken im Laboratorium?«

»Nein, nein. Ich hatte einen merkwürdigen Traum, an den ich mich nicht . . .« Er unterbrach sich. »Doch, jetzt weiß ichs wieder. Ich war auf dem Weg ins Labor, aber ich kam nicht an. Ich begann zu laufen, es nützte nichts. Es war, als bewege es sich gleichschnell mit mir fort. Ich lief wie einer, der einen wichtigen Zug verpaßt, voller Hast und Angst, als müßte ein furchtbares Unglück geschehen, wenn ich nicht rechtzeitig ankäme. Der Traum muß sich mehrmals wiederholt haben.«

»Deshalb hast du so gestrampelt.« Sigrid legte ihre Hand auf seine. »Vielleicht war der Schlafanzug zu eng?«

Er bemerkte Spott in ihrem Blick, gleich darauf erschrockenen Ernst. »Ihr habt ziemlich gefährliche Versuche vor, nicht wahr?«

»Ach nein, ich hab dir immer gesagt, der Umgang mit Sprengstoffen ist nur für den gefährlich, der sich nicht damit auskennt.«

»Wenn es nur so wäre! Manchmal wünschte ich mir, du hättest eine andere Richtung eingeschlagen – jetzt, wo wir unser Baby erwarten.« Sie schwieg. Sie wollte nicht, daß sich ihre Angst auf ihren Mann übertrug.

»Nobel ist nie etwas Ernstliches passiert, Schatz. Du darfst mir vertrauen, sag das unserm Baby auch.« Er nahm ihre Hände und küßte sie.

Seine Ruhe tat ihr gut. Fast schämte sie sich ihrer Worte. »Ist nur, weil eine Frau dann besonders empfindlich ist.«

»Alles wegen dieses dummen Traums.« Er lachte mit tiefer Stimme. »Ich habe nie daran gezweifelt, daß ich eine mutige Frau habe.«

»Möchtest du noch eine Tasse Kaffee?«

Ragnar warf einen Blick auf die Kuckucksuhr. Im gleichen Augenblick sprang der kleine bunte Vogel heraus und schrie die siebente Stunde.

»Nein danke, ich muß mich beeilen.« Er riß noch ein Blatt vom Kalender, der achte Dezember erschien in fettgedruckter Zahl. »Noch fünf Tage bis zum Luciafest!«

»Darauf freue ich mich sehr.« Sie lächelte. »Kommst du pünktlich zum Essen?«

»Ich denke schon.« Er zog den Mantel über, setzte die Pelzmütze auf und küßte die Frau.

Sie blickte ihm vom Vorbau aus nach. So mutig, wie sie sich zuletzt gegeben hatte, war sie nicht. Es hatte im Leben Nobels genügend Katastrophen mit den Sprengstoffen gegeben. Doch für ihn stand immer nur sein eigenes Leben auf dem Spiel, er brauchte sich nie Gedanken über Frau und Kinder zu machen.

Trotzdem mochte sie den Alten, der väterlich für sie und Ragnar sorgte. Bald würden sie auch mal im Winter nach Italien fahren können. Sie war gespannt auf die Villa, Nobel besaß viel Geschmack. Eigentlich sollte sie stolz darauf sein, daß er ihren Mann fast wie einen Sohn behandelte. Dabei kannten sie sich noch nicht lange. Wahrscheinlich verließ er sich ganz auf die ihm nachgesagte Menschenkenntnis. Jedenfalls hatte er mit Ragnar auf den richtigen Mann gesetzt, der würde für ihn durchs Feuer gehen.

Sie legte ihre Hände auf den Leib und summt ein Lied, als wollte sie das Ungeborene in den Schlaf wiegen. Da hörte sie Schritte. Ragnar! Hatte er etwas vergessen?

Ein Schwall kalter Luft schlug ihr entgegen. Ragnar, mit gerötetem Gesicht, trat auf sie zu.

»Nicht erschrecken, Sigrid. Ein Telegramm aus San Remo.« Er legte es auf den Tisch. »Nobel ist erkrankt, wahrscheinlich ernstlich. Ich muß meine Sachen packen.«

Sie blickte auf das Telegramm wie auf einen Feind. Wortlos verfolgte sie Ragnars Hantierungen. »Ich muß den Zug nach Göteborg bekommen. Verzeih mir, aber ich befürchte das Schlimmste.«

Zweitausend Kilometer bis San Remo – mit der Kutsche bis Karlskoga, mit dem Zug bis Göteborg, mit dem Schiff durch das klippenreiche Kattegat bis Lübeck, dann quer durch Deutschland, über die Alpen bis nach Italien – in dieser Jahreszeit mit Schneeverwehungen, Stürmen, vereisten Straßen.

»Ich packe dir was zu essen ein.« Mechanisch stand Sigrid auf, legte Brot, Schinken, Lachs auf den Tisch. Natürlich mußte Ragnar dem Hilferuf folgen. »Hat er die Depesche selbst aufgegeben?«

»Nein, das ist der Hauptgrund meiner Besorgnis: August Oswald, sein Hausvorsteher.«

Alles ging wie einstudiert. Ragnars Reisegepäck stand

immer griffbereit. Er fügte nur die Unterlagen seiner Untersuchungen, über die er mit Nobel sprechen wollte, hinzu, obgleich es ihm unsinnig vorkam. Er nahm die Tasche mit der Verpflegung auf, stand, in beiden Händen sein Gepäck, vor Sigrid, beinahe hilflos.

Sie schüttelte leicht den Kopf. So konnte sie Ragnar nicht gehen lassen. Er verstand, stellte das Gepäck auf die Dielen. »Liebste«, flüsterte er. »Ich kann es noch nicht glauben, daß ich morgen nicht bei dir sein werde.«

»Du wirst mich nicht unnötig warten lassen. Diese Gewißheit gibt mir Kraft. Ich werde jeden Tag auf eine Nachricht hoffen.«

»Jeden Tag!« Er zog sie behutsam an sich, küßte ihre Augen, die naß wurden, ihren Mund.

Der Schlitten fuhr vor. Pferde schnaubten, rissen ungeduldig am Geschirr. Der Kuckuck sprang aus seinem Loch. Sigrid und Ragnar lachten, als wäre alles nur ein Traum.

2

Diesen Augenblick hatte Nobel gefürchtet, und doch kam er überraschend. Der Schlag traf ihn schlimmer als gedacht. Er konnte noch denken, auch sprechen, doch was waren das für Laute?

Nach dem Anfall hatte er sich auf dem Teppich seines Arbeitszimmers wiedergefunden, hilflos wie ein neugeborenes Kind. Seine Arme und Beine zuckten, sein Mund war verzerrt, undeutlich nur nahm er einzelne Gegenstände wahr.

Die Enge in seiner Brust bereitete ihm die heftigsten Schmerzen. Jeder Atemzug war eine Qual, als bohrten sich Nadeln in seine Lunge. Doch er wußte, es war das Herz, das die Atemnot verursachte, ihn an den Rand des Erstickens trieb. Das Blut erhielt nicht genügend Sauerstoff.

Ein tödlicher Kreislauf oder das Ende, der Einstieg

ins Nirwana oder in das Paradies oder in ein anderes Leben. Die Antworten der Religionsstifter und ihrer Propheten und Ausleger bezeugten nur, daß sie das Rätsel, das alle und alles umgab, nicht lösen konnten. Der Tod war gewiß, aber nicht, was danach kam. Die menschliche Kunst endete an dieser Grenze. Der Glaube war ein Versuch, sie zu überwinden. Die Materialisten, die Gott abschaffen wollten, erfanden nur einen anderen Namen für ihn, der alles hervorgebracht haben sollte, das Plankton und die Qualle, den Dinosaurier und den Affen, das Schwein und den Menschen.

Es mußte aber ein Wesen geben wie Gott, denn wie sonst konnte der Mensch Gott denken!

Endlich, endlich erschienen seine Hausangestellten. Sie hoben ihn auf, legten ihn auf sein Bett. Gleich würde er aufstehen können. Der Schwächeanfall würde – wie so oft – vorübergehen. Er würde seine Arbeit fortsetzen und im Sommer seine Idee verwirklichen, gemeinsam mit Sohlman, in seiner Heimat, in Schweden, in Bofors. Alles, was sein Vater einst erreichen wollte, hatte er geschafft, nur das eine nicht, noch nicht.

Es war gut, daß er sich auf Schweden besonnen hatte. Nach dem Tod seiner Mutter war er nicht mehr so eng mit seiner Heimat verbunden gewesen. Natürlich war er Kosmopolit und überall zu Hause, wo er arbeiten konnte. Dafür hatte er sich die besten Plätze in der Welt ausgesucht, zuerst Deutschland, dann Frankreich, schließlich Italien und nun Schweden.

Sein Atem ging pfeifend. Er versuchte, die Hände zu öffnen und zu schließen, aber die Finger folgten ihm nicht. Warum konnte er seine Beine nicht aus dem Bett heben und aufstehen, einfach aufstehen?

Der Schlag hatte ihn niedergeworfen wie der Sturm einen morschen Baum. Kein Mensch war bei ihm, der ihn liebte, das war das Schmerzlichste dieses Augenblicks.

Seit vielen Jahren schon hatte er diese Situation vor-

ausgesehen. Er wollte sich mit ihr abfinden, aber nun wußte er, daß ihm nichts geschenkt wurde. Er würde einsam sterben, ohne die Hand einer geliebten Frau oder eines Freundes halten zu können. Fremde umgaben ihn, die sich überlegten, was sie ihm wert gewesen sein könnten, und danach ihren Anteil am Erbe berechneten.

Er wollte ihnen gegenüber nicht undankbar sein. Sie ließen ihn nicht im Stich, bemühten sich um ihn. Sie hatten es gut bei ihm gehabt und waren ihm auch jetzt ergeben, eilten geschäftig umher, holten den Arzt, der besorgt den Puls fühlte, die Brust abhorchte, Ratlosigkeit in den Augen. Nein, Doctores der Medizin, ein Nobel ließ sich nichts vormachen, hatte sich sein ganzes Leben nichts vormachen lassen.

Nur in der Liebe war er blind gewesen. Das, wonach er sich am meisten gesehnt hatte, eine treue Frau, Kinder, eine Familie, war ihm versagt geblieben. Wie leicht wäre es ihm ums Herz, wenn es eine Frau gäbe, die tröstende Worte für ihn fände; und Kinder, die ihm zur Seite stünden. Statt dessen hatte er viele Jahre an eine Person verschwendet, die seiner nicht würdig war. Und doch hatte er sie geliebt, war ihr achtzehn Jahre lang ergeben gewesen, hatte ihre Kapricen ertragen, ihre Treulosigkeiten erduldet – immer in der Hoffnung, das Gute in ihr zu wecken.

Stöhnend wälzte er sich auf dem Bett. Die Diener mußten ihn festhalten, sonst wäre er auf den Boden geglitten. Er hörte ihre Worte, die Anweisungen des Arztes, schlürfte die Medizin, spürte, wie Tropfen über seinen Bart flossen. Er hörte sich sprechen, aber niemand schien ihn zu verstehen. Ratlose Augen starrten ihn an. Hoffentlich kamen sie auf die Idee, Sohlman, Hjalmar und Emanuel zu benachrichtigen – wenn es schon schlecht um ihn stand. Sie mußten wissen, wem er in der letzten Zeit besonders verbunden gewesen war.

Aber er wollte nicht sterben. Sein Geist wehrte sich.

Er hatte die Formel im Kopf. Würde man eine Rakete mit einer entsprechenden Ladung brisanten Sprengstoffs abfeuern, konnte man damit schon aus weiter Ferne ein ganzes Regiment vernichten. Dann würde sich niemand finden, der den Tod so vieler Menschen auf sein Gewissen nahm. Und wenn es einer versuchen wollte, dann würden die anderen ihn daran hindern, denn so verrückt konnte kein Mensch sein. Endlich würde Friede auf dieser Erde herrschen, ein Zustand, den selbst Jesus Christus nicht hatte erreichen können.

Es war nicht gut, angesichts des Todes zu lästern. Er empfand viel zuviel Respekt vor dem Mann, der die Liebe gepredigt und vorgelebt hatte und sich in voller Unschuld ans Kreuz schlagen ließ, obgleich er sein Leben hätte retten können. Aber ihn erwartete ja auch eine großartige Belohnung, denn er würde zur Rechten Gottes sitzen und selbst Herr über Leben und Tod werden. Für die Juden war er ein Ketzer, für ihn aber, den Freidenker, ein großartiger Mensch, der Gott besonders nahegekommen war. Er würde ihm die Lästerungen verzeihen, denn er würde seine Seele besser kennen als die Menschen alle.

Er liebte sie nicht wie Jesus, ein so großes Herz besaß er nicht, aber er achtete sie, und einige mochte er gern. Nicht wenigen hatte er geholfen, denen, die etwas mit seinem Geld anfangen, nicht den Faulen und Nichtstuern, die nur verpraßten, was fleißige Hände erarbeiteten. Geld ausgeben war keine Kunst, Geld erwerben dagegen wohl. Im Schweiß seines Angesichts soll der Mensch schaffen.

Die Medizin schien anzuschlagen. Hoffentlich stand ihm nicht das Schicksal seines Vaters bevor, von dem er auch die Angst vor dem Scheintod übernommen hatte. Aber die Anlage, die sein Vater für Scheintote erfunden hatte, wollte er nicht für sich in Anspruch nehmen. Wenn sie ihn begruben, wollte er wirklich tot sein. Deshalb sollte ihm der Arzt die Pulsadern öffnen. Der Ge-

danke, im Grabe aufzuwachen und einen Mechanismus betätigen zu müssen, der eine Glocke zum Läuten brachte, war ihm unerträglich. In der Nacht würde sie niemand hören, oder man würde das Gebimmel für einen grausigen Spuk halten. Am Tage würde das Geläute alte Frauen erschrecken. Kopflös würden sie davonrennen, eine Panik hervorrufen. Die Angst in der Gruft, ob man kommen und ihn ausgraben würde, war schlimmer, als tot zu sein.

Vielleicht war er gar nicht so krank. Die Nobels neigten zur Hypochondrie; besonders sein Bruder Ludvig hatte jeden Tag gedacht, er wäre von einer anderen unheilbaren Krankheit befallen. Er konsultierte Ärzte, suchte Bäder auf, lernte dort neue Krankheiten kennen und begann, sie zu fürchten. Dabei waren Ludvig und Robert von Kindheit an viel robuster gewesen als er, Alfred, das Sorgenkind. Wäre seine Mutter nicht gewesen, die ihn in seiner Hilflosigkeit beschützt und während seiner langen Erkrankung gepflegt hätte, wäre er keine fünf Jahre alt geworden.

Der Tod seiner Mutter hatte sein Leben verändert. Solange sie gelebt hatte, wußte er, daß es einen Menschen gab, der ihn liebte und ihn nie enttäuschte.

Plötzlich sah er ihr Gesicht vor sich, wonach er sich seit ihrem Tod vergeblich gesehnt hatte. Eine große Ruhe überkam ihn, eine stille Freude, ein heftiges Glück. Er erkannte die sanfte Güte in ihren Augen, den bescheidenen Stolz, mit dem sie ihn begrüßte, wenn er nach Stockholm gekommen war, um ihr zum Geburtstag zu gratulieren. Oft kamen auch seine Brüder mit ihren Familien, und alle mußten ins Hotel ziehen, weil keinem der Vorzug gegeben werden sollte, bei der Mutter zu wohnen. Obgleich Alfred wußte, daß sie am liebsten ihn bei sich gehabt hätte. Nie hatte sie etwas von ihm verlangt, aber verwöhnen ließ sie sich gern. Eine solche Frau hatte er gesucht.

Das Fräulein von Kinsky wäre vielleicht die Richtige

für ihn gewesen. Sie hatte ihm vom ersten Augenblick an gefallen. Sie war eine schöne Frau, genau im passenden Alter für ihn, sie hatte auch eine gute Erziehung genossen. In drei Sprachen konnte sie korrespondieren – die ideale Sekretärin für ihn. Sein Leben wäre anders verlaufen, wenn sie bei ihm geblieben wäre und den Baron Suttner vergessen hätte, der viel zu jung für sie war.

Hatte er sich deshalb so schnell in die andere verliebt? Sie war ganz anders als Berta von Kinsky. Ein einfaches Mädchen, das viel Liebreiz besaß, fesch und unbekümmert war, ein herziges Kind, das zu verwöhnen ihm Freude bereitere. Er hatte zuviel des Guten getan, aber das begriff er erst, als es zu spät war.

Dabei hätte er das liebe Sofiechen so gerne glücklich gemacht. Viele schöne Stunden hatten sie miteinander verbracht, waren einander gut und miteinander froh gewesen. Wie hatte er sich um sie gesorgt! Er liebte sie doch, sehnte sich nach ihr. Aber sie verstand ihn nicht, fügte ihm viel Leid zu und mißbrauchte seinen Namen. Das konnte er ihr nicht verzeihen.

Es war gut, daß er sie trotzdem noch einmal besucht und Frieden mit ihr geschlossen hatte. Er gehörte nicht zu denen, die einen Menschen, dem sie nahegestanden hatten, einfach vergessen oder verleugnen konnten. Er besaß alle ihre Briefe. Auch sie hatte die seinen aufgehoben. Also mußte er ihr etwas bedeutet haben – und nicht nur sein Geld, das ihr zum Verhängnis geworden war. Glücklicherweise hatte er sie im unklaren über sein tatsächliches Vermögen gelassen. Sie würde sich wundern, wenn sie erfuhr, was für ein Goldfisch ihr durch die Netze gegangen war.

Es wurde immer dunkler um ihn herum. War es das schwindende Tageslicht, oder versagten seine Augen? Er sah doch alles genau vor sich, Paris, Mireille, seine Liebste. Sie war so jung. Voller Hoffnung blieb sie zurück, als er nach Amerika reiste, Mireille. Er flüsterte ihren Namen, er klang gut in seinen Ohren. Es war ihm, als

antwortte sie. »Alfräd« sagte sie immer, betonte die letzte Silbe. Komm bald zurück. Als hätte sie geahnt, daß ihrem Glück schon das Ende gesetzt war. Kein Wort hatte er ihr mehr sagen können. Sie war tot, als er zurückkehrte, einen Tag zuvor gestorben. Nie konnte er diesen Anblick vergessen. Sie hatten zu seiner Mutter fahren wollen, die Hochzeitsreise nach Italien unternehmen. Bald würde er ihr Schicksal teilen. Vierzig Jahre lagen dazwischen. Ihr Grab war längst von Efeu überwuchert. Mireille, Mireille. Nichts hatte sie von seiner großen Zukunft geahnt.

Die Schmerzen wurden wieder stärker. Ein gutes Zeichen, der Körper reagierte. Er brauchte wieder die Medizin, der er seinen Reichtum verdankte, Sprengöl! Nitroglyzerin! Im Körper explodierte es selbst bei höchsten Fiebergraden nicht. Ein Lachen überkam ihn, ein verzerrtes Lachen. Wieder griffen Hände nach ihm. Vorsicht, sagte er, daß ich nicht explodiere. Doch sie verstanden ihn anscheinend nicht, hätten doch lachen müssen, diese Gesichter. Ein Kranker, der Witze riß, war bald wieder gesund. Sollten ihn endlich loslassen, daß er aufstehen konnte. Niemand hätte früher gewagt, ihn festzuhalten.

Er bäumte sich auf, sank gleich wieder kraftlos zusammen. Dreißig Millionen Kronen betrug sein Vermögen. Es würde nicht in unwürdige Hände kommen. Er hatte sein erstes Testament rechtzeitig für ungültig erklärt und ein neues aufgesetzt. Nicht wenigen würden die Augen aufgehen. Endlich würde man wissen, wer Alfred Nobel war, über den man schon einmal einen Nachruf verfaßt hatte – als sein Bruder Ludvig gestorben war.

Nur wenige wußten etwas von seinem Vermächtnis, seine Neffen nicht und das Sofferl auch nicht. Sie würden enttäuscht sein, kannten eben den alten Brummbären nicht, obgleich er sie alle bedacht hatte. Vielleicht würde ihn Emanuel verstehen und den Zweck seines Testaments erkennen. Was sollte auch ein einzelner mit

dem Vermögen. Das Geld verdarb die meisten Menschen; nur wenige konnten damit etwas Vernünftiges anfangen. So großmütig wie er war nicht jeder, daß er mehr verschenkte, als er für sich selbst ausgab. Dabei war er nicht anspruchslos, bediente sich aller Kostbarkeiten und Genüsse, ohne sich irgendwie einzuschränken, außer in Dingen, die ihm nichts bedeuteten.

Dafür, daß er so gut für andere vorgesorgt hatte, hätte er ein langes Leben verdient. Doch ging es hier nicht nach Verdienst, sondern nach Ratschlüssen außerhalb des menschlichen Verständnisses. Dieses ewige Rätsel! Gern hätte er einen Blick hinter die Kulissen getan, aber wenn überhaupt, dann geschah es wohl erst, wenn die Schwelle überschritten war. So wenig Zeit war dem Menschen vergönnt, sein Haus zu bestellen, sich mit dem Jenseits, dem Ewigen auszusöhnen.

Der Schmerz in der Brust bäumte ihn auf. In diesem Augenblick wußte er, daß sein Körper, den er so oft strapaziert hatte, keine Kraft mehr besaß. Die Gesichter um ihn erkannte er nicht. Er sah die Kerzen, deren Leuchten sich in einem Kreis konzentrierte. Dann spürte er ein endloses Hinabsinken, eine bleierne Schwere und plötzlich Leichtigkeit, als wäre er frei von jeder Last.

3

Der Abschied war Sohlman viel schwerer gefallen, als er sich eingestehen wollte. Das Telegramm hatte ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Mehrmals zog er die Depesche aus der Tasche, als müßte er sich immer noch einmal vergewissern, daß er nicht einer Täuschung unterlag.

Je weiter der Zug sich in der verschneiten Landschaft verlor, desto unwirklicher fühlte Sohlman sich in dem rotgepolsterten Abteil erster Klasse. Das Werbeplakat an der gegenüberliegenden Wand, das eine Insel mit Pal-

men, weißem Badestrand und azurblauem Himmel zeigte, schien ihn narren zu wollen. Er hatte sich die Reise an die Riviera ganz anders vorgestellt. Aber er würde sie nachholen, im Mai nächsten Jahres mit Sigrid an seiner Seite.

Seltsam bewegt sah er auf die vorüberfliegenden Täler, Seen, Wälder und Felsen. Niemals hätte diese Strecke in so kurzer Zeit gebaut werden können ohne Dynamit. Ganze Felsmassive waren weggesprengt worden, um den Geleisen Platz zu schaffen. Zugleich mußte das Gestein zu Schotter zertrümmert werden, um die Schwellen festzustopfen, damit sich die Schienenstränge nicht verwarfen. Die Ingenieure und Streckenbauer hatten gute Arbeit geleistet; der Schlag der Achsen wirkte wie der Rhythmus zur Melodie des sanften Gleitens.

Nobels Erfindungen waren zur richtigen Zeit gekommen. Aber er war nicht nur ein Erfinder, sondern auch der Mann, der sie wirtschaftlich zu nutzen verstand. Seine Fabriken befanden sich in vielen Ländern Europas, in Nord- und Südamerika, in Japan, Australien, Südafrika.

Hoffentlich würde er nun endlich einsehen, daß er mit seinen Kräften haushalten und dem Rat der Ärzte folgen mußte. Er hielt nicht viel oder fast gar nichts von ihrer Kunst, verspottete die beiden Kapazitäten in Paris als Fakultätsesel, von denen der eine die Ursachen seiner Beschwerden als rheumatische Gicht, der andere als gichtartigen Rheumatismus bezeichnete.

Jedenfalls mußte es ihn schwerer als sonst getroffen haben, denn noch nie hatte Nobel, der häufig unter Migräne und anderen Erkrankungen litt, Hilfe herbeirufen lassen. Dennoch wollte sich Sohlman nicht unnötig ängstigen. Je älter einer wurde, desto empfindlicher reagierte er. Wenn Nobel sich das auch nicht eingestand, er wurde schnell ungeduldig, geriet leicht in Hast, verbarg beides durch den unvermittelten Abbruch eines Gesprächs oder Experiments.

Wahrscheinlich brauchte Nobel nur persönlichen Beistand, einen Freund, um nicht nur Personal um sich zu haben. Vielleicht mußte er einige Zeit das Bett hüten, wollte ihn deshalb im Hause wissen, um sich mit ihm beraten zu können. Möglicherweise wollte er sogar mit ihm über seine literarische Arbeit sprechen, die ihn seit seiner Jugend beschäftigte. Zwar hatte Nobel auf diesem Gebiet bisher keinen Erfolg gehabt, doch er liebte die Poesie und sprach gern über Literatur und hin und wieder auch über seine eigenen Ambitionen.

Das würde sich alles besser einrichten lassen, wenn neben der Villa Nobel die Villa Sohlman bezogen werden konnte. Ein bißchen vermessen kam sich Sohlman bei diesem Gedanken vor, denn eine solche Anerkennung verdankte er noch nicht seinen eigenen Leistungen, sondern der Gunst Nobels. Er würde sich gewaltig anstrengen müssen, um der hohen Erwartung gerecht werden zu können.

Sohlman lehnte sich in die Polster zurück. Wenn er schon in dieser unwirtlichen Jahreszeit reisen mußte, wollte er die Not zur Tugend machen und die Fahrt genießen. Der Zug fuhr mit einer herrlichen Geschwindigkeit; ab und zu ließ der Lokomotivführer die Dampfpfeife ertönen, als müßte er seine Freude über die schnelle Fahrt kundtun.

Das Reisen war zu einem Vergnügen geworden. Die Eisenbahn hatte die Postkutschen ebenso verdrängt wie das Gaslicht die Ölfunzel. Felsen und Berge boten dem Bau von Straßen und Eisenbahnen keine unüberwindlichen Hindernisse mehr, seit Nobel das Nitroglyzerin technisch verwertbar gemacht hatte. Noch nie waren in einem so kurzen Zeitraum so viele neue Verkehrswege erschlossen worden wie seit der Erfindung der neuen Sprengstoffe. Berge wurden durchbrochen, Kanäle gezogen, Felsenriffe beseitigt. Auf allen Kontinenten wurden Nobels Sprengstoffe beim Abbau von Kohle und Erzen und in Steinbrüchen verwandt.

Nur wenige andere Erfindungen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hatten den Menschen so gewaltige Kräfte in die Hand gegeben wie das Dynamit, die Sprenggelatine und das Ballistit. Naturwissenschaften, Technik und Medizin vollbrachten wahre Wunder. In wenigen Jahrzehnten konnten die Menschen die Erde in ein Paradies verwandeln, in dem es keine Armen und Ungebildeten mehr gab. Die Weihnachtsbotschaft würde sich erfüllen: Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Aber die Geister schieden sich – wie immer. Noch waren die Verhältnisse nicht so und die Menschen auch nicht. Überall gab es Krisenherde, Waffengeklirr, Eroberung und Unterwerfung. Aus der Liebe heraus waren die meisten nicht fähig, Frieden zu halten. Also mußten sie aus der Angst heraus dazu veranlaßt werden.

Würde diese Rechnung aufgehen? Bisher hatte keine Waffe die Militärs und Regierungen bewogen, sie nicht anzuwenden, obgleich es Granaten gab, die mehrere Häuser mit einem Schlag zertrümmern konnten. Im Gegenteil, Minister und Generäle gierten geradezu nach überlegenen Waffen und schröpften die Bürger mit Steuern für ihre Rüstungen.

Unter den Franzosen gab es nicht wenige, die nach Rache für Sedan schrien und Elsaß-Lothringen zurückerobern wollten. England fühlte sich durch den Bau deutscher Schlachtschiffe bedroht. Die Deutschen wähten sich bei der Eroberung von Kolonien zu kurz gekommen. Die Russen wiegelten die Balkanvölker gegen die k. u. k. Monarchie Österreich-Ungarn auf und legten sich im Fernen Osten mit den Japanern an. Zwischen Schweden und Norwegen gab es Spannungen, die zu feindseligen Reden führten. Selten war die Stimme der Vernunft, häufig das Säbelrasseln zu vernehmen. Die wenigen, die dem Frieden das Wort redeten, wurden vom Chor der Kriegslüsternen niedergebrüllt.

Würde Nobel gegenüber Berta von Suttner recht be-

halten, daß mit seinen Fabriken der Friede eher zu erreichen sein werde als mit ihren Friedenskongressen?

Der Zug erreichte Göteborg eine Minute vor der planmäßigen Ankunft, wie Sohlman mit einem Blick auf die goldene Taschenuhr, die Nobel ihm zur Hochzeit geschenkt hatte, feststellte. Trotz des eisigen Windes, der Schneeschauer aus den tiefhängenden Wolken schüttelte, warteten mehrere Droschken vor dem Bahnhof. Ein Gepäckträger bot Sohlman seinen Dienst an und empfahl ihm einen Kutscher, der zwei gut genährte Rappen vor seinem Wagen hatte. Die Straße zum Hafen wurde erweitert; über einen Umweg gelangten sie zur Anlegestelle. Schaumkronen liefen über die bewegte See. Aus dem Schornstein des Dampfers stieg schwarzer Rauch. Die Maschine stampfte, das Deck vibrierte mit.

»Wir laufen pünktlich aus«, sagte der Kapitän.

Sohlman stieg an Deck, blickte auf die Stadt, die hinter einem Schleier aus Dunst und Nebel lag. Sie hatte sich in den letzten Jahren stark vergrößert. Die Hafenanlagen waren erweitert und modernisiert worden.

Die Dampfpeife ertönte, das Schiff legte ab, gewann die Mitte des Fjords, der sich wie ein gewaltiger Strom zwischen den felsigen Ufern erstreckte. Eisschollen schwankten in den Wellen, Inseln, von bizarren Eisgebilden geschmückt, zogen vorüber. Obgleich es hier wärmer war als in Bofors, ließ die feuchtkalte Luft Sohlman frösteln. Blinkfeuer flammten auf, unter den dicken Wolken zog die Nacht schnell herauf.

Sohlman stieg die steile Treppe zur Offiziersmesse hinab, hielt sich mit beiden Händen an dem blankpolierten Geländer fest, denn das Schiff hob und senkte sich. Je weiter es ins Kattegat hinausgelangte, desto heftiger wurden die Bewegungen. Sohlman gewöhnte sich schnell daran, schließlich war er zweimal über den Atlantik geschifft, hatte auch einen schweren Sturm überstanden.

Der Kapitän hieß Sohlman mit einem steifen Grog

willkommen. Er war der einzige Gast auf dem Frachtschiff, das Travemünde in der Morgenstunde erreichen sollte. Der Schiffsjunge deckte den Tisch, der Smutje servierte ein kräftiges Abendessen, an dem noch ein Offizier teilnahm. Es war wohlig warm in der Kajüte. Die Wellen schlugen gegen die Bullaugen, die Maschine lief mit voller Kraft.

»Ich habe mich rechtzeitig auf das moderne Dampfschiff umgestellt«, sagte der Kapitän. »Mit dem Raddampfer hatte ich nichts im Sinn, da war mir das Segelschiff lieber, aber jetzt, mit dem Schraubendampfer, schaffe ich das Dreifache, bin unabhängig vom Wind und brauche weniger Personal.«

»Wahrscheinlich wird es bald noch andere, wirkungsvollere Maschinen als Dampfmaschinen geben«, erwiderte Sohlman. »Maschinen, deren Verbrennungsmotoren mit Gas oder Öl angetrieben werden, wie sie Daimler und Benz entwickelten oder Diesel, der an einer neuen Erfindung arbeitet.«

»Die bringen viel zuwenig Leistung für die Schifffahrt. Unsereins muß abwarten und erst zugreifen, wenn sich etwas Neues gut anläßt.«

Sohlman begab sich noch einmal an Deck, um frische Luft zu schnappen. Das Schiff rollte in der aufgewühlten See, von der sich die Schaumkronen abhoben. Himmel und Wasser gingen ineinander über. Lichter wanderten durch das dunkle Grau, tauchten auf, verloren sich. Ab und an flammten Blinkfeuer durch die Nacht.

Obgleich er im Zug hin und wieder geschlafen hatte, überfiel ihn Müdigkeit. Er legte sich in die Kojе, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Ob Nobel nur ihm hatte telegrafieren lassen? – Dann würde es nicht schlimm um ihn stehen. Aber wenn er auch seine Nefen, Emanuel und Hjalmar, zu sich gerufen hatte... Diesen Gedanken wollte er verwerfen, doch war es sicher gut, die Nefen zu benachrichtigen.

Als Sohlman erwachte, sah er die Lichter von Trave-

münde. Es wurde Zeit, das Frühstück einzunehmen. Die Mannschaft bereitete sich auf das Landemanöver vor. Der Wind wurde schwächer, das Fahrwasser ruhiger. Die ersten Schritte an Land waren ungewohnt. Sohlman ließ sein Gepäck in eine Droschke tragen und fuhr mit ihr nach Lübeck. Bis zur Abfahrt des Fernzugs blieb ihm Zeit genug, sich mit den Familien Nobels in Verbindung zu setzen. Die Depeschen flogen hin und her.

Nobel hatte auch Emanuel und Hjalmar zu sich gerufen. Sie waren ebenfalls abgereist.

Von nun an mußte Sohlman gegen seine wachsende innere Unruhe kämpfen. Er versuchte, sich mit Lesen abzulenken, doch immer wieder kehrten seine Gedanken zu der Frage zurück, wie schwer Nobel erkrankt war. Er ging in den Speisewagen, aber das Essen, obgleich von vorzüglicher Qualität, schmeckte ihm nicht. Er trank eine Flasche Wein, die seine Sorge ein wenig dämpfte, doch nur für ein, zwei Stunden. Er starrte aus dem Fenster, um sich von den wechselnden Landschaftsbildern gefangennehmen zu lassen, vergeblich.

Der Zug fuhr schnell, doch zu langsam für die Angst, vielleicht zu spät in San Remo einzutreffen. Natürlich wehrte er sich gegen diesen Gedanken. Schließlich gab es überhaupt keinen Grund zu der Annahme. Das Telegramm enthielt nur die Mitteilung von der Erkrankung. Aber in sechzig Stunden konnte viel geschehen. Sohlman blickte immer wieder auf die Uhr. Er war jetzt sechsunddreißig Stunden unterwegs, der Abend des neunten Dezember hüllte das Land ein. Das Königreich Hannover lag hinter ihm, der Zug fuhr durch Franken, Württemberg, passierte Würzburg, Stuttgart. Vor ihm lagen Zürich, Mailand, Genua. Von dort war es nur noch ein kurzes Stück bis San Remo.

Es beruhigte Sohlman, daß er über die Hälfte der Strecke hinter sich hatte. Wenn es sich auch gut im Schlafwagenabteil erster Klasse fuhr, das lange Sitzen

und Liegen strengte an. Er kam sich vor wie in einem Käfig und fühlte es Nobel nach, der unglaublich viel gereist war und ein Abteil als rollendes Gefängnis bezeichnete. Doch war ihm seit seiner Jugend das Reisen ein Bedürfnis. Er liebte den Wechsel von Städten und Landschaften, reiste gern in Badeorte, weniger, um sich einer Kur zu unterziehen, von der er nicht viel hielt, als um einfach auszuruhen und ein anderes Milieu zu genießen. Hin und wieder gefiel er sich auch als Gesellschafter, aber nur für eine kurze Zeit. Er mochte den gesellschaftlichen Klatsch nicht, der ihn höchstens zu spöttischen oder sarkastischen Bemerkungen reizte, er liebte das Gespräch im kleinen Kreis, vor allem aber die Arbeit im Laboratorium, das Sinnieren, Probieren, Experimentieren. Die Verbesserung einer Methode, die Konstruktion eines Werkzeuges oder einer sinnreichen Apparatur machten ihn glücklich. Welche Wunder von Arbeitsmitteln waren so einfache Instrumente wie das Lot, die Wasserwaage, das Filterpapier, die Probierröhrchen, die Wasserstrahlpumpe oder chemische Substanzen wie Säuren, Basen, Reagenzien, Kieselgur. Bis zur Erschöpfung konnte Nobel arbeiten, ohne sich Zeit zum Essen oder Schlafen zu nehmen, verwundert, daß ein Assistent solcherlei Bedürfnisse verspürte oder während einer Versuchsserie Feierabend machen wollte. Wer so mit seinen Kräften umging, mußte eines Tages zusammenklappen.

Hinter dem Vierwaldstätter See erhob sich das Sankt-Gotthard-Massiv. Der Schnee auf Bergen und Wäldern glitzerte in der Morgensonne. Sohlman ließ das Fenster herunter und atmete die klare Luft tief ein. In zahllosen Windungen schlängelte sich der Zug über Galerien, Brücken, Durchlässe und Tunnel beträchtliche Steigungen empor. Hinter Wassen erblickte Sohlman den 2873 m hohen Gurschenstock und nach einer Kehre den Mont Rosa. Gleich darauf kündete ein Schild den fast 15 km langen, großen Tunnel an, der kurz hinter der Station

Göschenen in 1109 m Höhe begann und bei Airolo in 1146 m Höhe endete. Sohlman schloß das Fenster, aber der Qualm zog durch die Ritzen. In kleinen Nischen leuchteten Lampen, die das Gestein, Gneis, Glimmer, Hornblendeschiefer und Granit erkennen ließen. Unglaubliche Mengen an Sprengstoff waren verbraucht worden: Nobels Werke hatten ihn geliefert in Gestalt der neuen Sprenggelatine. Sosehr er sonst Empfänge und große offizielle Veranstaltungen mied, an der Eröffnung der Sankt-Gotthard-Bahn im Frühjahr 1882 hätte er gern teilgenommen.

»Bei der eiligen Fertigstellung der Bahnlinie«, schrieb er ärgerlich, »konnten durch das Dynamit und die Sprenggelatine Millionen – und zwar an den Zinsen allein – eingespart werden. Hier muß aber ein Irrtum vorliegen, sonst hätten diese doch sonst nicht so schlechterzogenen Tölpel nicht versäumt, mir eine Einladung zu dieser Zeremonie zu schicken.«

Jetzt kam ihm die neue Bahnlinie in einem anderen Sinne zunutze, sie verkürzte die Reisezeit erheblich. Als das Tageslicht wieder den Zug umflutete, atmete Sohlman auf. Der Zug rollte abwärts entlang des Ticino bis Bellinzona und weiter am langgestreckten Lago Maggiore vorbei, der bis an die Poebene heranreichte. Gegen Abend würde er die Villa Nobel erreichen, die Nobel anfänglich Mio Nido genannt hatte, bis ihm einer scherzend sagte, ein Nest wäre es nicht, denn darin lebten zwei. In diesem Punkt war Nobel äußerst empfindlich.

4

Nobel erwachte, doch er wagte nicht, die Augen zu öffnen. Ihm war ganz leicht zumute. Hatte er die Schwelle übertreten, würde er Gott erblicken? Oder war er nicht tot, und es war eingetroffen, was er immer gefürchtet hatte: daß er auch im Grabe keine Ruhe finden würde.

Hatten sie ihm seine Pulsadern nicht geöffnet und ihn lebendig begraben?

Mit einem Schrei richtete er sich auf und blickte umher, Angstschweiß auf der Stirn. An seinem Bett saß der Arzt, sah ihn freundlich an. »Sie müssen ruhig liegenbleiben«, sagte er. Behutsam legte er den Arm um Nobels Nacken und drückte den Körper sanft in die Kissen.

Er war nicht tot, nicht lebendig begraben. Er lebte. Der Arzt flößte ihm Medizin ein und Wasser. Seine Lippen waren spröde, als wären sie zerrissen, sein Hals wie ausgedörrt. Der Anfall war vorüber.

Nobel wollte aufstehen, doch die Muskeln gehorchten ihm nicht. Er mußte noch ein wenig ausruhen, aber er wollte nicht wieder einschlafen, nur ein bißchen vor sich hin träumen wie damals, als er ein hilfloses Kind war, von Schwäche und Krankheit geplagt.

Damals hatte er den besten Menschen an seiner Seite, die Mutter: Ohne sie, ohne ihre Hingabe hätte er nicht überlebt. Dabei war sie selbst in einer schlimmen Situation. Sie stand allein mit ihren zwei Söhnen, denn, noch während sie 1833 mit ihm schwanger ging, stürzte sein Vater die Familie in Schulden. Doch sie sagte nie ein böses Wort über ihn. Sie liebte ihn so, wie er war, unternehmungslustig und eigenwillig. Er war fleißig und geschickt, aber er hatte zuviel für seine Experimente investiert, mußte Konkurs anmelden und konnte nur einen Teil der Schulden abdecken.

Ein Unglück zog das andere nach sich. In wenigen Stunden brannte ihr Wohnhaus in Knaperstadt auf Långholmen ab, kurz vor seiner Geburt.

Als er sechs Jahre alt wurde, führte die Mutter ihn dorthin. Nichts war von dem Haus übriggeblieben als ein paar verkohlte Balken, zwischen denen Birken und Brennesseln wuchsen.

Vier Jahre mühte sich der Vater, um wieder auf die Beine zu kommen. Er versuchte, die Regierung für einen neuen Ranzen zu interessieren, in dem die Solda-

ten nicht nur ihr Gepäck unterbringen, sondern den sie zu einem Kissen aufblasen, als Schwimmweste verwenden und – aneinandergebunden – als Brücke benutzen konnten. Ohne Erfolg. Seine anderen Arbeiten brachten nicht so viel ein, um die Schulden zu tilgen. »Ich muß im Ausland mein Glück versuchen«, sagte er.

Das waren schwere Stunden gewesen. Verstehen konnte er es noch nicht, aber er hatte es gespürt. Der Vater war plötzlich nicht mehr da. Ein Gläubiger hatte ihn sogar ins Schuldgefängnis werfen lassen wollen.

»Schulden« und »Gläubiger« waren Worte, die etwas Schlimmes bedeuteten. Niemals wollte er damit etwas zu tun haben.

Onkel Ahlsell half der Mutter, ein Geschäft zu eröffnen. »Die Familie muß zusammenstehen.« Er mochte den Vater. »Immanuel kommt wieder auf die Beine.« Sie freuten sich alle, wenn Onkel Ahlsell kam.

Allzuoft ging die Ladenklingel nicht, meist morgens, wenn die Frauen Milch oder Käse oder Gemüse kauften. Er konnte sich noch an den Geruch erinnern, der aus dem Laden kam. Die Mutter war immer beschäftigt, fand aber trotzdem Zeit, mit seinen Brüdern zu spielen und sich um ihn, das Sorgenkind, zu kümmern. Oft war er dem Tod näher als dem Leben.

Sie waren arm, wurden aber immer satt, auch an dem Abend, als Robert das Dreipfennigstück verlor, von dem er das Abendessen einkaufen sollte. Er war ganz verzweifelt, daß er der Mutter diesen Kummer bereitere, aber sie tröstete ihn. Viele Menschen lebten damals in Armut und Angst vor der Cholera, die auch in der Nachbarschaft Opfer forderte. Spielkameraden von Robert und Ludvig waren darunter. Nicht wenige verließen Schweden, um in Nordamerika ihr Glück zu machen, denn dort sollte das Gold nur so herumliegen.

Manchmal sprach die Mutter vom Vater. »Erst vierzehn Jahre war er alt, als er mit einem Segelschiff, der ›Thetis‹, als Kajütenwärter des Kapitäns Svedman in die

Welt fuhr. Drei Jahre kreuzte das Schiff entlang den Küsten von Dänemark, Frankreich, Portugal, Spanien, Griechenland, Ägypten, Afrika. Aber das Seemannsleben behagte ihm nicht. Er wollte Architekt werden.«

Was er sich in den Kopf gesetzt hatte, führte er durch. Er konnte die Höhere Architekturschule besuchen, dann die neugegründete Mechanische Schule an der Kunstakademie.

Wenn die Mutter von ihm erzählte, war er stolz auf seinen Vater. Sie bewahrte alle Urkunden auf, seine Zeichnungen, seine Modelle für eine Pumpe mit Windantrieb, für eine Wendeltreppe, für bewegliche Häuser, für Fülltürme, für einen Apparat zur Appretierung von Leinen. Erfindungen wurden seine Leidenschaft. »Es gibt unglaublich viel zu erfinden!« behauptete er, »aber die Leute hängen am Althergebrachten!«

Seine Patente für eine Hobelmaschine und für ein Triebwerk blieben ungenutzt. Doch das erschütterte ihn nicht. Er verdiente sein Geld als Bauunternehmer, genug, um Andrietta Ahlsell zu heiraten, Alfreds Mutter. Eine tapferere, gütigere Frau hätte er nie finden können.

Robert und Ludvig konnten sich noch an den Vater erinnern, Alfred kannte ihn nur aus den Erzählungen der Mutter und den Briefen, die sie vorlas.

In Finnland hatte er zwei Jahre lang Häuser gebaut, nebenbei seine Idee verfolgt, einen angreifenden Feind zu Wasser und zu Lande mit Sprengminen zu stoppen. In St. Petersburg gewann er dafür das Interesse des Generals und Industriellen Ogarev und gründete mit diesem die Fabrik »Ogarev & Nobel«, in der er neben Rädern und Drehbänken, Wasser- und Landminen später auch Zentralheizungen produzierte.

Endlich, 1842, durfte die Mutter ihm mit ihren Kindern folgen. Zuerst reisten sie mit einem Schiff, das bis Turku segelte. Die Reise war so schön, daß Alfred wünschte, nie am Ziel anzukommen.

Alles ließ er hinter sich, die ärmliche Behausung, die

Schule, Nachbarskinder, die ihn nicht selten gehänselt hatten, weil er sich zu schwach fühlte, um mit ihnen herumzutollen oder sich mit ihnen zu raufen. Die Septembersonne zog über einen wolkenlosen Himmel, das Wasser war von einem samtenen Blau, die Wellen warfen Sonnenblitze. Eine leichte Brise blähte die Segel; summte in den Wanten, spielte mit den Haaren, den Kleidern und dem Rauch, der aus der knorpeligen Pfeife des Kapitäns quoll.

Alfred sah sich auf einem Lederballen sitzen, die Beine von sich gestreckt, den Kopf im Nacken. Das Treiben an Bord war ebenso interessant wie das Spiel der Wellen, die gegen den Bug klatschten. Die Masten knarnten, der Steuermann bewegte das Ruder und manövierte das Schiff sicher an den zahlreichen Felseninseln bei Stockholm vorbei, bevor es die offene See gewann.

Alles war neu und ungewöhnlich für ihn und seine Brüder. Sie schwärmten, erinnerten sich an Vaters Seefahrerei und verstanden nicht, daß er ihr den Rücken gekehrt hatte. Natürlich würde jeder von ihnen Kapitän werden und ein Schiff nach Afrika, Amerika, Australien und China steuern. Was sie da erst alles erleben würden! Mit Seeungeheuern würden sie kämpfen, Wale erlegen, wilden Stürmen trotzen. Auch an Land würden sie Abenteuer bestehen, einsamen Siedlern gegen Indianer helfen; in Indien die sagenhaften Schätze aufspüren und als reiche Männer zurückkehren; ihre Mutter mit Perlen und Rubinen behängen. Ein Schloß würden sie bauen, in dem sie mit ihren Eltern wie im Schlaraffenland leben wollten. Dann würden die Nachbarn staunen, und man würde sie einladen, nur die Wucherer nicht, die den Vater ruiniert hatten.

Die Fahrt mit der Postkutsche hielt dem Vergleich mit der Schiffsreise in keiner Weise stand. Sie saßen eng zusammengedrückt auf der Bank, wurden hin- und hergeworfen, eingehüllt von dem Staub, den die Pferde hoch-

wirbelten. Nur auf den Poststationen war es besser. Sie konnten herumlaufen, ein paar Beeren in den Mund stopfen, die Glieder recken. Die Verständigung war schwer, man sprach finnisch oder russisch. Abends fielen sie todmüde auf ihr Lager, ohne Vorfreude auf den nächsten Tag. Die Plackerei dauerte mehr als eine Woche. Dann aber, endlich, sahen sie die Türme und Kuppeln in der Sonne blinken. Das mußte sie sein, die Zarenstadt an der Newa, nach den Ansichtskarten zu urteilen, die der Vater ihnen geschickt hatte.

Der Vater sah würdevoll aus. Er trug ein gestärktes Hemd, über der Weste eine goldene Uhrkette, in der linken Hand einen Spazierstock mit silbernem Knauf. Er war stolz, seiner Familie nun ein besseres Leben bieten zu können. In seinen dunklen Augen schimmerte die Freude. Er umarmte die Mutter, legte die Hände auf Roberts und Ludvigs Schultern, zog sie an sich. Alfred hob er auf den Arm, strich ihm über die Haare.

Alles war ungewohnt für Alfred und seine Brüder, die eigene Kutsche mit Kutscher und Pferden, das eigene große Haus mit vielen Zimmern und guten Möbeln, die fremde Sprache, das Ansehen, das sie in ihrer vornehmen Umgebung genossen, die große Fabrik mit den vielen Arbeitern, die alles das zu tun hatten, was ihr Vater anordnete.

»Schreiben und Lesen könnt ihr jetzt«, sagte er zu ihnen. »Eine Schule werdet ihr nicht mehr besuchen, ihr bekommt Hauslehrer, tüchtige Wissenschaftler, die euch nicht nur Wissen vermitteln, sondern beibringen, wie man sich selbst Wissen aneignen kann.«

Für Robert und Ludvig mochte das angehen, aber für ihn, den Zehnjährigen? Sein Geburtstag war ein Festtag wie nie zuvor. Es gab Kuchen, Smetane, Eiscrème, am Abend Kaviar, geräucherten Lachs; sogar einen Schluck Wein durfte er trinken. Das war plötzlich ein ganz anderes Leben als in Stockholm, ein Traum nur, denn in der Wirklichkeit konnte es das nicht geben. Die Mutter be-

kam eine Köchin, ein Stubenmädchen, eine Frau zum Einkaufen, eine andere, die die Räume pflegte.

Der Vater hielt die meisten seiner hochgestellten Bekannten für Schmarotzer, aber aus geschäftlichen Interessen mußte er ihren Umgang ertragen. Ohne Beziehungen, ohne persönliches Wohlwollen einflußreicher Leute kam niemand voran. Korruption war an der Tagesordnung. Er hatte sich nur durch seine Tüchtigkeit, Anpassung und die Gunst des Generals Ogarev, der seinerseits wieder von ihm profitierte, heraufarbeiten können.

Es war eine schöne Zeit für Alfred. Bald wurde er vertraut mit dem Vater. Seine Achtung und Zuneigung verwandelten sich in Liebe. Oft suchte er seine Nähe im Betrieb, im Laboratorium, in der mechanischen Werkstätte, wo Dampfmaschinen, Rohre und alle möglichen Eisenwaren hergestellt wurden. Niemals verließ er sie ohne eine Erklärung, Belehrung oder Anregung. Sein Sinn für das Zusammenspiel von Werkstoff und Werkzeug sowie seine Beobachtungsgabe entwickelten sich.

Er konnte bald mitreden, stand seinen Brüdern in nichts nach, übertraf sie sogar beim Lernen von Sprachen und an Kenntnissen in der Chemie.

Professor Nikolai Sinin sagte einmal zu seinem Vater: »Ich bin erstaunt, was der kränkliche Junge für ein kluges Köpfchen hat.« Diesem Chemiker verdankte er viel, sehr viel – sogar die Anregung, sich mit dem Teufelszeug Nitroglyzerin zu beschäftigen, das der italienische Chemiker Sobrero entdeckt, aber wegen seiner Gefährlichkeit nicht weiter untersucht hatte.

Auch sein Lehrer Lars Santesson hatte ihm viel gegeben, sein Verständnis für Sprachen und Geschichte, besonders aber anhaltende Liebe zu seinem Vaterland, das er trotz seines Lebens in anderen Ländern nie vergessen, aber doch erst vor vier Jahren richtig wiederentdeckt hatte.

Er war überall da zu Hause, wo er gut arbeiten und

frei leben konnte, doch ein Land mußte dem Menschen Heimat sein, das, in dem die Vorfahren gelebt hatten, wo man geboren war und die ersten zehn Jahre seines Lebens verbracht hatte. Deshalb hatte er sich das Herrenhaus in Bofors gekauft, alles auf das modernste einrichten lassen, Räume für Gäste, für Männer und Frauen. Einen Rauchsalon brauchte es nicht zu geben, denn die Herren bekamen nur erlesene Tabake angeboten. Nur *ein* Damenzimmer konnte er sich als Junggeselle nicht leisten – da mußten schon mehrere vorhanden sein. Ja, auf seinen Ruf mußte er auch als Dreiundsechzigjähriger bedacht sein, Klatsch und Tratsch hatte es genug um ihn gegeben.

5

Er konnte fünf Sprachen sprechen, warum verstand ihn niemand mehr? Seine Atemnot hatte nachgelassen, die Schmerzen in der Brust, die sich bis zum Hals zogen, wurden schwächer.

In seiner Jugend war er oft von Krämpfen heimgesucht worden. Als er achtzehn Jahre geworden war, hatte er ein langes Gedicht geschrieben, dessen Verse ihm nicht einfallen wollten. Dabei lagen sie in seinem Schreibtisch. Er hatte sie nicht verbrannt wie viele andere. Hatte er seine Kindheit in zu düsteren Farben geschildert? Er mußte ja von zu Hause eine starke seelische Kraft mitbekommen haben, ohne die er sich in der Welt nicht zurechtgefunden hätte.

Gleich einem Totenbett war meine Wiege,
Und jahrelang hat meiner Mutter Pflege
Das zarte Flämmchen sorgenvoll gehütet.
Nur seltne Augenblicke froher Kraft,
Und wieder Krämpfe – und ich keuchte dann
Am Rand des Nichts – mein ganzes Leben
War eine Schule nur der Pein, den Tod vor Augen.

Durch Jahre ging dies Ringen mit dem Tod,
An einem einz'gen Faden hing mein Leben;
Doch Fäden, die das Schicksal spann, sind haltbar,
Bis man sie mit Verwünschung jäh zerreißt.
Nicht schien das Leben eitle Bürde mir,
Ich sah es an als eine edle Gabe,
Als Edelstein, den die Natur uns gab,
Daß wir ihn schleifen sollten, bis sein Funkeln
Für unsre Mühen endlich uns belohnte.

Das Leben war lebenswert, aber es war endlich! Angst schnürte ihm die Brust ein. Er war einer Macht unterworfen, die kein Erbarmen kannte. Das war kein gütiger Gott, der die Menschen liebte, sondern ein rachsüchtiger, hassender, der hinter einem undurchdringlichen Vorhang dem Totentanz der Menschen zusah.

Seine Mutter hatte ihn das Beten gelehrt, und es hatte ihm immer Kraft gegeben. »Unser Leben liegt in Gottes Hand. Jesus Christus hat uns Menschen erlöst. Ich glaube an die Auferstehung und das ewige Leben. Das gibt mir Trost und Hoffnung. Ich glaube, daß wir Menschen, wie es Christus forderte, gut und hilfreich zueinander sein müssen. Wir Menschen wissen viel, aber über das Sein wissen wir nichts.«

Du sagst, ich sei ein Rätsel – doch vielleicht
Ist unser aller Rätsel ungelöst.
Atmende Erde sind wir, welcher Zweck
Treibt uns von frühem Schmerz zu letzter Qual?
Von kleinen Wünschen sind wir erdgebunden
Und von Gedanken sphärenhoch getragen,
Indes das Gaukelspiel der Seele uns
Zum Traume der Unsterblichkeit verführt,
Bis daß die Zeit mit ihrem dichten Schleier
Die eitlen Bilder deckt – und gier'ge Würmer
In unsre Brust ein neues Leben bringen.
Denn diese Hoffnung schwindet vor der Wahrheit:

Vergessenheit. Und ist das unser Los?
Heut noch ein Geist, der handeln kann und fühlen,
Des Weltalls Spiegel, drin der Schöpfung Strahlen
Sich leuchtend wie in einem Brennpunkt brechen,
Heut' noch ein Herz, so tiefer Liebe voll,
Daß jenes Band, das Seelen innig eint,
Wie eine höh're Religion erscheint,
Das alles heut' – und morgen eine Leiche,
Schlechter als Lehm, etwas, das stinkt und fault.
Es mögen güt'ge Hände Blumen streuen
Und güt'ge Augen mögen Tränen weinen
Ob unserm Staub – wo ist der Liebe Macht,
Wenn alles, was wir waren, ausgelöscht?

Die Würmer sollten ihn nicht zum Fraße bekommen; er hatte angeordnet, nach dem Tode verbrannt zu werden. Aber das Rätsel des Seins und des Nichts war geblieben, eine unüberwindliche, undurchdringliche, kalte Wand.

Der menschliche Geist war an Materie gebunden, aber er war etwas anderes als Materie, auch ein Rätsel, das den Lebenden zu lösen nicht gelingen konnte. blieb nur der Glaube an ein höheres Wesen, an die Weisheit Gottes, die höher war als alles Wissen und alle Vernunft.

Was war der Mensch? Ein schwanzloser Affe, der sich zum Herrn der Erde gemacht hatte. Der sich so wichtig nahm, daß er jeden zu vernichten trachtete, der nicht seiner Meinung, seines Glaubens, seiner Lebensweise war; ein zu aller Niedertracht, Räuberei, Missetat, Lug und Betrug fähiges Wesen, das den Bruder tötete, den Nächsten beargwöhnte, ihm seinen Besitz neidete, den anderen ausnutzte, um Rechte und Freiheiten betrog.

Leidenschaften regierten die Menschen; nur wenige gehorchten der Vernunft, dem Gewissen, den zehn Geboten; nur wenige strebten nach Erkenntnissen, um anderen zu nützen und ihr Leben zu erleichtern. Und oft waren gerade diese ohne Einfluß in der Gesellschaft,

verlachte Träumer, weltfremde Idealisten. Er hatte sie gern ermuntert. Ihnen sollte seine Hilfe zuteil werden – auch nach seinem Tod.

War dieser Tag gekommen? Ein langer Weg lag hinter ihm, der ihn aus einem hilflosen Zustand zu Reichtum und Ansehen geführt hatte.

Die Muße, zu der ihn sein Körper oft zwang, war seinem Geist förderlich gewesen. Lesen und Nachdenken, Sinnieren und Träumen war seine Welt.

Seltsam, wie sein Vater ihn und seine beiden Brüder charakterisierte. »Was die Vorsehung dem einen weniger zugeteilt hat, scheint sie dem andern in um so reichem Maße gegeben zu haben. Nach meiner Meinung hat Ludvig das meiste Genie, Alfred den größeren Fleiß und Robert den meisten Spekulationsgeist mit einer Zähigkeit, die mich im letzten Winter mehrmals verwundet hat.«

Das meiste Genie!

Ludvig erstaunte, als er nach einer Reise von seinem Onkel Ahlsell zurückkehrte: »Bist du gewachsen, Alfred! Ich hätte dich kaum wiedererkannt. Bist ja beinahe so groß wie ich und hast eine laute, grobe Stimme bekommen. An der hätte ich dich gewiß nicht wiedererkannt.«

Er war kein Kind mehr. Aber über die Charakterisierung seiner Stimme hatte er sich geärgert. Ludvig und Robert hatten auch gekrächt wie Raben. Der Stimmbruch lag hinter ihm. Ein bißchen rauh war seine Stimme geworden oder besser: heiser. Wenn man sich in den Werkstätten verständigen wollte, mußte man sich anschreien.

Der Vater schien sein Urteil bald revidiert zu haben. »Mein guter und fleißiger Alfred verfügt über großes Wissen und eine unermüdliche Schaffenskraft, in der ihm keiner gleichkommt. Wir, seine Eltern und auch seine Brüder, haben größten Respekt vor ihm.«

Hatte er deshalb beschlossen, ihn auf die weite Reise

zu schicken? Oder glaubte er, Ludvig und Robert wären ihm nützlicher im Betrieb?

»Du sprichst fließend englisch, deutsch, französisch, ist doch klar, daß du im Ausland am besten zurechtkommst«, meinte Robert.

»Einer von uns dreien kann nur fahren. Du wirst uns viele Anregungen mitbringen.« Ludvigs Blick war in unsichtbare Fernen gerichtet. »Amerika«, sprach er wie zu sich selbst, »Deutschland, England, Frankreich, Italien – ich beneide dich, aber ich freue mich auch für dich und uns.«

»Du brauchst nicht zu spionieren, mein lieber Alfred, nur das zu begehren, was man dir freiwillig zeigt. Man muß das geistige Eigentum genauso achten wie das materielle. ›Du sollst nicht stehlen‹ gilt dafür in besonderem Maße. Ich weiß, daß du genauso denkst, ich wollte dich nur wissen lassen, daß ich es immer so gehalten habe.«

Wie ein Fürstensohn wurde er zum Schiff gebracht und verabschiedet. Lange sah er das Gesicht der Mutter, an ihrer Hand den kleinen Emil, den sie ein Jahr nach ihrer Ankunft in Petersburg geboren hatte. Daneben die kräftige Gestalt des Vaters mit den energischen Gesichtszügen und seine übermütigen Brüder, die er am liebsten bei sich gehabt hätte. Aber er war auch gern allein, an Einsamkeit gewöhnt, und vielleicht erlebte er so alles viel intensiver.

Nichts wäre er geworden ohne diese Reise!

Kein Genie schuf allein aus sich heraus. Je vielseitiger die Anregungen, Erlebnisse, Erfahrungen, Beobachtungen, desto weiter und tiefer wurden der Blick und das Verständnis für Dinge und Menschen, desto besser konnte man andere Völker verstehen, sie achten, ihnen friedlich begegnen. Ihm konnte eine Regierung kein Feindbild aufrichten, ihn vermochte sie nicht willfährig zu machen und in den Krieg zu hetzen. Nur, weil er viele Länder kennengelernt hatte, war es ihm später

leichtgefallen, mit den Menschen vieler Völker zusammenzuarbeiten.

Ihm gefiel es überall, in Deutschland, in England, in Amerika, in Italien, in Frankreich, wo er sich am längsten aufgehalten hatte. Mireille. Sie war tugendhaft, anmutig. Die Erde war durch sie verwandelt, das Leben ein Traum. Sie war immer in seinen Gedanken. Selbst im Laboratorium unterbrach er seine Arbeit, erinnerte sich an ihr Gesicht, ihre Hände, ihren Gang.

Professor Pelouze hatte seinen Zustand erraten. »Sie experimentieren mit höchst explosiven Stoffen, mein Freund. Daß Sie uns nicht plötzlich in die Luft sprengen.«

Pelouzes Sorge war überflüssig, denn wenn ein Versuch lief, war er ganz bei der Sache. So hielt er es auch später; er konnte alles um sich herum vergessen, bis er plötzlich aufschreckte, verwundert über die verflossene Zeit. Aber er konnte auch eine Versuchsserie abrupt unterbrechen, wenn der Fortgang stockte. Gerade diese Pausen erwiesen sich als wichtig – die Sache ruhte, reifte. Ein neuer Ansatzpunkt wurde gefunden, der aus der Sackgasse herausführte. Der Geist brauchte Zeit zur Besinnung.

Mireille! Daß die erste Liebe so tiefe Spuren hinterlassen konnte. Immer, wenn er an sie dachte, spürte er die Freude und den Schmerz ihrer kurzen gemeinsamen Zeit. Er hatte später viel und gern geküßt, aber der erste Kuß blieb unvergeßlich, diese Spannung, Erwartung, Angst; dieser Blitz, der durch den Körper schlug, alle Sinne erfaßte, lähmte und in einen wilden Rausch versetzte. Wie anders wäre sein Leben verlaufen mit ihr?

So voll Vertraun verließ ich meine Heimat
Und fuhr nach fernen Ländern übers Meer.
Doch seltsam, selbst die Unermeßlichkeit
Des Ozeans war mir nicht neu – es hatte
Mein inn'res Auge Größeres geschaut.

Und dann Paris – auch das ein Ozean,
In dessen Stürmen Leidenschaften rasen
Und Schiffe scheitern, mehr als auf der See.
Wer immer diese Unergründlichkeit
Von Laster und von Narrheit will erforschen,
Muß dem Idol Vergnügen unerläßlich
Tribut bezahlen, bis er endlich merkt,
Daß nur geschminkte Fratze ist, was er
Für reiche Reize der Natur gehalten.
Da kehrt er sich von eklen Szenen ab,
Sucht Ruhe zur Erfrischung seines Herzens.
Wenn Jugend nimmer an die Liebe glaubt,
Wenn wir erlebt, wie Seel' und Herz verfaulen,
Verblaßt der Reiz der Züge schöner Fraun,
Und selbst der Reinheit lernen wir zu spotten.

Auch das war Paris. So hatte er es anfangs erlebt, als gäbe es nur dieses. Er war so jung und unerfahren, maß das Leben an einem Idealismus, der nicht von dieser Welt war. Noch schlummerten die eigenen Leidenschaften, so daß er die der anderen nicht begriff. Manch einem, der sein Ehrgefühl verloren hatte, wurden sie zum Verhängnis. Weiber und Geld, die Gier regierte ihre Sinne, der Geist war ihr Sklave.

Seine Liebe zu Mireille war rein und keusch.

Sah zu mir auf, zu mir allein in Liebe.
Nicht Selbstsucht noch Berechnung kluger Eltern,
Hatt' zwischen ihr und mir das Band geknüpft.
Warum denn liebte sie? Es war ihr Wesen
Zu lieben, wie die Rose duften muß.
Mein Leben, das bisher wie Wüstensand,
Erbühte neu zu Hoffnung und zu Wonne.
Ein Ziel hatt' ich, ein himmlisch schönes Ziel,
Das lieblichste der Mädchen zu gewinnen
Und seiner wert zu sein. – Ich war
unendlich glücklich. Wieder traf ich sie

Und wieder, und wir wurden einer bald
Des andern Himmel. Und ich fühlte mich
Von ihrer Liebe süßem Mitgefühl
Umfangen, daß ich stumm besiegelte
Mit einem Kuß, dem reinen, heil'gen Kuß
Der reinen Neigung, ob uns gleich kein Auge
Bewachte, als das Auge des Allmächt'gen.
Es wär' wohl wie gewöhnlich ausgegangen,
Hätt Freud und Leid der Ehe uns gebracht,
Doch anders war's bestimmt, ein andrer Freier
War stärker – und dem Grab ward sie vermählt.

Wenn solche Bande jäh zerrissen sind,
Und wenn man in dem Lärm der Welt den Schmer-
zen
Nachgrübelt, die durch nichts zu heilen sind,
Ein stummer Eremit – wie ist es süß,
Zu träumen, daß wir jene wiedersähen,
Um die wir trauern. Eine Lüge ist's,
Doch eine Lüge, Schlimm'res zu verbergen –
Für weiche Herzen. Starke aber suchen
Sich festen Grund für ihrer Hoffnung Bau.
Wie wenig hoffe ich! Denn meine Liebe
Gehört der Toten. Ach – ich war nicht da,
Um ihr die letzte Stunde zu erleichtern.
Ich konnt' nur stumm auf ihren Leichnam starren,
Den doch allein ein Narr noch zärtlich liebt.
Ein Schauder packte mich. Ich floh. Mich trieb
Wahnsinn'ge Qual, noch unerlöst durch Tränen.
Doch endlich kamen sie, und wie sie strömten,
Kehrt' Ruhe in mir ein. Ich kniete nieder
Und richtete mein Antlitz auf gen Himmel,
Zum Vater betend, welcher gibt und nimmt.
Es neigte sich der Tag, und aus der Nacht
Erwachten Sterne, deren Strahlen mir
Erschießen wie geheimnisvolle Botschaft.
Was sollte dieses Leuchten, das die Welt

Durchdringt, denn sein, als eine Gottesbotschaft?
Wenn wir nur ihren Sinn entziffern könnten!
Beim Anblick dieser Größe um mich her
Erhob mein Geist sich, und ich schämte mich
Ob meines Schmerzes Kleinheit. Ich beschloß
Ihn so weit abzuschütteln, wie den Menschen
Die Kraft dazu gegeben, und mein Leben
Von nun an einer edlern Pflicht zu weihn.

Von dieser Stunde an hab' ich der Menge
Vergnügen nie geteilt, auch nicht der Schönheit
Die Träne eines Mitgefühls entlockt.
Ich hab' im Buche der Natur gelesen,
Hab' es begriffen und aus seiner Lehre
Den Trost für meine Schmerzen mir geholt.

Er hatte dieses Gedicht später einem englischen Geistlichen gesandt, der ihm mit großer Freude schrieb. »Ungeachtet einiger Stellen darin, die Sie selbst jetzt zu bedauern scheinen, freue ich mich, daß es nicht der Hekatombe zum Opfer gefallen ist, die Sie aus Ihren anderen Dichtungen gemacht haben. Es sind so gediegene, glänzende – wenn auch nicht immer wahre – Gedanken darin, daß sich kein Leser einen Augenblick beklagen kann . . . Habe es nicht nur sorgfältig, sondern auch kritisch gelesen und würde es schon für einen Engländer für eine erstaunliche Leistung halten, aber das Wunder wird noch hundertmal größer durch die Tatsache, daß der Autor Ausländer ist. Wenn Sie solch ein Gedicht in englischer Sprache schreiben können, was würden Sie in Ihrer eignen leisten, besonders, wenn Sie, wie es Milton tat, Ihre Zeit abwarten können, bis die vorgerückten Jahre Ihre Erfahrung erweitert, die Härte Ihrer Gedanken gemildert und Ihnen eine vollständige Herrschaft über die Worte gegeben haben.«

Die vollständige Herrschaft über die Worte! Wahrscheinlich hatte er zu lange gewartet. Er war in fünf

Sprachen gut, aber in keiner sehr gut zu Hause. Oder er dachte in Typen, nicht in Charakteren, ähnlich wie Shelley oder Byron, seine Lieblingsdichter. Oder er erschöpfte seine Kräfte in seinen Unternehmungen. Es war ihm nichts bedeutendes Literarisches gelungen. Aber das Dichten, wie er es verstand, befreite ihn von mancher Qual, half seine Seele zu läutern. Gern wollte er noch über seine Erfahrungen schreiben. Hatte er damit zu lange gezögert? –

6

Die Stunden vergingen; er besaß kein Zeitgefühl mehr. Durch die Vorhänge schimmerte noch der Tag. Oder hatte er eine Nacht verschlafen?

Sohlman sollte kommen. Diesem jungen Mann vertraute er wie einem Sohn. Seine Nähe würde ihm gut tun. Er brauchte menschliche Wärme, Zuversicht. Das Haus für Sohlmans hätte längst fertig sein sollen. Eine Reise von Bofors nach San Remo war im Notfall zu lang.

Hatte Oswald ihn verstanden? Oder war er ihm jetzt gleichgültig, da er Hilfe brauchte? Er behandelte seine Hausangestellten stets freundlich und großzügig, ganz anders als Sofie, die ihre Launen an ihnen ausließ. Eine Dummheit ohnegleichen, nur, wenn man sein Personal achtete und gut behandelte, konnte man ihm vertrauen.

Er war stets bemüht, sich im guten von Dienstboten zu trennen. Und war er mit ihnen zufrieden gewesen, gingen sie nicht mit leeren Händen. Am besten hatte seine Pariser Köchin abgeschnitten. Sie konnte ebenso gut kochen wie kokettieren. Nicht, daß sie mit ihm hätte anbändeln wollen, sie war nur darauf bedacht, seinen Magen und die Mägen seiner Gäste zu verwöhnen, was ihr ausgezeichnet gelang.

Da sie jung und hübsch war, brauchte sie sich nicht

um Verehrer zu bemühen. Dennoch war er überrascht, als sie ihm eines Tages sagte: »Ich möchte heiraten, Monsieur Nobel, und muß Sie dann verlassen.«

Es war ein milder Abend im Mai. Die Sonne schien noch auf die Baumwipfel und vergoldete die Fenster des Gewächshauses. Ihm wurde plötzlich bewußt, wie einsam er lebte. Er hatte sich an ihre Fürsorge gewöhnt, aber sie gehörte ihm nicht. Da konnte er sich nur bedauern und ihr gratulieren. »Dann wünschen Sie sich etwas, Mademoiselle. Natürlich bekommen Sie von mir ein Geschenk zur Hochzeit.«

»Sie sind sehr gütig, Monsieur.« Ihr verschmitztes Lächeln hätte ihn warnen sollen. »Darf ich auch einen seltsamen Wunsch äußern, ohne Sie zu kränken, Monsieur? Denn das möchte ich auf keinen Fall.«

»Nur heraus mit der Sprache, Mademoiselle.«

Sie zögerte ein wenig, als wollte sie seine Stimmung ergründen. Schließlich sagte sie keck: »Ich wünsche mir nichts mehr als soviel, wie Sie an einem Tag verdienen.«

»Da schau her!« Er trat dicht an sie heran, hob ihren Kopf. »Wie kommen Sie darauf, Mademoiselle?«

Sie sah ihn an, als fürchtete sie, zu weit gegangen zu sein. »Ich dachte, ich habe für Sie über dreihundert Tage im Jahr – da wäre ein Tag für mich . . .«

»Schon gut.« Er lachte. Die Anekdote war ihr Geld wert. »Da bereiten Sie mir aber einen Haufen Arbeit, Mademoiselle. Ich werde einige Tage brauchen, um das auszurechnen. In solchen Angelegenheiten bin ich äußerst korrekt.«

Sie wurde noch unsicherer. »Ich wollte Ihnen keine Mühe machen, Monsieur Nobel.«

»Aber warum denn nicht? Ist für mich vielleicht auch sehr interessant.«

»Sie wollen mich wirklich so beschenken? – Dann will ich bis dahin alle meine Kunst aufbieten, um Ihnen die fürstlichsten Genüsse zu bereiten.« Sie knickte und küßte ihm die Hand, was ja eigentlich ihm zukam.

Tatsächlich brauchte er drei Tage, bis er die Summe herausgefunden hatte: 41 000 Franc, ein hübsches Vermögen. »Sie müssen mir aber zweierlei versprechen, Mademoiselle. Ihre Methode darf nicht Schule machen und – Sie besorgen mir eine neue Köchin.«

Daß er einmal so großzügig sein können würde, hatte er sich nicht träumen lassen, als er von seiner Weltreise zurückkehrte. Seine Zukunft schien mit der des Vaters fest verbunden. Vater hatte Ludvig und Robert in seinem Betrieb eingearbeitet und sagte: »Du fehlst uns noch als Kompagnon, mein lieber Alfred. Wir müssen uns sputen, wie du aus eigener Anschauung nun besser weißt als wir. Die Deutschen, Engländer, Franzosen und Amerikaner sind uns voraus. Dank dir für deine Berichte.«

Der Vater war selten so gesprächig. »Ich habe viel Ärger mit den Behörden. Alles muß sich der bürokratischen Verwaltung und Polizei unterordnen. Will man was erreichen, muß man einflußreiche Leute vorschieben und tüchtig Schmiergelder berappen. Mit den Leuten hat man auch so seine Schwierigkeiten. Wollen möglichst viel verdienen und so wenig wie möglich dafür leisten. Werden sie mal nicht kontrolliert, tun sie kaum etwas.«

Stolz führte er ihm eine neue Werkzeugmaschine vor, die er selbst konstruiert hatte. »Damit schaffen wir das Dreifache.« Das Erfinden war seine Leidenschaft geblieben. Dafür sah er nicht auf die Zeit und nicht aufs Geld. Er konnte es sich jetzt leisten. Fast tausend Arbeiter hatte er in Lohn.

Im Kontor schlug er das Hauptbuch auf. »Alle meine Schulden habe ich bis auf den letzten Heller bezahlt. Wenn du dich mit Robert und Ludvig zusammentust und ihr später mein Werk fortsetzt, dann wird es euch an nichts mangeln.«

»Die Rohstoffe sind aber ziemlich teuer im Vergleich zu den Endprodukten.«

»Wußte ich doch, daß du das kaufmännische Genie bist.« Anerkennend legte ihm der Vater die Hand auf die Schulter. »Auf den Rohstoffen, die wir aus Sibirien beziehen müssen, liegen hohe Zölle. Wir arbeiten trotzdem mit beachtenswerten Gewinnen. Die Armee soll mit modernem Kriegsgerät ausgerüstet werden. Hier habe ich ein ganzes Bündel Aufträge von der Regierung.«

Die Mutter holte sie zum Abendessen. »Mußt du gleich am ersten Tag meinen Alfred entführen?« Sie hatte eine festliche Tafel herrichten lassen. Es war schön, wieder neben ihr am Tisch der Familie zu sitzen. Robert und Ludvig vor allem bestürmten ihn mit Fragen.

Sie aßen und tranken bis weit nach Mitternacht. Zweimal mußten sie neue Kerzen aufstecken. Er war ganz heiser vom vielen Reden. Nur von Mireille erzählte er nichts.

Endlich sagte die Mutter: »Für heute habt ihr Alfred genug ausgequetscht. Er ist ganz blaß, und mir fallen die Augen zu.« Sie hatte gleich gemerkt, daß mit ihm etwas nicht stimmte, drängte immer wieder, daß er zur Kur nach Franzensbad fahren sollte. Aber sein Hunger nach fremden Ländern war gestillt. Er wehrte sich, wollte mitarbeiten. Doch Mutter konnte sehr hartnäckig sein. Klug, wie sie war, schickte sie ihn erst zu Ahlsells nach Stockholm, die ihr das Wort redeten. Dabei wäre er am liebsten dort geblieben.

Das Badeleben gefiel ihm nicht, er sehnte sich bald nach St. Petersburg zurück. Man verlor, wenn man statt der Verwandten und Freunde nur zufällige Bekannte hatte, mit denen man zwar ein paar hübsche Stunden verbringen konnte, von denen man dann aber mit ebensowenig Bedauern schied wie von einem abgetragenen Rock.

Er hatte das Nomadenleben satt, weniger wegen der Eintönigkeit als wegen des Gedankens, den Eltern und Geschwistern zur Last zu fallen, anstatt ihnen zu nüt-

zen. Allerdings fühlte er sich nicht so gesund wie erwartet, und wenn er es recht bedachte, hatte ihm der Aufenthalt bei Ahlsells mehr geholfen als die Badekur. Seinen 21. Geburtstag wollte er jedenfalls zu Hause feiern. Er hatte es lange genug entbehrt. Daß er ein eigenes Zuhause sein ganzes Leben entbehren würde, hätte er sich damals nicht träumen lassen.

Außerdem wollte er etwas schaffen. Was seine Brüder konnten, konnte auch er!

Der Vater sorgte für Überraschungen. »Unsere Fabrik heißt jetzt ›Eisenwerk und mechanische Werkstätten, Nobel und – Söhne!‹ Damit bist du Teilhaber. Na, wie fühlst du dich?« Er stieß mit ihm an, spendierte französischen Kognak. »Das ist deine Flasche, mein lieber Alfred. Ich hatte sie für dich aufgehoben.«

Das Unternehmen florierte. Nach dem Ausbruch des Krimkrieges konnten sie sich nicht vor Aufträgen retten. Sie mußten Kredit aufnehmen, um den Betrieb eiligst zu vergrößern.

Damals machte er sich keine Gedanken über Kriege, die in jedem Jahr irgendwo wegen irgendwelcher Rivalitäten um angebliche Interessen geführt wurden. Sie lebten in Rußland, das gegen die Türkei, Frankreich und England kämpfte, also produzierten sie Schnellfeuergewehre, Geschütze, Maschinen für Schraubendampfer und – Minen.

Den Vorschlag des Vaters, die finnischen Häfen und die Zufahrt zur Festung Kronstadt durch Minen vor einem Angriff zu schützen, griff die Admiralität um so lieber auf, als sie Niederlagen auf der Krim einstecken mußte.

Als Admiral Napier sich mit seinem Flaggschiff ›Duke of Wellington‹ dem Minengürtel näherte – hinter sich seine englisch-französische Flotte –, ließ er als vorsichtiger Mann eine Mine an Bord hieven und untersuchen. Sie explodierte und richtete beeindruckende Schäden an. Gleich darauf fuhr ein russisches Schiff aus Versehen

auf eine Mine, und Napier sah durch sein Perspektiv, daß es abgeschleppt werden mußte. Da drehte er ab. Mit den Höllenmaschinen wollte er sich nicht anlegen. So wurde eine Schlacht gewonnen, ohne Menschen zu opfern, was man von den Kämpfen um die Krim nicht sagen konnte.

Vaters Buch »Ein Seeverteidigungssystem für Meerengen und Häfen ohne kostspielige Befestigungsanlagen und unter Einsparung von Menschenleben« hätte Schule machen sollen, aber das Militär war nicht für die Bewahrung, sondern für die Zerstörung da.

Sie waren blind gewesen. Ein Krieg kostete Geld. Als die Herren Generäle alles verpulvert hatten, stornierte die Regierung ihre Aufträge. Vaters Haare wurden über Nacht weiß. »Das schaffen wir nicht.« Er, der energische Optimist, verzweifelte. »Wir müssen die Produktion drosseln. Trotzdem bleiben wir auf einem Haufen Zeug sitzen, das jetzt, nach dem Friedensvertrag, keiner haben will.« Ihm fiel es schwer, die Kündigungen auszusprechen, die schwedischen Werkmeister nach Hause zu schicken. »Verdammt noch einmal, womit haben wir das verdient!« Sie hatten mehr als ihre Schuldigkeit getan. Der Dank des Vaterlandes . . . Die Goldmedaille, auf die der Vater stolz gewesen war, wollte er dem Zaren zurückgeben. Die Mutter brachte ihn davon ab.

»Gut, stellen wir die Fabrikation auf Dampfmaschinen um. Rußland hat riesige Flüsse. Welch ein Rückstand, daß die Schiffe immer noch von Pferden oder Menschen stromaufwärts gezogen werden müssen.« Des Vaters Energie erwachte wieder. Aber sie brauchten Kredite. In Rußland war nichts zu bekommen, so fuhr er nach Paris und London. Doch die Banken zeigten ihm die kalte Schulter. Enttäuscht kehrte er zurück. Der Bankrott war unausbleiblich, Vaters Lebenswerk zerstört.

Dennoch wies er Ludvigs Vorschlag weit von sich. »Ich verlasse das sinkende Schiff nicht.«

Er war starrköpfig wie gewöhnlich.

»Du läßt uns nicht im Stich, Vater. In Schweden kannst du in Ruhe deine Forschungen über das Nitroglyzerin fortsetzen. Hast doch selbst gesagt, wer es bündigt, der ist ein gemachter Mann.«

Robert und er unterstützten Ludvig. »Niemand traut sich zu, das Nitroglyzerin zu untersuchen.«

»Es genügt, wenn wir uns allein um die Liquidation kümmern. Du hast doch den Betrieb mit nach uns benannt. Vielleicht können wir noch was herausholen und etwas Neues beginnen. Selbständig sind wir ja durch dich.«

Es war schwer, den eigensinnigen Vater zu überzeugen. »Du bist der einzige, der einen neuen Anfang schaffen kann. Das Nitroglyzerin liegt dir doch am Herzen. Wenn du Erfolg hast, sind wir alle aus dem Schneider.«

Er brummte einige Tage, aber dann hatte er sich entschieden. Schließlich verstand er die Sprache, dazu Mutters Sehnsucht nach ihrer Heimat und ihren Geschwistern. »Man soll da sterben, wo man geboren ist.«

»Mein Alterchen.« Die Mutter umarmte ihn vor der ganzen Familie. Emil führte einen Freudentanz auf. »Ich helfe dir natürlich, Vater, zusammen schaffen wir es bestimmt.« Sechzehn Jahre war er damals, ein bißchen vorwitzig und verwöhnt, der Liebling aller. Er besaß eine schnelle Auffassungsgabe und wollte Chemie studieren – in Uppsala.

»Schau an, das Kücken!« Der Vater lachte breit, wie immer, wenn er einen Entschluß gefaßt hatte.

Wie anders wäre alles gekommen, wenn sie gemeinsam Vaters Werk hätten fortsetzen können! Doch vielleicht war es gut so, niemand konnte sein Schicksal voraussehen. Sie hätten noch lange am Gängelband des Vaters gehangen. Nun wurden sie flügge, wie die Mutter sagte. Robert heiratete eine finnische Kaufmannstochter, Ludvig seine Cousine Mina Ahlsell. In Ichervod bei Wiborg übernahm Ludvig einen Betrieb. Er selbst war oft

bei ihm, Ludvig stand ihm näher, auch Mina, und er mochte ihr Kind, Emanuel.

Das Erfinderfieber hatte ihn gepackt. Drei Patente in drei Jahren, ein Gasmeßgerät, ein Apparat zur Messung von Flüssigkeiten, ein verbessertes Barometer – aber eine Existenz konnte er damit nicht aufbauen.

Vaters Briefe, in denen er von seinen Experimenten mit Nitroglyzerin berichtete, beschäftigten ihn. Vater schien voranzukommen. Ludvig zuckte die Achseln. Er war mehr an mechanischen Arbeiten interessiert. Sein Betrieb – er hatte ihn gekauft – lief gut. »Kannst bei mir als Kompagnon anfangen, Alfred.« Das Angebot war verlockend, aber Vater rief ihn zu sich. »Ich brauche deine Hilfe. Ich habe einen Weg gefunden, wie wir das Nitroglyzerin nutzbar machen können.«

7

Er fühlte sich schon besser. Als wenn ihm aus den Erinnerungen Kraft zuströmte. Vielleicht hätte er doch etwas über sein Leben schreiben sollen, so wie Ludvig ihm geraten hatte. Andererseits interessierten sich die Menschen nicht für Erfinder. Sie verdankten zwar ihre Zivilisation und Kultur der Arbeit, aber sie liebten Biographien von Schauspielern, Liebhabern, Mördern, Generälen oder Seeräubern.

Dabei war nichts aufregender und abenteuerlicher als die Arbeit, die zu Entdeckungen, Erfindungen, Erkenntnissen führte. Vielleicht lag es daran, daß nur wenige die Fähigkeit dazu besaßen. Hatte er sie geerbt oder durch die Zusammenarbeit mit dem Vater erworben?

Damals freute er sich auf das Wiedersehen. Es war ein Oktobertag mit tiefblauem Himmel, der sich in dem glatten Meer spiegelte. Schwäne zogen ihre Bahn, Wildenten flüchteten vor dem Schiff. Wie oft war er nun schon über endlos scheinende Landwege und Wasserflächen

gefahren! Jedesmal stellte sich bei ihm das Gefühl ein, nirgends ankommen zu können. Und doch sah er im Geiste schon die Türme von Stockholm, eine Stadt, die ihn immer wieder anzog. Es war gut, daß er dem Ruf des Vaters gefolgt war. Mutter würde glücklich sein; am liebsten hätte sie ihre Söhne alle bei sich gehabt wie in früheren Jahren, als sie den Laden führte. Manchmal mußten sie ihr helfen, etwas zu verkaufen. Wie Orgelpfeifen standen sie im Windschutz einer Hausecke, hielten den Passanten Streichhölzer hin. Er war der kleinste und hatte bisweilen mehr Glück als Robert und Ludvig. Wie stolz er gewesen war, wenn er der Mutter die kleinen Münzen auf den Tisch legen konnte.

Die Schären von Stockholm tauchten auf. Immer mehr Möwen umflogen den Dampfer und stürzten sich unermüdlich auf die Brocken, die ihnen die Reisenden hinwarfen.

Zahlreiche Schiffe kamen ihnen entgegen, die meisten noch mit Segeln bestückt. Dampfboote konnten sich bisher nur wenige leisten. Auch war mancher Kapitän mißtrauisch gegenüber der Neuerung; so ein Kessel konnte explodieren, außerdem kosteten Kohlen etwas, im Unterschied zum Wind. Zwar war man mit einem Schrauben- oder Raddampfer schneller und unabhängiger, doch ob dieser Vorteil die Kosten für Umbau oder Neuanschaffung aufwog, war nicht sicher.

Eine Insel nach der anderen zog vorüber. Rotgestrichene Blockhäuser lagen weit verstreut auf langgestreckten Landzungen, die das Meer in ein Labyrinth von Haupt- und Nebenarmen teilten. Fischer setzten Netze, voller Erwartung auf die Heringsschwärme, die mit dem Herbst so sicher kommen würden wie die Stürme. Aale füllten schon seit August die Reusen; Mutter würde sicher eine dieser geräucherten »Seeschlangen« zum Empfangessen bereithalten.

Die Kirchtürme schimmerten grüngold im Licht der Sonne, als sie den Halfkaks Sundet hinter sich ließen

und an den Lilla Wärtan vorbei in den Saltsjön einfuhren. Nun war es nur noch ein kleines Stück bis zum Hafen, um die Inseln Kastellholmen und Skeppsholmen herum, vorbei an der Insel Staden, dem ältesten Teil von Stockholm mit der Nikolaikirche, dem Schloß und vielen prächtigen Häusern der Kauf- und Bankherren, Reeder und Fabrikanten. Aus den Fischräuchereien stieg Rauch auf, mischte sich mit dem Geruch von Teer und Tang.

Auf der Promenade ritten Kavaliere, schlenderten Damen in eleganten Kleidern, bunte Sonnenschirme über den Köpfen. Stutzer im Frack oder dem neumodischen Sakko, Stöckchen mit einem Knauf aus Horn, Elfenbein oder Silber in den Händen. Einige Damen führten Hunde bei sich, weniger zur Gesellschaft als zum Anbändeln. Ältere Herren im offenen Kutschwagen fuhren spazieren, Zylinder auf dem Kopf, Zigarren zwischen den Lippen. Das Bedürfnis, sich zu zeigen und zu zeigen, was man war und besaß, war nicht zu übersehen.

Der Vater ging unruhig am Kai auf und ab, den Stock schwingend, als könnte er damit die Ankunft des Schiffes beschleunigen. Er war ungeduldiger geworden, als wollte er verlorene Zeit aufholen. Der Verlust seiner Fabrik hatte die Unrast in ihm verstärkt und ihn zur Eile getrieben, diese aber war der Sturm, der das Baugerüst zum Einstürzen brachte. Eile sprach auch aus dem Brief des Vaters.

»Jetzt erst kann ich Dir sagen, daß ein wirklich glückliches Resultat mit Stück- oder Kanonenpulver erzielt worden ist, das mit höchst unbedeutenden Kosten in derselben Güte hergestellt werden kann wie das beste französische Jagdpulver, also das beste bis jetzt bekannte, das aber in Paris 6 Frs. kostet. Die Herstellung dieses Pulvers könnte besonders in Rußland ein kolossales Geschäft werden, denn der jährliche Bedarf an Kanonen- und Gewehrpulver ist dort 200 000 Pfund, und außerdem müssen 400 000 vorrätig sein. Wir müssen an jedem Pfund zwanzig Öre verdienen, und daraus siehst

Du, daß die Sache nicht faul ist und man in Rußland alles zurückverdienen können muß, was man verloren hat. Es ist deswegen nötig, daß Du so schnell wie möglich herkommst, um Deinem alten Vater zu helfen und die Sache hier und im Ausland zu betreiben.«

Langsam fuhr das Schiff in den Hafen ein. Das weiße wellige Haar des Vaters wehte im Wind. Seine Augen leuchteten hinter den ovalen Brillengläsern. Die Furchen auf seiner breiten Stirn und die Kinnfalte hatten sich vertieft.

»Gut, daß du endlich da bist.« Er drückte ihm die Hand, führte ihn zu seinem Wagen. »Nächste Woche wollen wir eine Sprengladung in Karlskoga zur Explosion bringen. Wir werden eine gußeiserne Kugel zur Hälfte mit stark gepreßtem Schießpulver und Nitroglyzerin füllen. Einige Experten seitens der Armee und der Bergbaubehörde sind eingeladen. Wir brauchen etwas Geld, und ich hoffe, daß nach dieser Demonstration die Militärverwaltung ein paar tausend Kronen beisteuert.«

Eigentlich konnte der Vater zufrieden sein. In einem Gebäude neben seinem Wohnhaus auf Heleneborg wurde Nitroglyzerin produziert und mit ihm experimentiert. »Meine Idee ist, Nitroglyzerin von Schwarzpulver aufsaugen zu lassen. Ich habe damit sehr gute Resultate erzielt. Die Sprengwirkung des Schwarzpulvers wird rund achtmal verstärkt. Nur ein Problem ist noch zu lösen: Das Nitropulver verliert bei der Lagerung an Kraft; also nur frisch gemischt besitzt es die große Sprengwirkung.«

»Wir leben wie auf einem Pulverfaß«, sagte die Mutter seufzend. Sie hatte tatsächlich von einem Fischer, der auch Lachs kalt zu räuchern verstand, geräucherten Aal gekauft. Sie hob das Glas. »Trinken wir auf unsern Alfred. Mit ihm werdet ihr es schaffen.«

Emil, der sich wie Ludvig einen Backenbart hatte stehenlassen, blieb schweigsam. Er fühlte sich Alfred unterlegen. Was hatte der schon alles gesehen und erlebt!

Aber das würde bald anders werden, wenn er erst sein Studium in Uppsala hinter sich hatte. Der große Chemiker Berzelius war zwar schon dreizehn Jahre tot, aber er hatte gute Nachfolger herangebildet.

In Uppsala würde er sich die neuesten Kenntnisse der Chemie aneignen nach dem System, das in Deutschland von Justus Liebig entwickelt worden war. Bei Liebig und bei Pelouze hatte Ascanio Sobrero studiert. Auch Emil wollte später einige Semester Chemie im Ausland belegen, entweder bei Friedrich Wöhler in Göttingen oder bei Robert Wilhelm Bunsen in Heidelberg, der so tolle Geräte erfunden hatte.

Am nächsten Tag besichtigten sie die Anlagen. Heleborg, ein idyllischer Wohnsitz mit mehreren stattlichen Gebäuden, war von schönen alten Bäumen umgeben. Neben einer Landungsbrücke für Lastkähne lagen zwei Ruderboote. In einem etwas abgelegenen Gebäude waren das Laboratorium und die Fabrikationsräume untergebracht.

»Hier läßt sich's gut arbeiten«, sagte der Vater. »Heleborg wird das Zentrum des Nobelpulvers werden.« Er führte ihn zu dem nahe gelegenen Steinbruch. »Wir werden dir zeigen, wie weit wir gekommen sind.« Emil füllte einige Sprenglöcher mit den verschiedenen Mischungen des Nitro- oder Nobelpulvers, wie es der Vater nannte. Die Zündung erfolgte wie die des gewöhnlichen, aus Kohlenstoff, Salpeter und Schwefel bestehenden Schwarzpulvers, mittels einer Lunte.

Eine Ladung nach der anderen wurde zur Explosion gebracht. Sie beobachteten die Wirkung aus sicherer Entfernung. »Ganz zufrieden bin ich noch nicht«, gestand der Vater. »Wir müssen eben ein Mischungsverhältnis erreichen, das die volle Sprengkraft des Nitroglyzerins zur Wirkung bringt. Deshalb habe ich dich hergebeten.«

»Meine Idee ist eine andere, Papa. Wir wissen, daß Nitroglyzerin nicht wie Schwarzpulver oder Schieß-

baumwolle durch Anzünden zur Explosion gebracht werden kann. Es brennt mit schwacher Flamme, die meist sogar von selbst wieder verlöscht. Ein einzelner Schlag reicht auch nicht aus; es explodiert immer nur der getroffene Teil. Also muß man das Nitroglyzerin durch eine Explosion zur Explosion bringen.«

»Eben das tun wir doch, wenn wir Schwarzpulver mit Nitroglyzerin mischen.«

»Aber unvollkommen, lieber Papa. Ich habe«, wehrte er den Einspruch des Vaters ab, »in Petersburg in einem Kanal eine Bombe getestet, und zwar bestand sie aus zwei ineinandergefügten Zylindern. In dem inneren war Schwarzpulver, im äußeren Nitroglyzerin. Das Schwarzpulver wurde, wie gewöhnlich, mit einer Lunte gezündet. Daraufhin erfolgte eine Detonation, die die Ladung des Schwarzpulvers weit übertraf. Also war das Glyzerin mit explodiert.«

»Das überzeugt mich keinesfalls. Wie willst du wissen, daß wirklich das ganze Nitroglyzerin explodiert ist? Nein, nein, wir sind auf dem richtigen Weg mit unserm Nitropulver, mein lieber Alfred. Nitroglyzerin muß vom Schwarzpulver aufgesaugt werden.«

Als sie die Gußeisenbombe füllten, wunderte er sich. »Warum verwendest du jetzt nicht das Nitropulver, sondern Schwarzpulver und Nitroglyzerin getrennt?« fragte er den Vater.

»Weil wir noch nicht so weit sind.« Der Vater lächelte pfiffig. »Wir zeigen, welche Kraft im Nitroglyzerin steckt. Das Schwarzpulver wird – so hoffe ich – das Nitroglyzerin mit einem Male zur Entzündung bringen. Die Explosion wird gewaltig sein –, und die Experten werden meinen Gedanken aufgreifen, Minen zu bauen, von denen eine genügt, das größte Schiff zum Sinken zu bringen. Dann wird die Militärkasse für uns geöffnet, und wir können unsere Untersuchungen fortsetzen.«

»Im Grunde genommen befolgst du doch hier meine Idee, Papa!«

»Für diesen einmaligen Versuch, ja. Aber die Sache ist praktisch nicht durchführbar. Sie dient ja nur propagandistischen Zwecken.«

Er war wirklich neugierig, wie das Experiment ausfallen würde. Würdige Herren mit Schnauzbart, ordensgespickten Uniformen, eleganten Fracks und weißen Handschuhen drängelten sich in dem Unterstand, während der Vater mit Emil die Bombe zwischen zwei Felsbrocken legte, die Lunte ausrollte.

»Mein Sohn Alfred wird die Lunte anzünden, meine Herren. Er hat bei den Professoren Sinin und Pelouze speziell über Sprengstoffe gearbeitet und ist extra von Petersburg angereist, um meine bescheidenen Versuche zu unterstützen. Mit ihm werden wir den hochbrisanten Sprengstoff so weit entwickeln, daß er die bisherige Praxis weit in den Schatten stellt. Die Sprengtechniken im Bergbau, bei der Erschließung des Geländes für Eisenbahnen und Straßen, aber auch im Militärwesen, werden alles Bisherige übertreffen. Meine Herren, wir demonstrieren Ihnen nunmehr die unglaubliche Kraft unserer Nitrobombe.«

Der Funke kroch die Lunte entlang über den von Moos und Gräsern bewachsenen Boden. Einen Augenblick lang schien er zu verlöschen, dann folgte eine ohrenbetäubende Detonation. Unwillkürlich duckten sich alle, rissen die Hände hoch, als wollten sie noch schnell die Ohren verschließen. Eine ungewöhnliche Stille folgte, es dauerte einige Minuten, bis sich die ersten räusperten und anerkennende Worte neben erstaunten Ausrufen zu hören waren.

Die Felsbrocken waren verschwunden, in tausend kleine Stücke zerborsten, die ringsum verstreut lagen. Schweigend schritten einige Herren den Umkreis ab, immer wieder erstaunt, in welcher Entfernung noch Gesteinsbrocken und Gußstückchen zu finden waren.

Der Vater war von dem Erfolg überzeugt. »Ich könnte mir vorstellen, daß man Kanonen mit solchen Bomben

bestückt. Sie würden verheerende Wirkungen beim Feind hervorrufen.«

»Die Bomben könnten bereits im Kanonenrohr explodieren«, wandte ein General ein. »Unter den eigenen Leuten würde dann eine Panik ausbrechen.«

Einem General sollte man nicht widersprechen. Je länger der Vater ihn vom Gegenteil überzeugen wollte, desto hartnäckiger verteidigte er seine Ansicht.

»Himmeldonnerwetter!« fluchte der Vater am Abend, »wenn man das Vaterland ohne Militärs verteidigen würde, käme man bestimmt weiter.« Er war nicht zufrieden, obgleich die Militärverwaltung sechstausend Kronen für weitere Versuche bewilligt hatte.

»Du solltest nach Paris fahren, Alfred. Nimm die Berichte über unsere Erfolge mit. Ich bin überzeugt, daß du zumindest eine Bank für einen Kredit gewinnen wirst. Wir müssen unsere Versuche ausweiten, im großen Stil betreiben.«

Die Mutter war gar nicht einverstanden, daß Alfred schon wieder auf die Reise gehen sollte. »Kaum hast du ihn hier, schon jagst du ihn wieder davon.«

»Schnickschnack. Einer muß die Geschäfte betreiben, während die anderen die Versuche durchführen. Ich habe übrigens zur Feier des Tages Räucherlachs gekauft. Daß ihr das noch nicht gerochen habt!« Der Vater holte Champagner aus dem Keller. »Ich stoße an auf unsere Zukunft, auf unser Nitropulver, mit dem wir die Welt aus den Angeln heben werden.« Der Vater steckte voller Ideen. »Die Technik steht erst am Anfang. Es sind noch Dinge möglich, von denen nicht einmal ich mir etwas träumen lasse. Eines Tages werden wir Bomben haben, die so schrecklich sein werden, daß niemand es wagen wird, sie anzuwenden. Dann endlich wird Schluß sein mit diesen blödsinnigen Kriegen, die nur zerstören, Güter, Menschen und die guten Sitten.«

Paris!

Immerhin, der Direktor der Société Générale de Cre-

dit Mobilier empfing Alfred, ließ sich die Berichte erläutern. Nachdenklich brütete er über einem Entschluß. »Es ist mir durchaus verständlich, daß Sie Mittel brauchen, um die Experimente zu vervollkommen. Nur, wer garantiert uns, daß Sie wirklich Erfolg haben werden? – Bisher hat sich niemand getraut, dieses Teufelszeug verwendbar zu machen. Vielleicht ist es gar nicht möglich, eine kontrollierte Explosion des Sprengöls zu erreichen.«

»Es ist möglich, Monsieur. Wir stehen dicht vor dem Ergebnis. Ich bin überzeugt, in einem Jahr werden wir Sprengungen mit dem Nitroglyzerin durchführen können, die alles Bisherige weit übertreffen. Bedenken Sie, daß die Sprengmischung, die wir entwickeln, die mehrfache Sprengkraft des Schwarzpulvers erreichen wird. Überall in der Welt wird man das Nitropulver haben wollen. Die Gewinne werden sich sehen lassen können.«

»Oui, oui, Monsieur, ich werde Ihnen nach Rücksprache mit meiner Gesellschaft morgen eine verbindliche Auskunft geben. Ich glaube fast, Sie haben mich überzeugt. Ohne Risiko kann man nicht einmal aus dem Bett aufstehen, hahaha!«

Die Franzosen hatten eine liebenswürdige Art, Geschäfte zu machen. Dieses Mal kehrte er nicht mit leeren Händen zurück, sondern mit einem Darlehn von 100 000 Franc, und gleich begann der Vater die Produktion des Nitroglyzerins im größeren Maßstab zu betreiben. Außer Emil beschäftigte er einen Ingenieur, einen Hilfsarbeiter und ein Dienstmädchen. In Bleigefäßen mischte er konzentrierte Salpetersäure mit der doppelten Menge rauchender Schwefelsäure. Nach dem Erkalten goß er Glyzerin vorsichtig hinzu. Die Gefäße ließ er mittels einer mechanischen Vorrichtung leicht schütteln.

Um der starken Wärmeentwicklung bei dem Mischvorgang entgegenzuwirken, bauten sie Kühlschlangen ein. Auf keinen Fall durfte die Temperatur bis auf 170 Grad Celsius ansteigen! Nach dem Mischen setzte

sich auf dem Boden eine schwere ölige Schicht ab, die mit Wasser ausgewaschen werden mußte. Sie folgten damit dem Verfahren, das Sobrero entdeckt hatte, nur daß sie es im größeren Maßstab betrieben.

Der Vater klammerte sich an seine Idee. Er hatte zwei Patente auf sein Nitropulver bekommen und sah sich dadurch bestärkt. »Das richtige Mischungsverhältnis ist des Rätsels Lösung, mein lieber Alfred.«

Sie experimentierten einen ganzen Sommer. Unzählige Mischungen stellten sie her. Aber keine befriedigte. Wege, die nicht zu einem Ergebnis führen, sollte man verlassen. Vater glaubte an seinen Weg. Er setzte seine Versuche gemeinsam mit Emil fort. »Ich kann dich nicht zwingen, mitzumachen, Alfred, wenn du unbedingt deinen eigenen Weg gehen willst. Das Kücken ist halt klüger als die Henne.«

Alfred hatte es satt, am Gängelband zu arbeiten. Der Vater hielt seine Idee für ein Hirngespinnst. Hin und wieder machte er sich darüber lustig. »Du willst das träge Nitroglyzerin mit einer kleinen Menge Schwarzpulver aus der Reserve locken? – Es wird es dir danken, gewiß.«

Die Zündung war das Problem – die kontrollierte, zum gewünschten Zeitpunkt eintretende Zündung. So wie man Schwarzpulver mit einem Funken zur Explosion bringen konnte, so mußte man Nitroglyzerin mit einem entsprechend kräftigeren Blitz aus seiner Trägheit herausbringen können. Daran wollte er arbeiten, und er begann von neuem, Sprengladungen auf diese Weise zusammenzustellen. Einen Versuch nach dem anderen führte er durch. Hin und wieder erinnerte er sich daran, daß man die Methode völlig umkehren sollte, um voranzukommen.

Bisher hatte er das Schwarzpulver in dem äußeren Behälter untergebracht, nun umgab er es mit Nitroglyzerin. Der Druck, den das explodierende Pulver erzeugte, sollte das Öl mit sich fortreißen. Aber es detonierte nur

ein Teil des Nitroglyzerins, der andere verspritzte. Wahrscheinlich hatte der Druck nicht ausgereicht. Auch andere Varianten schlugen fehl. Endlich fiel ihm ein, daß die Druckwelle und die Temperatur des Zündpulvers vielleicht deshalb nicht ausreichten, weil er das Glasröhrchen, in dem es sich befand, nicht verschlossen hatte. Es zischte zu einem nicht geringen Teil aus der Öffnung heraus.

Nichts war einfacher, als das Röhrchen mit einem Stopfen zu verschließen. Noch nie war er so neugierig auf das Ergebnis gewesen. Der Vater meinte, er solle doch mit diesem Versuch seine Idee aufgeben, da er seit Monaten auf der Stelle trete.

»Wir werden ja sehen«, antwortete er leichthin. »Ich finde nicht, daß meine Versuche umsonst waren.«

Er wählte eine Stelle im Steinbruch, wo nur dann etwas bewegt werden konnte, wenn man eine ganze Ladung Schwarzpulver in das Bohrloch schüttete.

»Damit willst du den Felsen aus der Ruhe bringen?« Der Vater deutete auf die kleine Sprengladung. »Es wird ein bißchen puffen«, meinte er amüsiert. »Nur die richtige Mischung von Nitroglyzerin und Schwarzpulver vermag uns weiterzuhelfen.«

»Hast du sie gefunden?« Er hatte die Spöttelei des Vaters gar nicht gern. Außerdem mußte er sich auf das Experiment konzentrieren.

»Es wird besser sein, wir begeben uns hinter den Erdwall.«

Der Vater und Emil lächelten und stellten sich daneben. »Damit wird die Sprengung auch nicht stärker, wenn wir so tun, als ob.«

Eine unglaubliche Druckwelle warf sie um. Der Felsen bebte, die Wand aus Granit, in der die Ladung gesteckt hatte, stürzte zusammen. Einige Zeit waren die Ohren wie taub. Sie sahen sich an, ohne sich verstehen zu können. Zum Glück waren sie unverletzt geblieben. Freude löste den Schreck ab. Noch nie war ihnen eine

derartige Sprengung gelungen. Er war überzeugt, daß er das Problem gelöst hatte, doch der Vater meinte, es könnte Zufall gewesen sein.

Nichts war einfacher, als eine zweite Sprengladung nach dem vorherigen Muster herzustellen. Nur nahm er statt der Glasröhre eine Metallröhre.

»Wird sie nicht zuviel Widerstand bieten?« fragte der Vater.

»Versuchen wir es. Wär doch gut, wenn es auf Anhieb gelänge.«

Emil war begeistert. Er half ihm, während der Vater wortlos zusah, wie sie die Sprengladung montierten.

Nach dem dritten Versuch war der Vater überzeugt. Er war ganz aus dem Häuschen. »Wir haben es geschafft, wir haben es geschafft!« Er lief wie ein Jüngling über den mit Felsbrocken gespickten Rasen nach Hause, umarmte die Mutter. »Sie werden uns das Sprengmittel aus den Händen reißen, die Russen vor allem.«

Er hatte es nicht verwunden, daß die zaristische Regierung ihn einfach hatte sitzenlassen.

8

Der Vater war nicht einverstanden, daß er das Patent für sich allein beanspruchte. »Ich bin dir vorangegangen, mein lieber Alfred. Ebensogut hätte auch meine Idee Erfolg haben können.«

»Du hast zwei Patente bekommen, ganz allein auf deinen Namen, Papa.«

»Daran hast du auch kaum mitgearbeitet.«

»Und Emil?«

»Um diese Patente geht es ja nicht.« Aufgeregt lief der Vater durch das Laboratorium. »Es wäre ja dumm, das alte Verfahren auszubeuten, wo wir nunmehr ein besseres besitzen.«

»Wir?« Er hielt dem ärgerlichen Blick des Vaters

stand. »Das neue Verfahren habe ich entwickelt. Du erinnerst dich sicher, wie du dich darüber lustig gemacht hast.«

»Wir wollen uns nichts nachtragen. Bedenke, was du mir alles verdankst, das Nitroglyzerin, die Werkzeuge, das Labor. Ohne mich hättest du überhaupt nicht experimentieren können. Ich habe dir den Weg geebnet.«

»Den Weg schon, Papa, aber nicht den richtigen. Diesen mußte ich selbst finden.«

»Meine Idee mit der Gußeisenbombe hat dich auf den Trichter gebracht, das wirst du doch zugeben«, empörte sich der Vater.

»Robert und Ludvig werden dir bestätigen, daß ich bereits vor einem Jahr, und zwar im Mai 1862, eine Bombe mit Initialzündler zur Explosion brachte. Hätte ich damals nicht auf dich gehört und weitergemacht, wäre ich ein Jahr früher fertig geworden.«

»Ich finde, daß ich einen sehr undankbaren Sohn in dir habe, mein lieber Alfred.« Der Vater drehte sich abrupt um und verließ das Laboratorium.

Sollte er nachgeben? – Er fühlte sich im Recht, der Initialzündler war ganz allein sein Werk. Der Streit war ihm um so unangenehmer, als er immer anzuerkennen bemüht war, was er dem Vater verdankte.

Emil versuchte zu vermitteln. »Ihr seid einander ziemlich ähnlich, was den Eigensinn betrifft. Könnt ihr euch nicht einigen und die Sache gemeinsam ausbeuten?«

»Darum geht es gar nicht!« Ihm riß die Geduld. Er wollte sich beherrschen, aber es gelang ihm nicht. »Nie-mals würde ich eine Erfindung Papas bestreiten, und wenn ich ihm tausendmal dabei geholfen hätte. Es geht nicht nur um Rechte, sondern vor allem um die Ehre. Ehre kann man nicht teilen! Das solltest gerade du als Jüngster in der Familie begreifen.«

Der spöttische Blick des Bruders brachte ihn außer sich. Er stürzte aus dem Laboratorium, packte seinen Koffer und verließ Heleneborg. Er mußte mit Robert

und Ludvig sprechen. Als wenn er seine Erfindung allein ausbeuten wollte! Natürlich würde er Vater und seine Brüder am Geschäft beteiligen.

Auf dem Schiff kam er allmählich zur Ruhe. Wie konnte er wegfahren, ohne sich von der Mutter verabschiedet zu haben! Er hatte impulsiv gehandelt. Aber nun fürchtete er, seinem Vater zu begegnen und vor den Augen der Mutter den Streit fortsetzen zu müssen. In einem Brief konnte er ihr alles in Ruhe erklären und ihr sein Herz ausschütten. Papa sollte wissen, daß er nicht herzlos war und ihn Verdruß und Kummer quälten.

Zuversichtlich sah er den Gesprächen mit Ludvig und Robert entgegen. Sie fanden den Streit zwar nicht schön, konnten das Alterchen aber verstehen.

»Er wollte genau wie du Amerika entdecken. Er sah schon das Land und die Bäume, träumte von den Schätzen, blieb aber gewissermaßen auf Kuba sitzen, während du bis zum Festland vorstoßen konntest. Aber wie wollt ihr zusammenarbeiten, wenn ihr euch wie zwei Stiere mit den Hörnern verkeilt?«

Aus der Ferne sah alles weniger problematisch aus. Nach einiger Zeit fühlte Alfred sich ruhig genug, dem Vater seinen Standpunkt klarzumachen. Trotzdem verschob er es von Tag zu Tag. Da traf ein Brief der Mutter ein. Sie mußte Papa ganz schön zugesetzt haben. »Solch ein Dank für soviel Mühe und Sorgen! Die Frage wäre noch immer nicht gelöst, wenn du sie nicht in die Hand genommen hättest. Aber mein kleiner Alfred findet wohl, daß Alterchens Kränklichkeit die Hauptursache für seine manchmal überreizte Laune ist.«

Endlich glaubte Alfred, die richtigen Worte finden zu können. Er wollte den Vater nicht verletzen, aber aus seinem Herzen auch keine Mördergrube machen. Der Brief fiel ziemlich scharf aus, doch er war in jeder Hinsicht aufrichtig. Am nächsten Tag las er ihn noch einmal durch.

»Mein guter Papa.

Du hast selbst eine Auseinandersetzung zwischen uns als nötig angesehen. Ich bin vollständig Deiner Ansicht, um so mehr, als ich mich nicht wieder solchen Zurechtweisungen wie neulich aussetzen will, die weder dem einen anstehen auszusprechen, noch dem andern anzuhören. Ich will daher im einzelnen unsre gegenseitigen Beziehungen in der letzten Zeit durchgehen.

Als Du zuerst an mich nach Petersburg schriebst, gabst Du das neue Sprengpulver als eine vollständig ausgearbeitete Sache aus und als zwanzigmal stärker als das gewöhnliche Pulver. Ich wurde aufgefordert, mit diesen Vorspiegelungen zu General Totleben zu gehen, was ich auch tat, nur daß ich vorsichtigerweise das Pulver als nur achtmal so stark angab. Auf Deinen Wunsch kam ich dann nach Schweden und fand, daß die Vorspiegelungen auf einem unzureichenden Versuch in einem Bleirohr beruhten. Die Folge war ein komplettes Fiasko . . . Diese Expedition selbst ist eine Tatsache, die beweist, daß Du Dir das Glyzerinpulver aus dem Kopf geschlagen hattest und es als unpraktisch oder noch nicht ausgearbeitet ansahst. Auf Ludvigs vernünftigen Rat beschloß ich indessen, mich oder uns nicht durch die Vorlegung des chlorsauren Pulvers zu blamieren, und fing in Petersburg auf eigene Hand an, mit Nitroglyzerin zu arbeiten. Es glückte mir wirklich, mit Versuchen im Kleinen zu einem überraschenden Effekt unter Wasser zu kommen. Dies geschah mittels Glasröhren, die von Pulver umgeben waren, in Roberts und Ludvigs Gegenwart und wurde in Deinem und Emils Beisein bei meiner Ankunft wiederholt . . . Da die Versuche im Kleinen so gut glückten, war es meine Absicht, Totleben zu einer Sprengung in größerem Umfang einzuladen, worauf das Pulver wahrscheinlich angenommen worden wäre. Aber in dem Trubel kam ein neuer Brief von Dir an mit neuen Vorspiegelungen von einem Schießpulver, das doppelt so kräftig sei als das gewöhnliche und das Gewehr nicht

ein Zehntel so stark verschmutze. Dies mit der Aufforderung an mich, zu kommen und die Sache zu betreiben.

Es stellte sich heraus, daß diese Sache ebensowenig ausgearbeitet war wie die erste. Schon vor meiner Abreise hatte Emil die Entdeckung gemacht, daß körniges Pulver, wenn es Nitroglyzerin bis zur Trockenheit aufgesaugt hat, im Pulverprüfer einen höheren Ausschlag gibt als gewöhnliches Pulver. Von dem, was dann vorgegangen ist, weiß ich nur, daß bei meiner Ankunft die Resultate höchst schwankend waren und daß wir den ganzen Sommer mit Proben totschlugen, die eine kompetente Person an einem Tag hätte machen können. – Da nahm ich für Gesteinsprengungen wieder die Methode mit Röhren, die von Pulver umschlossen waren, auf, die ich schon in Petersburg versucht hatte, und weit davon entfernt, diese Idee als die Deinige anzusehen, machtest Du Dich auf meine Kosten darüber lustig . . . Da beschloß ich, mich nicht mehr am Gängelband leiten zu lassen, sondern einen anderen Ausweg zu suchen, um ohne Kollisionen und Unannehmlichkeiten mein Ziel zu erreichen. Durch theoretische Untersuchung des Vorgangs bei der Explosion kam ich auf ein ganz anderes Prinzip, das ich schon geahnt hatte, als das, welches Deiner Anwendung von Glyzerinpulver zugrunde lag, nämlich, daß, wenn man eine ganz geringe Menge Nitroglyzerin zu einer schnellen Explosion bringt, diese sich durch einen Schlag und durch die Wärme durch die ganze Masse fortpflanzen muß.«

Würden seine Worte die gewünschte Wirkung erzielen? Diese Frage quälte ihn, nachdem er den Brief der Post anvertraut hatte. Fast in jedem Monat wurden in technischen und wissenschaftlichen Zeitungen Prioritätsstreitigkeiten ausgetragen. Manche hatten das Ei in der Hand, konnten es aber nicht zum Stehen bringen. Wenn es dann ein anderer schaffte, riefen sie: Das, ja das können wir auch! Es fielen böse Worte, Verunglimp-

fungen erzeugten Bitterkeit, Verleumdungen Feindschaft.

Oft waren Vorwürfe das Ergebnis mangelnden Verständnisses für die Schritte der Entwicklung überhaupt. Wann war eine Erfindung oder Entdeckung wirklich ein Fortschritt? Schließlich standen sie alle auf den Schultern der Vorfahren. Ein moderner Dampfhammer, mit dem tonnenschwere Eisenblöcke zugerichtet wurden, war immer noch ein Hammer und vom Prinzip her gleich dem des Urmenschen. Doch welcher Unterschied in der Handhabung und Wirkung!

Ohne die zahlreichen Entdeckungen der Chemiker und die Fortschritte in der Theorie seit Antoine Laurent Lavoisier, Louis Gay-Lussac, John Dalton, Michael Faraday, Jöns Jacob Berzelius, Justus Liebig, Friedrich Wöhler und anderer hätten Schönbein und Böttger die Schießbaumwolle, Braconnot das Xyloidin, Pelouze das Pyroxylin nicht erfinden können. Die organische Chemie hatte seit Liebig's Erfindung des Kali-Kugel-Apparates einen unglaublichen Aufschwung genommen. – Ähnlich wie sein Vater ihm, hatte Berzelius seinem Freund Liebig vorgeworfen, die schon vorhandenen Elemente verwendet und doch den Anspruch einer Erfindung erhoben zu haben. Dabei übersah Berzelius, welcher großer Fortschritt mit dem neuen Instrument erzielt worden war.

Auch Braconnot und Pelouze oder Sobrero könnten den Anspruch erheben, das neue Sprengverfahren mit begründet zu haben. Braconnot hatte als erster durch Auflösung von Stärke oder Zellulose in konzentrierter Salpetersäure eine Verbindung erhalten, die wie Pulver abbrannte. Pelouze gewann auf ähnliche Weise eine ähnliche Verbindung.

»Ich habe seinerzeit Ascanio Sobrero angeregt, sich mit der Einwirkung von Salpetersäure auf organische Stoffe zu befassen«, hatte Pelouze ihm in Paris beiläufig erzählt. »Ich hielt es für ein jungfräuliches Gebiet. Aller-

dings ließ ich mir nicht träumen, was für ein Teufelszeug dabei herauskommen würde. Immerhin gewann Sobrero drei interessante Verbindungen aus Glyzerin, Zucker und Mannit. Seine Verfahren zur Herstellung dieser Stoffe hat er ausführlich beschrieben. Mit dem Nitroglyzerin, von dem er sich viel versprach, machte er allerdings unangenehme Erfahrungen.«

Pelouze gab ihm den Sonderdruck Sobreros über dessen Bericht an die wissenschaftliche Akademie in Turin. Einige Stellen las er mehrmals. »Das Nitroglyzerin zerfällt beim Erhitzen. Ein Tropfen, auf Platinblech erhitzt, entzündet sich und verbrennt heftig. Es hat indessen die Eigenschaft, unter gewissen Umständen mit großer Gewalt zu detonieren. Bei einer Gelegenheit verdunstete eine kleine Menge Ätherlösung von Nitroglyzerin in einer Glasschale. Der Rückstand von Nitroglyzerin war sicher nicht mehr als zwei oder drei Zentigramm. Als die Schale über einer Spirituslampe erhitzt wurde, trat eine äußerst heftige Explosion ein, und die Schale wurde in kleine Stückchen zerschmettert. Bei einer andern Gelegenheit wurde ein Tropfen in einem Probierrohr erhitzt und explodierte dabei mit solcher Heftigkeit, daß die Glasscherben mich tief in Gesicht und Hände schnitten und auch andre verletzten, die in einiger Entfernung im Zimmer standen. Die sicherste Weise, die Explosivkraft des Nitroglyzerins zu zeigen, ist, einen Tropfen auf ein Uhrglas zu tun und ihn mit einem zur Rotglut erhitzten Platindraht zur Explosion zu bringen . . . Welche Anwendung diese Flüssigkeit, die durch Schlag explodiert, einmal finden wird, darüber kann man noch nichts sagen, und erst die Erfahrungen der Zukunft können das zeigen.«

Die Erfahrungen der Zukunft. –

Sobrero könnte jetzt wie sein Vater aufstehen und von ihm eine Beteiligung am Patent fordern mit der Begründung, die Nutzbarmachung des Nitroglyzerins wäre sein Verdienst. Schließlich hatte er es entdeckt, unter-

sucht und in der Praxis verwenden wollen. Obgleich er nach 1853 davon Abstand nahm, weil nach einer Explosion von 400 Gramm Nitroglyzerin im Laboratorium des Turiner Arsensals schreckliche Verwüstungen entstanden waren.

Er erhob ja auch keinen Anspruch darauf, daß Sobrero und nach ihm der Chemiker de Vrij aus Rotterdam die physiologischen Wirkungen des Nitroglyzerins untersuchten und es als Arzneimittel in die Heilkunde einführten.

Ebenso könnten ihm die Petersburger Chemiker Sinin und Trapp das Patent streitig machen, denn sie hatten ihn und Papa auf das Sprengöl aufmerksam gemacht.

Die Elemente waren fast alle vorhanden gewesen, das Nitroglyzerin – das Schwarzpulver; ihre Eigenschaften waren bekannt. Nur wußte man nicht, wie man sie aufeinander einwirken lassen mußte, um eine kontrollierte Anwendung zu ermöglichen. Seine Überlegung war gewesen, Nitroglyzerin durch die Pulvergase auf die Temperatur zu erhitzen, bei der es explodierte. Es mußte dem Nitroglyzerin die Wärme des Pulvers mit der Schnelligkeit mitgeteilt werden, die zur Explosion erforderlich war, und die noch größere Wärmeentwicklung des Nitroglyzerins mußte mit Hilfe des Schlages und Drucks der gebildeten Gase die eigene Explosion unterstützen. Durch das Zustandebringen eines bloßen Initialimpulses würde sich die Explosion in solchen Stoffen fortpflanzen, die im offenen Raum mit brennenden Körpern in Berührung gebracht werden konnten, ohne zu explodieren.

Diese Idee hatte allein er gehabt, und ihre praktische Verwirklichung war allein sein Werk. Denn eine Erfindung oder Entdeckung bestand darin, daß durch sie ein Problem gelöst wurde. Das mußte gerade Papa verstehen.

Er wartete auf die Antwort des Vaters mit wachsender Ungeduld. Zweifel quälten ihn, ob er richtig gehandelt hatte. Um des lieben Friedens willen hätte er sich nachgiebiger zeigen sollen. Der Streit tat ihm weh, aber immer, wenn er an Zugeständnisse dachte, wehrte sich etwas in ihm. Er wollte so gern mit Papa zusammenarbeiten, doch es würde nur gehen, wenn Klarheit zwischen ihnen bestand.

Endlich kam der Brief des Vaters. Seine Hände zitterten, als er ihn öffnete.

»Mein lieber Alfred!

Ich habe lange über Deinen Brief nachgedacht. Er hat mich wütend gemacht, ich fand Dich anmaßend. Doch nach und nach kam ich zur Besinnung. Du hast recht. Den entscheidenden Punkt, der die Anwendung des Nitroglyzerins als Sprengstoff ermöglicht, hast Du gefunden. Ich war blind geworden durch meine Starrheit. Manchmal ist das Kücken, wenn es flügge geworden ist, klüger als die Henne. Trotz meiner großen Erfahrungen mit Sprengstoffen und mit dem Glyzerin war es mir nicht vergönnt, die Aufgabe zu lösen. Die Initialzündung ist allein Dein Verdienst. Nach einer so langen Beschäftigung mit der Sache fällt es schwer, das einzusehen. Ich bitte Dich dringend, das Patent auf Deinen Namen allein zu beantragen. Es wird Zeit, daß Du zurückkommst, ich freue mich auf die gemeinsame Arbeit. Wir müssen Nitroglyzerin in größerem Maßstabe als bisher produzieren, dazu Deine Zünder, und wir müssen die Sprengmeister von den Vorteilen der neuen Technik überzeugen. Niemand wird das besser können als unser Alfred.

Herzliche Grüße – auch von Mama und Emil – Dein Papa.«

Er hätte jauchzen mögen. In Gedanken umarmte er Papa. Erst jetzt begann er sich über seine Erfindung rich-

tig zu freuen. Alle Nobels sollten teil an der Ausbeutung haben. Robert konnte in Finnland eine Nitroglyzerinfabrik aufbauen. Er brauchte ohnehin ein besseres Einkommen; mit dem Petroleumhandel verdiente er zuwenig. Am besten war, er würde nach Stockholm kommen, um zu sehen, wie der Nobelzünder hergestellt wurde.

Außerdem gab es noch einiges daran zu verbessern. Neben Schwarzpulver wollte er Knallquecksilber als Zünder verwenden. Möglicherweise ließ sich die Zündung auch ganz allein mit Knallquecksilber bewirken. Dafür mußten noch zahlreiche Versuche angestellt werden.

Sein Reisegepäck war in wenigen Minuten gepackt. Obgleich er das schnellste Schiff gewählt hatte, war ihm eine Reise noch nie so lang vorgekommen. Endlich sah er die Türme von Stockholm im Morgendunst auftauchen. Es war, als schwebten sie über dem Wasser in einer samtblauen Ferne. Eine große Zukunft lag vor ihm. Das Nobel-Patent-Sprengöl – so wollte er es nennen – würde den Markt erobern.

Die Mutter war glücklich über seine Rückkehr. Ganz konnte sie ihren Stolz auf ihn nicht verbergen, obgleich sie ihn vor dem Vater nicht zeigen wollte. Zum Vater wollte sich das alte Verhältnis nicht ganz wieder herstellen. Er blieb wortkarg; er kam nicht darüber hinweg, daß er sich verrannt hatte. Aber er nahm nichts von seinen Worten im Brief zurück, sondern ging ganz in der Herstellung des Sprengöls auf.

»Wir werden das Patent zu gleichen Teilen ausbeuten, Papa. Ich nehme einige Proben und führe ihre Wirkung Sprengmeistern aus dem Berg- und Straßenbau vor. Ich bin überzeugt, daß wir Mühe haben werden, alle diejenigen zufriedenzustellen, die unseren Sprengstoff bestellen werden.«

Erleichtert überließ ihm der Vater die Werbung. Sie konnten das »Nobel-Patent-Sprengöl« zu 2,50 Schwedenkronen das Pfund bei sehr gutem Gewinn liefern. Damit

war es zwar teurer als Schwarzpulver, doch in der Wirkung weitaus stärker.

Ihre Versuche waren unter den Fachleuten im Gespräch. Die bisherigen Fehlschläge hatten jedoch die Skepsis derjenigen vermehrt, die ohnehin Neuerungen als lästig empfanden. Andererseits waren die Firmen, die beim Bau von Eisenbahnstrecken, Tunnels und Straßen mit dem harten schwedischen Urgestein schwer zu kämpfen hatten, an einem wirkungsvolleren Sprengstoff interessiert.

Es war ein heißer Morgen im August 1863, als er seine Ladung in das Bohrloch schob: einen zur Hälfte mit Nitroglyzerin gefüllten Zylinder, auf dem der Zünder steckte, eine mit Schwarzpulver gefüllte Hülse mit Zündschnur. Er verdämmte die Hülse und rollte die Lunte aus. Der Felsen, durch den eine Schneise für die Eisenbahn geschlagen werden mußte, erhob sich hoch in den wolkenlosen Himmel.

»Sie glauben doch nicht etwa, diesen Granitblock mit einer einzigen Ladung zu bezwingen?«

»Wieviel Ladungen mit Schwarzpulver würden Sie brauchen?«

»Zehn, mindestens zehn.«

Brummend stimmten die Arbeiter dem Sprengmeister zu.

»Es wird trotzdem besser sein, wenn sich alle hinter den Damm dort begeben. Sie werden sehen, was unser Patent-Sprenggöl vermag.«

Langsam zogen sich die Gleisbauer hinter die Dekung zurück.

»Sie können die Lunte anbrennen«, sagte der Sprengmeister.

Der Funke glomm wie ein Irrlicht zum Bohrloch. Es war still, ein leiser Wind rauschte durch die Kiefern. Ringsum blühten Moos und Erika zwischen Steinkuppen. Spinnenfäden glänzten im Sonnenlicht.

Plötzlich erdröhnte die Luft. Ein harter Schlag hallte

durch den Wald, wurde von Bergwänden zurückgeworfen. Sausend flogen Felsbrocken durch die Luft, Steine prasselten auf die Erde.

Die Männer hatten sich dicht an die Böschung gepreßt. Noch nie hatten sie eine Sprengung erlebt, die die Erde zum Beben brachte. Einer nach dem andern stürzte hinter der Deckung hervor. Sie starrten auf das Wunder: Der Felsen war verschwunden.

»Wenn das kein Zufall war!« Der Sprengmeister reichte ihm die Hand. »Herr Nobel, wenn das kein Zufall war, dann hat heute ein neues Zeitalter der Sprengtechnik begonnen.«

»Diese Sprengung war kostenlos, mein Herr. Wenn Ihre Firma weitere Dienste benötigt, dann stehe ich zur Verfügung.«

»Wenn Sie den gleichen Erfolg garantieren. – Bezahlt wird das Ergebnis.«

»Unser Patent-Sprengöl wird nicht so teuer sein wie zehn Ladungen Schwarzpulver, aber auch nicht so billig wie eine, sondern etwa soviel kosten wie acht Ladungen.«

Der Sprengmeister kniff die Augen zusammen. Sein Blick wanderte über die Trümmer. »Dann kommt die Firma gut weg, Herr Nobel. Schließlich sparen wir auf diese Weise sieben Bohrlöcher; bei Granit will das was heißen.«

Auch seine Vorführungen in Steinbrüchen und Bergwerken führten zu guten Ergebnissen. Immer häufiger bestellten die Firmen Nobel-Patent-Sprengöl.

Sein Geburtstag wurde zu einem Freudenfest. Die Sonne schien von einem tiefblauen Himmel. Die Bäume spiegelten sich in dem klaren Wasser der Bucht, zauberten rote und gelbe Flecke auf den Grund.

Robert und Ludvig hatten die weite Reise nicht gescheut, um ihm zum Einunddreißigsten zu gratulieren und natürlich die Fabrikation des Patent-Sprengöls in Augenschein zu nehmen.

»Ist die Herstellung nicht sehr gefährlich?« fragte Robert. »Wenn ich bedenke, was hundert Gramm von dem Öl anrichten können . . . Und ihr produziert hier täglich etliche Kilogramm.«

»Es ist so gut wie harmlos«, antwortete der Vater. Er goß etwas Nitroglyzerin auf eine Metallplatte, brannte ein Zündholz an und legte es zu dem Öl. Eine kleine bläuliche Flamme kroch auf der Oberfläche entlang und erlosch, ehe das Nitroglyzerin ganz verbrannt war.

»Es braucht eben einen kräftigen Impuls, sonst bleibt es träge wie Rapsöl.«

»Aber es soll sich doch auch von allein entzünden, ohne daß man weiß, wie.« Robert trat hinter dem Vater hervor.

»Wenn das Öl explodiert wäre, lieber Robert, dann hätte dir der Platz hinter Papa nichts genützt.«

»Einen schwarzen Humor hast du!« Roberts Gesicht hellte sich erst auf, als er ihm seine Frage beantwortete. »Wir arbeiten daran. Wichtig ist, daß das Öl frei von Säuren bleibt. Das heißt, die Salpeter- und Schwefelsäure, die zur Herstellung von Nitroglyzerin gebraucht werden, müssen vollkommen wieder ausgewaschen werden. Wir werden das schon schaffen.«

»Bei der Herstellung achten wir darauf, daß die Temperaturen nicht zu sehr ansteigen, wenn wir Schwefelsäure und Salpetersäure miteinander mischen, mein lieber Robert.« Vater war in seinem Element. »Wichtig ist ferner, daß diese Mischung völlig erkaltet sein muß, bevor wir Glyzerin hineinfließen lassen. Die dabei entstehende Wärme halten wir durch die Kühlgeräte in solchen Grenzen, daß eine Explosion ausgeschlossen ist.« Papa war mit Recht stolz auf diese Details, denn hier hatte er viel geleistet.

Er goß einen Löffel voll Sprengöl auf eine Eisenplatte, nahm einen Hammer und schlug darauf. Es gab einen kleinen Knall, die Masse des Sprengöls reagierte nicht.

»Wir wären mit dem Haus in die Luft geflogen«, er-

klärte Papa seelenruhig, »wenn sich die Explosion auf das Sprengöl insgesamt übertragen hätte. Ihr seht, mein lieber Ludvig und mein lieber Robert, Nitroglyzerin ist völlig ungefährlich, wenn man damit richtig umzugehen versteht.«

An der Kaffeetafel gingen die Gespräche weiter. Die Mutter wollte über andere Themen sprechen, doch immer wieder kehrten die Gedanken zum Patent-Sprengöl zurück. »Wir haben schon mehrere Firmen überzeugt, daß sie mit unserer Methode billiger arbeiten und mehr schaffen können. Es wird bald kein Industrieland mehr geben, das ohne unseren Sprengstoff auskommen könnte. Für uns hat das Geschäft des Jahrhunderts begonnen. Ich bin glücklich, das auf meine alten Tage noch erleben zu können.« Papa war voller Zuversicht. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er eine ganz sichere Sache in der Hand. Alle gönnten ihm die Freude, denn sie konnten ihm nachfühlen, wie hart gerade ihn, den Erfindungsreichen und Aufbauenden, die beiden Schicksalsschläge getroffen hatten.

»Trotzdem habe ich oft Angst«, gestand Mama. »Irgendein dummer Zufall könnte unser aller Leben mit einem Schläge beenden. Ihr stellt ja von Tag zu Tag mehr von diesem Sprengstoff her.«

»Das meiste wird doch gleich an die Firmen versandt, Mama. Außerdem werden wir die Methoden verbessern, daß der Umgang mit Nitroglyzerin völlig harmlos wird.« Emil lächelte ihr beruhigend zu.

Er unterstützte Emil, der noch zu Hause war, das Semester begann später. Die Herstellung des Nitroglyzerins war nicht ungefährlich, doch es hatte bisher keine ungewollte Explosion gegeben. Vorsicht war oberstes Gebot beim Umgang mit Sprengstoffen; die kritischen Experimente hatte er sich selbst vorbehalten. Emil durfte ihm assistieren, aber nicht auf eigene Faust Versuche anstellen. Dafür fehlten ihm noch die Kenntnisse und die Erfahrungen. Er war vertraut mit zahlreichen

chemischen Operationen, geschickt, ausdauernd, umsichtig, ehrgeizig, manchmal ein wenig zu schnell, wenn er glaubte, einem Ziel nahegekommen zu sein.

Alles lief nach Wunsch. Emil bemühte sich um eine bessere Methode zur Reinigung des Nitroglyzerins. Es bestand immer die Gefahr einer unvorhergesehenen Erwärmung des Sprengöls. Deshalb war allen, die damit umgingen, eingeschärft worden, stets mit einem Thermometer zu arbeiten. Routine stumpfte ab oder machte leichtsinnig, verführte zu unüberlegten Handlungen.

Sie saßen beim Mittagstisch, warteten auf Emil, der in seinem Eifer nicht selten zu spät zu einer Mahlzeit kam. Die Mutter bat das Dienstmädchen, ihm Bescheid zu geben. Papa trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Er wollte am Nachmittag einhundert Pfund Nitroglyzerin zum Versand fertig machen. Die Fuhrleute waren bereits bestellt.

Mama füllte die Teller mit einer wunderbar duftenden Hühnerbrühe, gewürzt mit frisch aus dem Garten gewonnenem Porree, mit Sellerie, Zwiebeln und Thymian.

Plötzlich flammte ein Blitz auf. Ihm folgte ein Donnerschlag, das Haus erbebte, die Fenster flogen aus den Rahmen, Steine, Balken, Scherben wirbelten durch die Luft.

Papa saß unbeweglich auf dem Sofa. Mama war an seine Seite getaumelt. Es war totenstill.

Er war einem Anfall nahe. Seine Brust schmerzte, der Hals war wie zugeschnürt. Nichts rührte sich. Er stand an der Wand, als wäre er festgenagelt. – Mit einem Ruck riß er sich aus der Erstarrung, stolperte über die aus den Angeln gerissene Tür ins Freie. Drei Gebäude standen noch, aber an der Stelle, wo sich das Laboratorium befunden hatte, klaffte ein riesiges Loch. Dicht davor lag das Dienstmädchen, eine tödliche Wunde an der Stirn. Außer Emil waren der Ingenieur und zwei Arbeiter in dem Haus gewesen. Die Steine waren gegen die anderen

Gebäude geschleudert worden, die aussahen, als wären sie tagelang beschossen worden.

Er wollte es nicht wahrhaben, er wollte nie mehr daran denken, auch jetzt nicht, und doch drängten sich ihm die entsetzlichen Bilder auf.

Papa torkelte wie betrunken aus dem Haus. Fassungslos, den Kopf schüttelnd, irrte er zwischen den Trümmern herum. Er weinte vor Schmerz und vor Zorn, war nicht ansprechbar, hörte auf kein Wort. Emil war das einzig am Leben gebliebene von vier in Petersburg geborenen Kindern gewesen.

Mama wirtschaftete in der Küche herum. Sie räumte umgestürztes Geschirr von einer Stelle auf die andere. Ein hilfloser Blick traf ihn. »Ich weiß, Emil ist tot.« Sie schluchzte, sank ihm in die Arme. Ihr Körper bebte. Behutsam setzte er sie auf das Sofa. Die Scherben knirschten unter den Schuhsohlen. Alles war sinnlos geworden. Alles.

IO

Das schlimmste war Mamas Schweigen, es verfolgte Alfred wie ein Fluch. Ihre Augen blieben trocken, sie konnte nicht mehr weinen.

Der Vater reagierte wie ein Feldherr nach verlorener Schlacht, den Kampf bis zum Sieg fortzusetzen, koste es, was es wolle. Er wehrte die aufdringlichen Reporter ab, trat den Behörden, die ihn zur Rechenschaft aufforderten, ohne Furcht entgegen. Seine Kraft schien ungebrochen, sein Wille, sich nicht unterkriegen zu lassen, unbezwingbar. Niemand merkte, daß er seine Kräfte bis zum äußersten strapazierte.

Einer mußte einen klaren Kopf behalten. Die Situation war gespannt. Journalisten forderten von der Regierung, die Herstellung von Nitroglyzerin zu verbieten. Jemand fand heraus, daß keine Genehmigung für die Produktion dieses Sprengstoffs beantragt worden war.

Angehörige der Verunglückten erhoben den Vorwurf fahrlässiger Tötung und verlangten Entschädigung.

Advokaten witterten ein Geschäft und drohten mit Prozessen.

Der Polizeipräsident forderte eine schriftliche Stellungnahme. »Als hätten wir nichts Besseres zu tun!« schimpfte der Vater. Kaum ein Raum war noch bewohnbar. Überall rieselten Putz und Staub von Decken und Wänden, drangen in alle Fächer und Schubladen.

Die Behörden ließen nicht locker. »Wir werden ihnen die Zähne zeigen«, knurrte der Vater. Er setzte sich an den Tisch und schrieb: »Da bei der Bereitung von Sprengöl oder Nitroglyzerin keiner der Anwesenden die Explosion überlebt hat, kann natürlich keine vollständige Aufklärung gegeben werden.

Da Nitroglyzerin sogar bei direkter Anzündung unschädlich ist und selbst die größte Unvorsichtigkeit mit Feuer schwerlich eine Explosion zu verursachen vermag, da Feuer außerdem nicht vorhanden gewesen sein kann, bleibt als einzig mögliche Erklärung übrig, daß bei dem Versuch, den mein Sohn gemacht hat, eine heftige Reaktion entstanden ist, die die Temperatur der Mischung auf etwa 180 Grad Celsius erhöht hat, ein Wärme-grad, bei dem das gebildete Nitroglyzerin explodiert.

Daß es unterlassen worden ist, bei einem neuen Versuch ein Thermometer anzuwenden, um die Temperatur abzulesen, ehe sie zu hoch steigen konnte, ist also die wirkliche Ursache des Unglücks. Ein solches braucht bei der normalen Bereitung nicht zu passieren.

Dieses kann auf zweierlei Weise vorgenommen werden:

1. Nach der sogenannten warmen Methode, bei der die Temperatur auf ungefähr 6 Grad Celsius steigt und niemals höher. Diese Zubereitungsweise ist Hunderte von Malen angewendet worden und ist nicht mit der geringsten Gefahr verbunden.

2. Bei Kälte, mittels Kältemischung, bei der die Tempera-

tur über den Gefrierpunkt steigen darf und also keine Gefahr entstehen kann.

Der Grund, aus dem ich die Herstellung nicht außerhalb des Gebiets verlegt habe, ist, daß wirklich unter normalen Verhältnissen keine Gefahr vorausgesehen werden konnte, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Weil Nitroglyzerin ohne Explosion anzündbar ist, wie ein Öl brennt, aber gefahrloser, da es von selbst erlischt.

2. Weil ich versucht habe, es in einem Glasgefäß in größerer Quantität zu erhitzen, um die Wirkung auszuprobieren, und gefunden habe, daß auch dabei nur ein geringer Teil explodiert und der Rest umhergeschleudert wird.

3. Weil es in Wirklichkeit ohne direkte Erhitzung auf 180 Grad Celsius in einem Gefäß mit starken Wänden äußerst schwierig zur Totalexplosion zu bringen ist, was auch eine Menge Sprengschüsse beweisen, bei denen, ehe die Sache ganz ausgearbeitet war, die Zündung mißglückte.

Das Quantum Sprengöl, das bei der Explosion fertig dastand und an demselben Tag expediert werden sollte (50 Pfund nach Ammeberg und 200 Pfund an die nördliche Stammbahn), betrug ungefähr 300 Pfund. Aber der Effekt beweist deutlich, daß nur ein kleinerer Teil dieser Menge explodiert und der Rest unverbrannt umhergeschleudert worden ist.

Der Anlaß, aus dem die Sprengölbereitung nicht angemeldet wurde, ist, daß sie bis auf die letzten Tage in ganz kleinem Maßstab geschah und mehr, um das Verfahren auszuarbeiten als zu kommerziellen Zwecken, was man auch daraus ersieht, daß keine Inserate in die Zeitungen gedruckt wurden.

Zur Vermeidung eines Mißverständnisses möchte ich noch hinzufügen, daß die Reinigung von Glyzerin, mit der, wie ich annehme, mein Sohn bei dem Unglück beschäftigt war, keineswegs den geringsten Zusammen-

hang mit der Zubereitung von Nitroglyzerin zu haben braucht, sondern daß diese Reinigung in derselben Fabrik vorgenommen werden kann, in der Glyzerin hergestellt wird, und daß ein Unglücksfall wie dieser bei der Nitroglyzerinzubereitung ebensowenig einzutreffen braucht.

Heleneborg, den 5. September 1864.«

Vaters Hände zitterten, als er seinem Sohn den Brief gab. Alfred hatte ihm nichts hinzuzufügen. Wenn ein Vorteil winkte, riefen alle hurra, aber sobald etwas schiefging, empörten sich die gleichen Leute, selbst wenn sie nicht betroffen waren. Aber niemand kam, um zu helfen. Schwatzen war leichter als Aufräumen. Einige Artikel in den Zeitungen quollen über von haarsträubenden Berichten über die Gefährlichkeit des Nitroglyzerins. Zum Glück wäre nur ein Teil explodiert, wie Herr Immanuel Nobel behauptet habe. Andernfalls wäre wohl Stockholm verwüstet worden. Der Teufel hätte den Menschen dieses Zeug überlassen, um die Erde zu zerstören. Es müßte aus der Welt geschafft werden – als wenn Erfindungen rückgängig gemacht werden könnten!

Gegenstimmen meldeten sich. Für die Tunnelsprengungen in Stockholm sollte Sprengöl verwandt werden. Die Baugesellschaft erklärte, daß die Kosten sich andernfalls verdreifachen würden. Das Budget der Stadtverwaltung wäre schwer zu erweitern. »Wenn Sie uns garantieren, daß nichts passiert, Herr Nobel, dann . . .«

»Ich werde bei den Sprengungen persönlich anwesend sein, genügt Ihnen das?« Alfred war klar, daß er jetzt handeln mußte. Allerdings wußte er nicht, wie und wo er die Herstellung des Sprengöls vornehmen sollte. Sie konnten ein Gebäude auf Heleneborg instand setzen, doch durfte er das Mama zumuten?

Die Beerdigung war ein symbolischer Akt; man nahm Abschied. Abschied von den sterblichen Resten, wie die

Formel lautete, die der menschliche Geist verstand. Was blieb, war die Erinnerung.

Emil war tot, das war die einzige Gewißheit. Aus Staub bist du geworden, zu Staub wirst du werden. Was die Erde gab, nahm sie sich wieder. Sie schenkte, gewährte und nahm alles zurück, dieses um sich selbst und durch den Weltraum sausende Projektil, dieser unscheinbare, lächerlich kleine Ballon.

Angst vor dem gleichen Schicksal, das Emil getroffen hatte, befahl ihm nicht. Welche Vorwürfe sollte er sich machen? Daß er Emil nicht genügend beaufsichtigt hatte? Er hätte nicht dauernd bei ihm sein können, und selbst, wenn er das gewollt hätte, Emil hätte sich das nicht gefallen lassen.

»Du hast keine Schuld, mein lieber Alfred.« Mama wußte, wie schwer er an dem Unglück trug, obgleich er es nicht zeigen konnte. Mama sorgte sich um den Vater. Nachdem er alle Angriffe der Behörden abgewiesen hatte, erfaßte ihn eine schreckliche Unrast. Er schlief kaum, nachts rannte er aus dem Haus, lief durch das zerstörte Gelände, obgleich die Nächte schon kalt waren. Er schmiedete Pläne, wollte sofort mit der Produktion von Nitroglyzerin fortfahren. Dabei fehlten die nötigen Geräte, um überhaupt anfangen zu können.

Der Polizeichef schickte zwei Beamte. »Mit Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit ist ab sofort die Herstellung von Nitroglyzerin im Stadtgebiet von Stockholm untersagt. Bitte quittieren Sie diese Anordnung.« Die Polizisten blickten umher, als befürchteten sie jeden Augenblick eine neue Explosion.

»Damit zerstören Sie mein Lebenswerk«, begehrte der Vater auf.

»Es tut mir leid«, antwortete der Polizist. »Aber wenn ich das hier sehe.« Seine Hand beschrieb einen Kreis. »Haben Sie noch immer nicht genug?«

»Nein, verdammt noch mal, nein.« Der Vater schlug mit der Faust auf den Tisch. Das Tintenfaß schwappte

über, eine dicke blauviolette Spur lief über das amtliche Schreiben. Papa tauchte den Finger hinein und schrieb seinen Namen damit über die Anordnung.

Entsetzt verfolgten die Polizisten die bebende Hand des Vaters. Fluchtartig verließen sie das Zimmer, ängstliche Blicke auf die schief in den Angeln hängende Tür und das beschädigte angrenzende Gebäude werfend.

Der Vater begann zu lachen. Er tobte vor Lachen, das den Polizisten Beine machte, und je schneller sie liefen, desto wilder verfolgte sie sein Lachen. »Ihr Schelme!« rief er, »ihr Helden, daß euch der Arsch mit Grundeis gehe. Lauft, rennt, oder soll ich euch eine Ladung nachschicken?«

Als Mama ihn bei den Schultern faßte, sackte er zusammen. Er konnte nicht mehr stehen, nicht mehr sprechen. Sein Mund war verzerrt, die Röte seines Gesichts einer wächsernen Blässe gewichen. Seine Lippen schimmerten blau. Er bewegte sie unaufhörlich, doch außer einem Lallen drang kein Laut heraus.

»Ruhe, absolute Ruhe.« Der Arzt schrieb ein Rezept aus. »Das war ein Schlaganfall, Sie müssen jede Aufregung von ihm fernhalten!«

Ein Unglück kam selten allein. Robert fürchtete noch mehr Unheil und mahnte Alfred in einem Brief: »Verlaß so schnell wie möglich die verdammte Erfinderlaufbahn, die bringt nur Unglück. Du hast so große Kenntnisse und so viele hervorragende Eigenschaften, daß Du Dich auf ernsthaftere Weise durchsetzen mußt. Hätte ich Deine Kenntnisse und Deine Fähigkeiten, würde ich sogar hier in dem armseligen Finnland recht kräftig die Schwingen regen, aber nun geht es nur mittelmäßig . . .«

Mittelmäßig! Die verdammte Erfinderlaufbahn! Hörten die Menschen auf zu reiten, weil einige sich dabei das Genick gebrochen hatten? Fuhren weniger über den Ozean, weil einige Schiffe mit Mann und Maus untergegangen waren?

Die Sonne verschwand hinter dem aufsteigenden Ne-

bel. Das Wasser färbte sich grau. Zwei Kormorane flogen mit wildem Flügelschlag dicht über die bleierne Fläche. Der Winter nahte. Die verdammte Erfinderlaufbahn! Wie sollte er weiterleben? Sich ins Boot setzen und treiben lassen, irgendwohin?

Leise Schritte näherten sich. Die Mutter legte ihre Hand auf seine Schulter. »Papa schläft jetzt. Die Medizin tut ihm gut.« Sie unterdrückte einen Seufzer. »Tante Elde hat geschrieben. Sie hat mit dem Millionär Smitt über deine Erfindung gesprochen. Er würde gern mit dir über eine gemeinsame Ausnutzung reden.«

Seltsam war ihm zumute, als er an der Seite der Mutter ins Haus zurückging. Sie hatte so viel Schweres in ihrem Leben durchgemacht und besaß noch immer die Kraft, andere aufzurichten. Mama glaubte an ihn, wie sie immer an Papa geglaubt hatte.

»Unser Alterchen wird wieder auf die Beine kommen«, sagte sie. »Du mußt dich jetzt ganz deiner Arbeit widmen, Alfred. Ich werde hier schon zurechtkommen.«

»Wo, liebe Mama, soll ich denn jetzt das Sprengöl herstellen, und wer wird mir noch dabei helfen wollen?«

Sie sah ihn an, lächelte. »Meinem Alfred wird schon etwas einfallen. Komm, leiste mir Gesellschaft, du glaubst gar nicht, wie viele Nachbarn mich mit Leckerbissen verwöhnt haben.«

Die Mutter bestand darauf, unverzüglich Herrn Smitt aufzusuchen. »Tante Elde schreibt, daß Smitt nicht nur ein Geldmann ist, sondern auch Sinn für technische Neuheiten hat.«

Noch nie war er einem Mann gegenübergetreten, der über Millionen verfügte. Smitts Villa beeindruckte ihn, sie war von Büschen und Bäumen umgeben und zweckmäßig eingerichtet. Ein Diener führte ihn in den Empfangsraum.

Smitt ließ ihn nicht warten. »Setzen wir uns.« Er bot Alfred eine Zigarre an.

»Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, Herr Nobel, wie

sehr ich den Unglücksfall bedauere. Dabei können wir aber nicht stehenbleiben. Ich bin überzeugt, daß Ihre Erfindung Zukunft hat. Deshalb schlage ich Ihnen die Gründung einer Aktiengesellschaft vor, an der ich mich mit 33 % beteiligen würde. Mein Bekannter, Kapitän Carl Wennerström, würde ebenfalls Aktien in dieser Höhe erwerben.«

Smitt hatte ein offenes Gesicht, das Vertrauen einflößte. Sein Angebot war verlockend. Doch bei einem Geschäft zählten nur nackte Tatsachen. »Welche Bedingungen verbinden Sie mit Ihrem Vorschlag?«

»Sie verkaufen der – nennen wir sie Nitroglyzerin-Aktiengesellschaft – das ausschließliche Recht, Ihr Patent nebst den Zusätzen und Änderungen, die in Zukunft gemacht werden, in Schweden auszunutzen. Dafür bekommen Sie einhunderttausend Reichstaler.«

Die Summe war schwindelerregend hoch. Einen um so kühleren Kopf mußte er behalten. Wenn Smitt derart ins volle ging, wußte er, was er wollte. Wahrscheinlich hatte er durch seine Beziehungen zur Industrie und zu Regierungsangestellten herausbekommen, was mit dem Sprengstoff zu verdienen war.

»Ich danke Ihnen für Ihr Angebot, Herr Smitt. Im Interesse des Erfinders stelle ich jedoch eine Bedingung: In seiner Hand muß sich die Mehrheit der Aktien befinden. Das Direktorium wird sich aus Ihnen, Kapitän Wennerström und meiner Person zusammensetzen, so daß die Teilhaber ohnehin in der Mehrheit sind.«

Smitt hob überrascht die Brauen. Ein Lächeln umspielte seinen Mund. »Sie sind nicht nur ein tüchtiger Erfinder, Herr Nobel, sondern auch ein geschickter Geschäftsmann, wie ich höre. Da ich lieber mit Männern zusammenarbeite, die erstens wissen, was sie wert sind und ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen, und zweitens sehen, worauf es ankommt, sind Sie meiner Unterstützung sicher. Sie brauchen Geld, Sie brauchen Rückhalt, Sie werden beides bekommen.«

Ein Händedruck besiegelte die Absprache. Wie eng Glück und Unglück nebeneinander lagen! Ein Mädchen deckte den Tisch mit chinesischem Porzellan. Frau Smitt setzte sich zu ihnen. Sie hatte eine sanfte Stimme, heitere Augen, spöttische Lippen. Unaufdringlich erkundigte sie sich nach seinen Verhältnissen, und seine Offenheit belohnte sie mit verständnisvollen Worten. Das Geschäft war getätigt, nun wollte man sich persönlich näherkommen. Die Vertraulichkeit ging bis ins Familiäre.

Frau Smitt war sehr bewegt, als er ihr von seiner Mutter erzählte.

Der 22. Oktober 1864 wurde als Gründungstag der ersten Nitroglyzerin-Aktiengesellschaft vereinbart. »Damit hast du dir das schönste Geburtstagsgeschenk selbst bereitet«, sagte die Mutter. Sie schenkte ihm gefütterte Lederhandschuhe und einen Schal aus feinsten Wolle.

»Ein bißchen vornehm mußt du schon aussehen, Alfred, wenn du jetzt mit Millionären zusammenarbeitest.«

Papa konnte wieder sprechen, aber nicht laufen. Seine Augen glänzten, als er ihm die Gründungsurkunde mit seinem Aktienanteil überreichte. »Hast mich fast so hoch bedacht wie dich selbst.« Er richtete sich auf, stützte sich auf die Ellenbogen. »Warum mußte mir das jetzt passieren?« Er preßte die Lippen aufeinander. »Jetzt, wo du meine Hilfe dringender denn je brauchst.« Er sank in die Kissen zurück. »Meine größte Freude war, wenn ich für euch alle sorgen konnte. Jetzt falle ich euch zur Last.«

»Darüber mach dir bitte keine Sorgen.« Mama hatte eine Art zu trösten, die der Vater widerspruchslos über sich ergehen ließ. »Robert will kommen, er wird dich in der Gesellschaft vertreten.«

»Und wo willst du das Nitroglyzerin für die Gesellschaft fabrizieren, ohne daß dir die Behörden das Handwerk legen?«

Erwartungsvoll sah Papa ihn an. Mama nickte, als wußte sie seine Antwort. Doch sie war überrascht, als er sagte: »Auf dem Mälarsee, auf einem Prahm.«

II

Papa war sofort Feuer und Flamme. »Damit schlägst du den Behörden ein Schnippchen und gibst sie der Lächerlichkeit preis.«

Mama war dagegen, daß er sich einen Lastkahn kaufen und auf diesem das Sprengöl herstellen wollte. »Wenn da etwas passiert, dann . . .« Sie schüttelte den Kopf. Sie wagte nicht, sich ein weiteres Unglück auszumalen.

»Aber das ist doch Unsinn«, schimpfte Papa. »Alfred muß die Arbeit fortsetzen. Soll denn alles umsonst gewesen sein?«

Es war schwer, Mama zu beruhigen. »Ich will dich nicht auch noch verlieren, Alfred.«

»Ich werde allen beweisen, daß die Befürchtungen grundlos sind. Gerade, indem ich mich auf Gedeih und Verderb aufs Wasser begeben. Wir brauchen das Sprengmittel jetzt um so dringender, als wir etwas verdienen müssen. Auch, um die Sache voranzutreiben. Wenn ich als Erfinder zurückschrecke, dann wird man uns erst recht die Schuld an dem Unglück zuschreiben.«

»Und es kann wirklich nichts passieren?«

Er konnte Mama verstehen. Sie hatte so viel Leid erfahren. Er mußte Geduld aufbringen. Sie wollte sein Leben verteidigen, doch schließlich willigte sie ein. »Ich vertraue dir, Alfred.« Es klang wie eine Beschwörung. Er würde doppelte Vorsicht üben, er durfte sie nicht enttäuschen.

Einen alten Lastkahn für wenig Geld zu kaufen, war nicht schwer, auch nicht, einen Schiffer zu gewinnen, den Prahm im Bockholmsund des Mälarsees zu verankern. Aber niemand wollte die chemischen Substanzen

an Bord rudern, obgleich es sich nicht um Sprengöl handelte, sondern um die nicht explosiven Ausgangsmaterialien.

»Das mag schon richtig sein«, meinte der Schiffer, »aber garantieren können Sie mir nicht.«

»Natürlich kann ich Ihnen garantieren. Ich fahre ja mit.«

»Das ist keine Garantie. Wenn, dann fliegen wir beide in die Luft. Nein, ich will mit dem Teufelszeug nichts zu tun haben.«

In einer Mischung von Feindseligkeit und Bewunderung verfolgten die Leute aus sicherer Entfernung seine Hantierungen. Wer noch kein Fernglas besaß, kaufte oder lieh sich eins.

»Wenn der Kahn explodiert, werden uns die Bretter um die Ohren sausen«, knurrte ein alter Kapitän. »Heleborg sieht aus, als wäre eine Schiffsladung Pulver hochgegangen.«

Endlich fand sich ein junger Mann, der ihm helfen wollte. »Mich hat meine Braut verlassen«, begründete er seinen Entschluß. »Ich bin ihr zu arm. Meinetwegen können wir zerfetzt werden.«

Er war voller Ingrimms und legte seine Wut in die Riemen. Das Ruderboot schoß förmlich durchs Wasser, und in wenigen Tagen bekamen sie die Geräte und Substanzen an Bord. Endlich konnte er mit der Herstellung von Nitroglyzerin und Zündern beginnen.

Der junge Mann ging ihm weiter zur Hand. »Jetzt erst wird es gefährlich, Sven. Da wir beide noch ziemlich jung sind, wollen wir uns die Zukunft nicht vermässeln, klar. Richte dich genau nach meinen Anweisungen, andernfalls kann ich dich nicht gebrauchen. Wenn du gut arbeitest, wirst du soviel Geld verdienen, daß sich deine Ehenfälige grün und blau ärgern wird, dich verlassen zu haben.«

Entscheidend war die Kühlung. Sowohl bei der Mischung von Glyzerin mit Salpetersäure als auch bei der

nachfolgenden Reinigung mußte Eis verwendet werden. Die Herstellung der Zünder war ungefährlich.

Sven gab sich alle erdenkliche Mühe. Anfangs verrichtete er die Arbeiten mit stoischer Gleichgültigkeit, doch allmählich begannen sie ihn zu interessieren.

»Können Sie noch einen gebrauchen?« fragte er eines Abends. »Ich habe einen Freund, der will nach Amerika auswandern, weil er keine richtige Arbeit findet.«

»Bringen Sie ihn mit.« Alfred konnte noch mehr Arbeiter beschäftigen, aber der Prahm war zu klein. Er brauchte mehr Platz.

Wilhelm Smitt war nicht untätig geblieben. »Noch ein bißchen Geduld, Herr Nobel. Die Verhandlungen mit der Regierung laufen. Wenn alles gut geht, können wir im Frühjahr in Vinterviken – Sie kennen den Flecken bei Stockholm – eine Fabrik aufbauen.«

Der Generalkonsul hatte Beziehungen, von denen er selbst nur träumen konnte.

Der Winter war ungewöhnlich kalt. Ein scharfer Wind fegte über das Eis. Statt der Ruderboote benutzten sie Schlitten.

Immer noch kamen Leute ans Ufer, mehr neugierig als ängstlich. Vertreter einiger Firmen trauten sich auf den Prahm. Die Zahl der Bestellungen nahm zu, nachdem Alfred Probesprengungen im Granitbruch von Huvudsta und im Tyksbagareberg bei Stockholm durchgeführt hatte. Auch die Stammbahn, die südlich von Stockholm eine Einfahrt durch Felsgestein treiben mußte, gehörte zu seinen Kunden.

Die Kampagne der Presse gegen den neuen Sprengstoff kam zur Ruhe. Einige Zeitungen berichteten von den gewaltigen Kräften des Nitroglyzerins, von Einsparungen an Material und Arbeitskraft. Vielleicht waren es sogar dieselben Schreiber, die es vorher verdammt hatten und jetzt ein Loblied sangen – von der Sache selbst hatten sie keine Ahnung.

Die Tage waren kurz. Der Wind fauchte durch die

dünnen Bretterwände, wehte Schnee durch die Ritzen. Alfreds Hände waren von den Säuren zerfressen und erstarrten vor Kälte. Ab und zu mußte er sich im Nebenraum aufwärmen, in dem ein Kanonenofen glühte.

Bläulich glitzerte der Schnee in den mondhellen Nächten, die Sterne brillierten am Himmel, das tiefe Dunkel erzeugte ein Gefühl der Unendlichkeit und Weite, das ihn erschauern ließ. Welch eine Winzigkeit war sein Prahm hier auf dem See. Auf dem Ozean wurde er zu einem Nichts. Im Vergleich zum Kosmos erschien er lächerlich.

Anmaßend war der Mensch, wollte sich die Erde untertan machen. Wofür?

Emils Tod ließ ihn nicht los. Er hätte sich mehr um ihn kümmern müssen. In den Nächten sah er sein Gesicht, vorwurfsvoll. So jung durfte ein Mensch nicht sterben! Das Schicksal war blind. Emil hätte sein Studium aufgeben und mit ihm arbeiten können. Nach einer solchen Erfindung brauchte man kein Diplom mehr zu erwerben. Die nötigen Spezialkenntnisse hätte sich Emil bei ihm und durch Selbststudium aneignen können. Welch eine Zukunft hätte vor ihm gelegen!

Zukunft!

Wer wußte schon, wie lange er leben würde. Man rechnete mit sechzig bis siebzig Jahren. Die moderne Medizin machte manches möglich. Verglichen mit den Zeiten des Kosmos zählten hundert Jahre nicht.

Trotzdem! Solange er lebte, wollte er sich nützlich machen. Er wußte jetzt, was er konnte. Smitt hatte ihm die Welt eröffnet, die er sich erobern wollte.

Das Eis türmte sich um den Prahm. Sven und sein Freund schlugen jeden Morgen eine Rinne. »Sonst zerdrückt es den Kahn wie eine Pappschachtel.«

Wie gut, daß er Mitarbeiter gefunden hatte! Er sparte nicht mit Lob. Nur wenn man großzügig war, Hilfe anerkannte und belohnte, nur dann fand man willige Kräfte.

Sie dachten mit, verstanden sich auf manche Dinge besser als er, brachten ihre Vorstellungen ein.

Der Mensch mußte frei sein! Nur wer das Gefühl hatte, für sich dadurch am besten sorgen zu können, daß er anderen nützlich war, entfaltete seine Kräfte.

Bald würde er mit vielen Arbeitern zurechtkommen müssen; denn die Bestellungen mehrten sich. Es wurde Zeit, daß er eine richtige Fabrik aufbauen konnte.

Mutter wollte nicht, daß er nachts auf dem Prahm blieb. Doch er verlor zuviel Zeit, wenn er abends nach Hause fahren mußte; er richtete sich eine Koje ein und verlebte nur die Wochenenden zu Hause. Sie empfing ihn jedesmal, als wäre er ihr neu geschenkt worden. Dabei war seine Methode, die Säuren und das Glyzerin tief-zukühlen, bevor er es zusammenfließen ließ, absolut sicher.

Der Gedanke an die bevorstehenden Festtage, auf die er sich sonst so gefreut hatte, bedrückte ihn. Papa blieb halb gelähmt; er würde nicht wieder aufstehen können. Das traf ihn, den Tatkräftigen, besonders hart.

Mama schien seine Gedanken zu erraten. »Du wirst doch mit uns feiern?« – Das war keine Frage. Seine Antwort erleichterte sie. Wie in anderen Jahren bereitet sie das Luciafest und das Christfest vor. »Emil wird bei uns sein. Mit dem Tod ist das Leben nicht einfach zu Ende.« Sie konnte von ihm sprechen, ohne daß ihr die Tränen kamen. »Wir wissen, was er uns bedeutet. Er will nicht, daß wir weiter um ihn trauern.«

Papa hatte sich soweit erholt, daß er sitzen und schreiben konnte. »Es ist hart, an das Bett gefesselt zu sein, doch ich laß mich nicht unterkriegen. Ich werde meine Ideen zu Papier bringen, und es werden sich Leute finden, die sie einst ausführen. Hauptsache ist, mein lieber Alfred, daß du vorankommst. Smitt wird dir den Weg für die Fabrik ebnen. Robert wird mich vertreten. Ludvig gehts gut. Ich bin stolz, solche Kinder zu haben.«

Es wurde Zeit für Alfred, daß er innerlich zur Ruhe

kam. Die Arbeit hatte ihn erschöpft. Nie sah er auf die Uhr. Erst wenn seine Helfer den Prahm schon längst verlassen hatten und er sich nicht mehr konzentrieren konnte, wankte er in seine Kojе.

Der Sturm tobte über die Eisfläche, schüttelte den Kahn, daß die Petroleumlampe schaukelte. Er warf Schnee- und Eiskristalle gegen dem Rumpf, doch das hörte Alfred nicht mehr. Er schlief vier Stunden wie tot. Dann war er hellwach. Er schürte das Feuer im Kanonenofen, kochte Wasser für Tee, aß hartes Brot und Schinkenspeck. Wenn seine Arbeiter kamen, begann die Produktion.

Auf Sven konnte er sich verlassen. Er machte ihn zum Vorarbeiter, denn er selbst konnte nicht ständig auf dem Prahm sein. Verhandlungen mußte er führen, Probensprengungen veranstalten, Finanzangelegenheiten regeln, neue Kunden werben.

Im Bergbau wurde mit Schwarzpulver gesprengt. Die Gruben von Dannemora, Vigelsbo und Härräng zeigten sich am Sprengöl interessiert. Er war noch nie in einem Bergwerk gewesen. Unheimlich erschien ihm die Fahrt in die Tiefe.

»Ich brauche nur ein Bohrloch«, erklärte Alfred vor Ort.

Die Bergleute sahen ihm zu, wie er das Sprengöl mit dem Zünder einführte. Der Steiger sagte: »Sie sind aber sparsam.«

»Soll ich einen Krater bis zur Außenwelt sprengen?«

»Außenwelt ist gut«, meinte ein Bergmann.

»Vorsicht ist besser als die Radieschen von unten betrachten«, sagte ein anderer.

Er hätte ruhig noch sparsamer sein können. Die Explosion unter Tage hörte sich drohend an. Es war, als bebte die Erde von allen Seiten. Eine Staublawine wälzte sich durch den Stollen. Alfred mußte niesen, und die Bergleute lachten.

»Bleibt nichts zu wünschen übrig.« Der Steiger reichte

ihm die Hand. Die Ingenieure waren sehr zufrieden mit dem Ergebnis.

Der Geschäftsführer bestellte hundert Pfund Sprengöl. Alfreds Stimme klang rau. »Hundert Pfund? Wissen Sie nicht, wo und wie ich arbeite? – Unterstützen Sie Wilhelm Smitt, den Generalkonsul. Wir brauchen ein Gelände, um eine ordentliche Fabrik aufzubauen.«

Die Probesprengungen und die Forderung nach einem Platz für die Fabrik wiederholte er, sooft er konnte. Er brauchte wenig Reklame zu machen, denn die Zeitungen sorgten für Aufsehen, sogar im Ausland.

Auch die Geschäftsführer der Bersbo-Grube bei Ätvidaberg bestellten Sprengöl. Robert sollte endlich kommen! Ihm waren 10 Prozent des Reingewinns der Nitroglyzerin-Aktiebolaget, ein Paket Aktien sowie Reisekosten von tausend Kronen zugesichert.

Alfred fühlte sich im Stich gelassen. Wie sollte er die neuen Aufträge erfüllen, wenn er gleichzeitig geschäftsführender Direktor, Fabrikationsleiter, Korrespondent und Kassierer war. Er mußte zur Besinnung kommen, sonst verlor er sich in Einzeldingen, wo er doch den Überblick behalten mußte.

Er fuhr nach Stockholm, kaufte Geschenke für Mama und Papa. Es war ein schönes Gefühl, aus dem vollen schöpfen, sich für die besten Sachen entscheiden zu können. In dem Kleid für Mama konnte sich auch Frau Smitt sehen lassen. Für Papa suchte er eine Schreibmappe in Leder aus, dazu ein Zeichenbrett und das beste Papier. Doch er ging nicht in die Renommiergegeschäfte, deren Ruf man mitbezahlen mußte. Verschwendung hielt er für ein Unrecht, er hatte das Geld durch harte Arbeit verdient.

Das meiste von dem Geld, das er einnahm, steckte er in die Produktion. Die Rohstoffe mußten bezahlt, neue Geräte, Werkzeuge und Maschinen angeschafft und der Lohnfonds mußte vergrößert werden. Er brauchte Techniker, Ingenieure, Baumeister, wie sollte er sonst eine

richtige Fabrik aufbauen. Wenn sich in Schweden nicht bald etwas tat, wollte er sein Glück im Ausland versuchen. Überall wurden Eisenbahnen und Straßen gebaut, Bergwerke und Steinbrüche erschlossen. Schon kamen die ersten Bestellungen aus Deutschland. Geeignete Gefäße aus verzinnem Blech zum Versand mußten beschafft, ein Blechschmied und ein Zinngießer angestellt werden.

Die Mutter warnte ihn. »Du übernimmst dich. Die Feiertage laß ich dich nicht fort. Erst muß ich dich wieder herausfüttern.«

Es tat gut, die Beine weit von sich zu strecken, den Kopf auf die Sessellehne zu legen. In der Küche bereitete die Mutter alle Speisen, die er am liebsten aß. Es roch nach Braten und Backwerk, nach Orangen, Bananen, Äpfeln, Nüssen und Mandeln. Vater lag auf der Chaiselongue, schrieb, zeichnete, malte.

»Schweden ist reich an Holz. Wir verschwenden es, statt Arbeitslose mit seiner Verarbeitung zu beschäftigen und der Auswanderung nach Amerika Einhalt zu gebieten. Wir sind ein kleines Volk, haben ein großes Land, wenig gute Böden, aber unendlich viele Wälder. Wenn man das Holz in dünne Schichten zerteilt, diese quer zueinander verleimt, dann erhält man feste unzerbrechliche Tafeln gewünschter Stärke, mit denen man Koffer, Kinderwagen, Parkettböden, Särge, Häuser mit verschiebbaren Wänden herstellen kann.« Er reichte Alfred seine Zeichnungen, erklärte ihm, wie die Maschinen aussehen mußten, die das Holz zerschnitten, leimten und preßten.

»Ich kann mich dafür nicht verwenden, Papa. Aber ich finde es großartig, woran du denkst. Es wird Techniker geben, die deine Idee aufgreifen und verwirklichen werden.«

»Natürlich hast du jetzt keine Zeit für Holz und Bearbeitungsmaschinen, aber vielleicht später einmal. Was mir noch am Herzen liegt: Schweden hat eine lange und

zerklüftete Küste. Überall könnten feindliche Flotten eindringen. Ich entwerfe jetzt Wasser- und Landminen, mit denen wir uns schützen können. Diese Minen wird der Staat kaufen, und du wirst sie mit dem Sprengöl füllen, daß es kein Feind wagen wird, unser schönes Land anzugreifen.«

Er war stolz auf seinen Vater! Gleich nach dem Fest wollte er sich um einen Kuraufenthalt bemühen. Auch Mama würde Erholung brauchen. Die Verantwortung lag jetzt bei ihm.

12

Es war wichtig, daß er sich die Ruhe gönnte. Hatte er sich nicht in tausend Einzelheiten verrannt, den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen?

Nitroglyzerin war relativ einfach herzustellen. In vielen Ländern gab es hervorragende Chemiker und Techniker, Spezialisten für Sprengstoffe.

Überall sprach und schrieb man über das Sprengöl und seine wunderbaren Kräfte. Auch in anderen Ländern würden Männer auf den Gedanken kommen, Nitroglyzerin technisch nutzbar zu machen und sich goldene Nasen zu verdienen.

Ein Erfinder war schnell um seinen Lohn für seine Mühen betrogen; es gab Haie genug, die nur darauf warteten, anderen die Fische wegzuschnappen.

Unruhe ergriff ihn. Noch besaß er einen Vorsprung, denn auf den Zünder würde so schnell keiner kommen. Außerdem hatte er die Welt bereist und sprach die wichtigsten Sprachen. Wenn er diese Situation nicht ausnutzte, geschah es ihm recht, wenn andere die Chance ergriffen.

Vinterviken war wichtig, aber nur ein Anfang. So wie er einst im Geist riesige Ozeane erschaut hatte, sah er nun die wachsende Zahl der Fabriken vor Augen, die er auf dem ganzen Erdball errichten wollte.

Bei der Profitrate würde er genug Leute finden, die mit ihrem Geld den Bau und die Einrichtung von Fabriken vorfinanzieren würden.

Aktiengesellschaften sollten es werden, von Direktoren geleitet, aber die Mehrheit der Aktien würde er in seiner Hand behalten, damit ihm keine Dummköpfe reinreden konnten.

Smitt, der seinen Reichtum als Kaufmann in Südamerika erworben und viel von der Welt gesehen hatte, bestärkte Alfred. »Ich werde Sie dem Kaufherrn Winkler in Hamburg empfehlen, übrigens ein Landsmann. Vorher aber muß die Fabrikation in Vinterviken angelaufen sein! Damit sie auf eine handfeste Sache verweisen können. Wir haben immer noch beträchtliche Vorurteile bei Regierungsleuten zu überwinden. Damit werden Sie am Anfang auch in Deutschland und anderen Ländern zu tun haben.«

Das Warten auf die Genehmigung für die Errichtung der Sprengölfabrik in Vinterviken forderte seine ganze Geduld. Mehrfach fuhr er hinaus, um das Gelände zu inspizieren. Es lag weitab von Stockholms Zentrum an einem der Schifffahrt zugänglichen See. Hinter einer flachen Uferzone erhoben sich mit hohen Bäumen bestandene Hügel, deren Untergrund, Felsengestein, nicht selten zutage trat. Die Lage bot genügend Sicherheit und entbehrte nicht der Schönheit. Drei getrennte Gebäude wollte er errichten. In der Mitte sollte das Heizhaus stehen. Wie gut, daß er von Kindheit an Erfahrungen mit Fabrikanlagen gesammelt hatte. Die Nitroglyzerinfabrik in Vinterviken mußte so großzügig angelegt werden, daß sie für Jahrzehnte den Bedarf an Sprengöl in Schweden und den Nachbarländern decken konnte.

Aber wem sollte er die Fabrik anvertrauen? Robert wollte im Frühjahr kommen. Einige Zeit würde er es hier aushalten, aber er wollte selbst in Finnland eine Sprengölfabrik aufbauen. Außerdem hatte Robert Angst vor dem Sprengstoff. Er wollte es nicht zugeben, doch

seine Fragen und Bedenken sprachen für sich. Auf die Dauer konnte er mit ihm nicht rechnen.

Er grübelte und grübelte, wie er das Problem lösen sollte, die Fabrik in Vinterviken zu errichten und gleich danach eine ähnliche, möglichst größere bei Hamburg. Überhaupt war es leichter, Anlagen zu erträumen, als in die Welt zu setzen. Einem einzelnen war es unmöglich, solche Projekte in die Tat umzusetzen. Schließlich war sein Verfahren zwar anwendbar, aber noch längst nicht ausgereift. Es gab noch unendlich viel zu verbessern. Er brauchte Zeit für Versuche, viel Zeit.

Auf der Suche nach Mitarbeitern erinnerte er sich an seinen Jugendfreund Alarik Liedbeck. Alarik hatte eine Ingenieurschule besucht. Er wohnte in Stockholm. Vielleicht konnte er ihn für Vinterviken gewinnen. Alarik war etwas langsam, aber immer zuverlässig gewesen.

Jugendfreundschaften besaßen den Vorteil, daß man keine langen Umschweife machen mußte. Es gab genug Erinnerungen, an die man anknüpfen konnte. Allerdings veränderte sich manches, wenn eine Frau und Kinder dazukamen. Nicht immer mochten sich auch die Frauen, und wenn, dann gab es leicht Eifersüchteleien. Die meisten Frauen wollten den Mann für sich ganz allein haben und gönnten ihm keine Zeit für Freunde.

Vorsichtshalber schrieb Alfred ihm einen Brief. Postwendend traf die Antwort ein. »Wollte Dich schon lange mal wiedersehen.« – Das war ein gutes Zeichen. Trotz des Eisregens, der die Schneemassen in Gletscher verwandelte, fuhr Alfred in die Stadt. Der Kutscher fluchte, denn die Pferde rutschten fast bei jedem Schritt. Aber der Mann auf dem Bock beherrschte das Gefährt. Er legte den Pferden Decken über den Rücken, während Alfred durch den krachenden Schnee zu dem kleinen Häuschen stapfte, das über einen gewundenen Gartenweg zu erreichen war.

Alarik riß die Tür auf und zog ihn in den Vorbau. »Die Wette habe ich gewonnen«, sagte er und schlug Al-

fred auf die Schulter. »Meine Frau glaubte nämlich nicht, daß du dich bei diesem Wetter hierher traust.« Er lachte vergnügt, nahm Alfred den Mantel ab. Er sprach ziemlich laut, als müßte er im ganzen Haus verstanden werden. »Laß dich betrachten!« Alarik zog ihn unter die Lampe. »Bist ein fescher Kerl geworden. Könntest dir auch einen Bart stehenlassen, so wie ich. Das macht mehr her, auch bei Frauen.«

So gut stand Alarik der Bart eigentlich nicht. Er war blond und wirkte ziemlich dünn. Das Kopfhaar hatte er nach hinten gekämmt, so daß seine Stirn sehr hoch erschien. Die Nase war kräftiger geworden, besonders die knorpelige Spitze, die sein keckes Aussehen unterstrich.

»Wir haben uns lange nicht gesehen.«

»Stimmt!« Alarik führte ihn ins Wohnzimmer. Gleich darauf trat eine junge Frau herein, blond, zierlich, schmuck gekleidet.

»Das ist er.«

»Alarik hat oft von Ihnen erzählt.« Sie reichte ihm die Hand.

Ihre Anmut verwirrte Alfred. Die weiche Hand in seiner rauhen rief ein zärtliches Gefühl in ihm hervor. Er räusperte sich verlegen. »Tut mir leid, gnädige Frau, daß ich trotz des Wetters gekommen bin – wegen der Wette.«

Sie lachte. »Wir trinken den Sekt doch gemeinsam.«

»Ich bereue die Fahrt auch keinesfalls. Es war die reinste Himmelfahrt, und wie ich sehe, bin ich auch darin gelandet.«

»Ja, da hast du recht, Alfred. Meine Frau ist ein Engel, ein Engel an Geduld, sonst wäre sie mir schon längst davongelaufen. Dauernd sitzt man in der Werkstatt, als könnte man das Perpetuum mobile erfinden. Wir hätten Minnesänger werden sollen!« Alarik griff nach der Zigarrenkiste. »Wir sind die Affen unseres Zeitalters, wollen die ganze Welt auf einmal umkrepeln. Na, du hast ja

dein Teil dazu beigetragen.« Er paffte einige Züge, dann blies er wundervolle Ringe vor sich hin.

Alfred bewunderte neidlos seine Kunst. »Ich bringe das nicht fertig.« Er deutete auf die Ringe.

Frau Liedbeck bat zum Tee. In ihrem kleinen Salon durfte nicht geraucht werden. Er war in zartblauen Tönen gehalten, zu denen der kleine Sekretär, der runde Tisch und die Armstühle aus Nußbaum gut paßten. Alfred sparte nicht mit Komplimenten, lobte das Gebäck und den Tee, Frau Liedbeck ertrug seine Hymnen mit nachsichtigem Lächeln. »Sie leben noch immer allein?«

»Ohne Frau, allerdings. Sonst bei meinen Eltern. Meine Zeit ist unglaublich knapp. Tja, leider.« Alfred blickte nachdenklich auf das geschmackvolle Gedeck. »Ich habe viele Jahre nicht mehr daran gedacht. Jetzt bin ich vielleicht schon zu alt.« Ihm war plötzlich traurig zumute.

»Zu alt!« polterte Alarik los. »Berzelius heiratete zum ersten Male mit rund fünfzig Jahren, mein Lieber. Bis dahin hast du noch viel Zeit.«

Frau Liedbeck merkte, daß dieses Thema Alfred in Verlegenheit brachte, und lenkte das Gespräch in andere Bahnen. Schließlich bat sie ihren Mann und den Gast, wieder das Herrenzimmer aufzusuchen.

»Nun schieß mal los, alter Junge.« Alarik hob das Glas, trank den Kognak genußvoll.

»In Vinterviken werde ich in ein bis zwei Monaten eine Nitroglyzerinfabrik aufbauen, Alarik. Ich brauche einen tüchtigen Ingenieur, einen besonnenen, mutigen, erfinderischen Mann, einen wie dich, Alarik.«

»Also stimmt das Gerücht doch!« Alarik lachte, stieß runde Rauchkringel in die Luft. »Hast du die behördliche Zustimmung?«

»Es fehlt nur noch eine Unterschrift. Die Entwürfe und das übrige Drumunddran sind abgesegnet. Smitt meint, spätestens im März kann es losgehen.«

»Ich hielt dich für todesmutig, Alfred, oder haben die

Journalisten, der Teufel hole diese Pest, die Geschichte mit dem Prahm erfunden?»

»Sie stimmt.«

Alarik Liedbeck strich vorsichtig die Asche der Zigarre ab. »Eigentlich habe ich mir gewünscht, daß du an mich denkst. Aber ich habe einen Engel, meine Frau . . .«

»Deine Frau braucht keine Angst zu haben. Da kann ich dich beruhigen.«

»Ich bin Techniker, ich verstehe nichts von Chemie.«

»Du wirst den Betrieb aufbauen und leiten, gemeinsam mit Robert, der demnächst herkommt. Er steckt übrigens in Finnland und verdient seinen Unterhalt mehr schlecht als recht mit Petroleum.«

»Ist dein Verfahren ausgereift, chemisch, meine ich?»

»Nein. Leider noch nicht. Aber ich bin so weit, daß kein Unglück passieren kann, wenn strikt nach meinen Vorschriften gearbeitet wird.«

»Gut.« Alarik lehnte sich zurück. »Wir waren immer offen zueinander, so soll es auch bleiben. Ich will mir die Sache auf deinem Prahm ansehen. Es wäre schön, wenn ich mit dir zusammenarbeiten könnte. Irgendwie hatte ich immer den Wunsch und habe es sehr bedauert, als wir uns aus den Augen verloren hatten. Aber verstehe mich bitte, ich bin nicht mehr nur für mich allein verantwortlich.«

»Wer ist das schon.« Alfred stand auf. »Ich erwarte dich. Sprich mit deiner Frau, zu der ich dir sehr gratuliere.«

Frau Liedbeck brachte ihn mit bis zur Kutsche. Wieder spürte er ihre Hand und den warmen Strom, der wohltuend und schmerzlich zugleich war. Wenn jetzt so eine Frau neben ihm säße, könnte die Fahrt bis an das Ende der Welt gehen. Er verkroch sich in den Pelz seines Mantels.

Noch nie war ihm seine Einsamkeit so bewußt geworden wie nach seiner Rückkehr auf den Prahm. Tot waren

die Geräte und Substanzen, tot die Tische und Stühle; die Kojen nicht mehr als ein Grab. Nur das alte Holz schien zu leben; die Planken knackten unter dem Druck des Eises.

Schwermut erfaßte ihn, drückte auf seinen Kopf, engte ihm die Brust ein. Geister von Niflheim suchten ihn heim, Geister der Unterwelt, die ihn quälten, ihm die Kraft raubten, ihn mutlos machten. Sie überfielen ihn wie ein Schwarm Mücken, ohne daß er sich ihrer erwehren konnte. Alles erschien ihm sinnlos; essen, trinken, schlafen, das ganze Leben.

»Du hast dich überarbeitet, Alfred«, meinte die Mutter. Aber das war nicht allein der Grund, vielleicht nur der Auslöser. Irgend etwas stimmte nicht mit ihm. Der Anfall würde zwar vorübergehen, er würde wieder aufstehen und arbeiten können. Aber bis dahin war er mehr tot als lebendig, nicht sein Körper, aber sein Geist.

Das Erwachen glich dem allmählichen Nachlassen eines unglaublichen Schmerzes, der Körper und Geist umklammert hielt. Die Seele, die seinen Körper verlassen hatte, kehrte zurück, vertrieb die Geister der Unterwelt, brachte ihn wieder zu sich selbst.

Ungeduldig wartete er auf Alarik Liedbeck. Ihm war, als hinge seine weitere Arbeit von dem Freund ab. Er allein konnte nicht Vinterviken und gleichzeitig ein Unternehmen im Ausland aufbauen. Aber beides war wichtig; das eine für den Start überhaupt, das andere für den Start in anderen Ländern. Liedbeck würde er Vinterviken anvertrauen. Er würde mit Robert auskommen.

Auch Smitt war einverstanden. Er hatte an Winkler geschrieben, der interessiert war und ihn erwartete. Es würde zwar Schwierigkeiten mit einer Genehmigung geben – Heleneborg war nicht vergessen –, doch sie waren nicht unüberwindlich.

Endlich hörte er Alariks laute Stimme. Er stand am Strand, auf den sich das Eis geschoben hatte, winkte und rief. Alfred lief ihm entgegen. Sein Gesicht war gerötet.

»Das Eis trägt den Schlitten!« rief Alfred, doch Alarik wollte sich warmlaufen. »Meine Beine sind steif wie sonst etwas.« Er schlug Alfred auf die Schulter. »So ohne Pelz darfst du nicht losrennen.«

»Ich bereite uns einen Glühwein.«

»Richtig, alter Junge.« Alarik mußte sich bücken, wenn er von einem Verschlag in den andern ging. »Verdammt klein, deine Hütte. Ganz schön primitiv.« Er betrachtete die Geräte, die Vorrichtungen zum Kühlen und Rühren. »Damit kannst du nicht viel ausrichten.«

Alarik staunte, welche Mengen Alfred dennoch täglich herstellte. Aufmerksam hörte er zu, als Alfred ihm die Arbeitsgänge erläuterte. »Wenn man so vorgeht, besteht absolut keine Gefahr, Alarik.«

»Du meinst, jetzt im Winter. Aber wenn draußen sommerliche Temperaturen herrschen?«

»Die Kühlung ist entscheidend. Ich kühle das Säuregemisch, bevor ich Glyzerin zufüge. Die Temperaturen müssen ständig überprüft werden.«

Alarik umschloß den Becher, aus dem der Glühwein dampfte, mit beiden Händen.

»Mit der primitiven Technik kommst du nicht sehr weit, alter Junge. Auf dem Kahn hier bist du verloren. Ich will mir das Gelände von Vinterviken ansehen.«

Alfred rief Sven. »Spann uns den Schlitten an. Wir fahren über das Eis.«

»Nehmen wir meinen«, sagte Liedbeck. »Rufen Sie den Kutscher, Sven.«

Die Pferde bliesen weiße Wolken in die Luft. In ihren Haaren glänzten Eiskristalle. Ihre Glöckchen bimmelten. Die Sonne schimmerte blaß über den Bäumen.

Alarik erkundigte sich nach der Geschäftslage. »Ich habe eine gute Stellung, Alfred. Deine Sache reizt mich, aber ich muß wissen, welche Risiken ich eingehe.«

»Die Aufträge nehmen von Woche zu Woche zu. Die Gewinne unserer Gesellschaft übertreffen die aller mir bisher bekannten Unternehmen. Dabei stehen wir erst

am Anfang. Überall wird man unser Sprengpulver verwenden. Was sagt – deine Frau?« Alfred konnte ein Beben seiner Stimme nicht verhindern.

»Sie verläßt sich ganz auf mich.«

Alfred stieß die Luft aus. Er hätte am liebsten mit der Peitsche geknallt. Das Spiel war gewonnen. »Du bekommst das gleiche, was ich Robert zugesagt habe, Alarik, 10 Prozent vom Reingewinn, auf jeden Fall 500 Kronen monatlich als Mindestsumme garantiert. Alles, was du an Erfindungen und Verbesserungen einbringst, wird entsprechend den daraus entstehenden Vorteilen vergütet. Im übrigen betrachte ich das nur als einen bescheidenen Anfang, denn wenn es mir gelingt, auch in anderen Ländern Werke zu errichten, hoffe ich auch da auf dich.«

Der Schlitten bog um eine Felsnase. Vor ihnen erstreckte sich Vinterviken. »Dort liegt das Gelände.« Alfred streckte den Arm aus. Er wickelte sich aus dem Schafspelz, sprang vom Schlitten.

Im gleichen Augenblick tauchte eine Gruppe würdig gekleideter Herren auf, die sich von der Landseite dem Platz näherten. Alfred erkannte Smitt und blieb überrascht stehen.

»Welch ein Zusammentreffen«, sagte Smitt. »Darf ich bekanntmachen: Herr Nobel, der Erfinder, die Herren von der Stadtverwaltung . . .« Er nannte Titel und Namen.

»Mein Freund Liedbeck, Ingenieur.«

»Wollen Sie mir nicht die Mühe abnehmen und den Herren ihre Absicht vortragen?«

Alfred blickte in aufmerksame, skeptische, neugierige, wohlwollende Augen. Einzelheiten waren jetzt nicht vonnöten, er mußte den Herren die Sicherheit der zukünftigen Anlage plausibel machen. Er deutete auf die Felsen, die im Falle einer Katastrophe die Druckwelle abfangen und die dahinter liegenden Gebäude schützen würden. »Die Weite des Sees erfüllt nach der anderen Seite den gleichen Zweck. Außerdem, meine Herren,

eine Katastrophe ist so gut wie ausgeschlossen, denn das Sprengöl ist nur dann gefährlich, wenn es unsachgemäß behandelt wird.«

Hatte er die Herren genügend beeindruckt? Smitt nickte ihm lächelnd zu. »Das war nur ein letzter, sozusagen formaler Akt«, flüsterte er. »Im März können Sie loslegen.«

Alfred rechnete mit vielen Fragen, aber sie blieben aus. Der Abschied war freundlich. »Das ist wohl Ihr zukünftiger Mitarbeiter?« fragte der Wortführer.

»Sehr richtig!« sagte Liedbeck polternd.

Als die Herren außer Hörweite waren, knuffte Alfred seinen Freund in die Seite. »Das waren die besten Worte, die ich heute gehört habe.«

»Dieser Granitblock ist im Wege, wenn hier das Hauptgebäude stehen soll.«

»Nichts ist leichter, als ihn in die Luft befördern. Mensch, Alarik, alter Freund, weißt du, was ich jetzt möchte? – Eine Schneeballschlacht.«

Kaum hatte er das gesagt, da griff Alarik in den Schnee und schickte ihm eine Kugel. »Langsam bin ich, alter Junge, aber reagieren kann ich.«

Der Kutscher wunderte sich, daß die beiden Männer sich wie Schulbuben tummelten.

13

Alfred Nobel nahm das erste Schiff, das nach den Tauwinden durch das aufgebrochene Eis hindurchstampfte. Er durfte keine Zeit verlieren. Winkler hatte ihm geschrieben, daß seine Anwesenheit dringend erforderlich wäre. Die Königliche Preußische Herzogliche Lauenburgische Regierung habe große Bedenken. Die Katastrophe von Heleneborg spukte in den Köpfen der Beamten. Sie lag erst ein halbes Jahr zurück.

Vinterviken konnte er beruhigt Liedbeck überlassen.

Auch Robert war gekommen, doch das Nitroglyzerin war ihm nach wie vor unheimlich. »Ich kann diese milchige Brühe kaum ansehen, ohne daß mir eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken läuft.« Nur der gute Verdienst half ihm über seine Ängste hinweg.

Alarik Liedbeck dagegen zeigte keine Furcht. Er war gründlich und gab sein Bestes für das Werk, brachte wertvolle Erfahrungen ein, konstruierte Vorrichtungen und Maschinen. Beim Aufbau der Fabrik in Hamburg mußte er unbedingt mitwirken. Alfred wollte für ihn und seine Familie eine Wohnung suchen. Aber er mußte erst der Regierung die Genehmigung für den Bau der Sprengölfabrik abgerungen haben.

Mutter war der Abschied schwergefallen. Er hatte ihr und Vater eine Bäderkur besorgt. Die neue Umgebung würde sie auf andere Gedanken bringen. Sie trugen doppelt schwer an dem Unglück.

Nach zwei Tagen erreichte Alfred Hamburg. Vom Turm der Petrikirche überblickte er die Häuser, Kais und Werften, die Markthallen, den Hafen. Schiffe liefen ein und aus, Dreimaster, Dampfer, Fischkutter, Barkassen, Lotsenboote, Passagierschiffe. Ab und zu ertönte der tiefe Ton einer Dampfsirene, als wollte der Kapitän ein neues Zeitalter ankündigen. Niethämmer, mit denen Eisenplatten zu Schiffsrümpfen verbunden wurden, zerhackten die Luft.

Bald würden die ersten Schiffe das Sprengöl nach Amerika transportieren, Sprengöl, das in Hamburg fabriziert werden würde. Jetzt lag die Welt im wahrsten Sinn des Wortes vor ihm. Ihm wurde heiß bei diesem Gedanken, obgleich der Wind kalt in seine Haut schnitt. Er fuhr sich übers Kinn, auf dem ein schwarzer Bart sproß. Würdiger wollte er so aussehen; doch es konnte noch einige Wochen dauern, bis der Bart lang genug sein würde.

Langsam kletterte er die Leitern im Turm hinab. Seine Finger waren trotz der gefütterten Handschuhe klamm.

»Hätten bis zum Frühling warten sollen«, empfing ihn der Küster. »Sonst lassen wir zu dieser Jahreszeit keinen hinauf. Alles zu seiner Zeit.«

»Ich denke, in Deutschland beginnt der Frühling im März?« Alfred reichte ihm ein Geldstück für den Opferstock, daß der Küster wie ein Posaunenengel strahlte.

»Nach dem Kalender, ja, aber das Wetter hat seinen eigenen Kopf, mein Herr.«

»Alles zu seiner Zeit!« Alfred griff nach seiner Reisetasche. Darin befanden sich fünf Flaschen Nitroglyzerin, eine Schachtel Zündhütchen, Thermometer, Zündschnüre. Die Tasche hatte er sich von einem Sattler aus bestem Leder anfertigen lassen. Mit einem Griff konnte er die obere Hälfte auseinanderklappen.

»So eine feine Tasche«, sagte der Küster. »Krokodilsleder! Mit so was möchte man sich überall sehen lassen.« Er strich bewundernd mit der Hand darüber.

Alfred öffnete die Tasche.

»Das hätt ich mir gleich denken können!« rief der Küster. »Ein Arzt sind Sie, gar ein Wunderdoktor. Darf ich Sie da gleich mal fragen, was Sie gegen Rheuma verordnen? Das macht mir ganz schön zu schaffen.«

»Gegen Rheuma hilft das nicht.« Alfred deutete auf die Fläschchen. »Nehmen Sie Franzbranntwein zum Einreiben, der hat meinem Vater immer geholfen.«

»Den hab ich ja, aber meine Frau meint, der stinkt erbärmlich. Geben Sie mir doch etwas von Ihrer Medizin, ich will Sie gut bezahlen.«

»Das ist nicht zu bezahlen, mein Herr, und auch viel zu gefährlich. Oder wollen Sie, daß die schöne Kirche in die Luft fliegt?«

»Sie sind ein Spaßvogel.« Der Küster wurde böse. »Denken Sie nur nicht, weil Sie ein feiner Herr sind, können Sie mich auf die Schippe nehmen. Mit so einem Ausländer wird unsereiner immer noch fertig.« Er reckte selbstbewußt den Kopf.

»Ich wollte Sie nicht ärgern, aber das in meiner Tasche

ist Sprengöl und sehr gefährlich. Ich bin kein Arzt, sondern Zivilingenieur.«

»So.« Der Küster blickte ihn zweifelnd an. »Sprengöl?« Er lachte. »Mit Öl schmiere ich die Angeln. Hab noch nie gehört, daß je ein Tropfen Öl etwas auseinander gesprengt hat. Gefährlich ist Öl nur, wenn es auf die Diele tropft und so ein junger Dachs wie Sie darauf ausrutscht.«

»Danke für die Belehrung.« Alfred schlug die Tasche zu, verabschiedete sich höflich, doch er erntete nur ein Wort, das noch nicht zu seinem Sprachschatz gehörte: »Schietskram.«

Dem Portier des Hotels Astoria, der ihm seine Tasche abnahm, sagte er: »Stellen Sie sie vorsichtig ab. Sie enthält Sprengöl.«

»Jawohl, mein Herr.« Mit einer tiefen Verbeugung nahm der Portier die Tasche und übergab sie dem Gepäckträger. »Da ist Öl drin, vorsichtig.«

»So eine schicke Tasche und Öl drin?« Der Boy klemmte sie unter den Arm, griff nach Nobels zweitem Gepäckstück, einem abgeschabten Lederkoffer, wartete, bis der Empfangschef ihm die Zimmernummer mitteilte.

»Haben Sie wirklich Öl in der Tasche?«

»Sprengöl, mein Junge. Wenn du die Tasche nicht behutsam auf den Boden setzt, könnte sie explodieren.«

Der Gepäckträger ließ die Tasche fallen, blickte Nobel entsetzt an, drehte sich um und rannte davon.

Wenige Minuten später suchte ihn der Hoteldirektor auf. »Mein Herr, ist es wahr, daß Sie in Ihrer Tasche so einen Sprengstoff transportieren, der, wenn man die Tasche fest auf den Boden stellt, explodiert?«

»Verstehen Sie Spaß, Herr Direktor?«

»Aber selbstverständlich, mein Herr, nur in einer solchen Angelegenheit hört der Spaß auf.«

»Bitte überzeugen Sie sich.« Nobel öffnete die Reisetasche.

Der Direktor war verdutzt. »Das ist alles?«

»Allerdings. Herr Winkler, Außenhandelskaufmann, hatte, glaube ich, mein Zimmer vorbestellt.«

»Ja, gewiß, ich erinnere mich. Da haben Sie dem Jungen aber einen Schreck eingejagt. Hahahaha! Hihihih! Entschuldigen Sie, von einem einfachen Gemüt kann man nicht mehr erwarten.« Er wollte sich verabschieden, da fiel ihm etwas ein. »Nobel, Nobel aus Schweden. Mein Herr, hat es bei Ihnen nicht ein fürchterliches Unglück gegeben, bei dem fünf Menschen getötet wurden, und ein Nobel war dabei, beziehungsweise hat es verschuldet?«

»Das ist leider wahr. Einer der Toten war mein Bruder.«

»Schrecklich, nicht wahr.« Der Direktor warf einen Blick auf die Tasche, schüttelte den Kopf. »Damit kann man ja wohl kaum ein Unglück bewirken. Aber etwas unheimlich sind sie doch, diese Flaschen.«

»Nur, weil ich für ein einfaches Gemüt, wie Sie sagten, so etwas angedeutet habe.«

»Aber selbstverständlich, Herr Nobel.«

Für den nächsten Tag war Nobel mit Winkler verabredet.

»Wir brauchen überzeugende Demonstrationen, Herr Nobel, um die Herrschaften aus der Regierung zu beruhigen.«

»Ich werde das Sprengöl anzünden und mit einem Hammer darauf schlagen, wird das genügen?«

»Sagen Sie es bitte nicht vorher, sonst wird man es Ihnen verbieten.«

»Würde ich es tun, wenn damit eine Gefahr verbunden wäre?«

»Gewiß nicht, dennoch ist mir nicht wohl bei der Vorstellung... Mein Bruder Theodor hat übrigens eine Ihrer Sprengungen in den Feldspatbrüchen auf Stora Rösholmen erlebt. Falls wir Erfolg haben, würde er gern in der Fabrik mitarbeiten.«

»Einverstanden. Schreiben Sie ihm bitte, er möge kommen.«

»Warten wir lieber ab, was die Regierung beschließt.« Winkler strich seinen langen Schnurrbart, dessen Enden nach oben gedreht waren. »Aber auf jeden Fall sollten wir die Firma gründen und ins Handelsregister eintragen lassen.«

Auch Doktor Bandmann riet zu diesem Schritt. »Wir bringen die Behörde damit in Zugzwang. So kann sie unser Ersuchen nicht auf die lange Bank schieben. Sie wissen ja, der Amtsschimmel ist eher eine Schnecke als ein Pferd.« Bandmann schmunzelte, und Winkler erheiterte der Vergleich, doch Nobel war nicht zum Lachen zumute. Er hatte gehofft, sofort mit der Arbeit beginnen zu können.

Winkler, der Nobels enttäuschte Miene bemerkte, tröstete ihn. »In Deutschland geht alles seinen geregelten Gang; um das Genehmigungsverfahren kommen wir nicht herum. Aber, wenn Sie wollen, Herr Nobel, können Sie in einem meiner Lagerhäuser draußen vor der Stadt eine Modellanlage errichten – inkognito natürlich.«

»Wo der Staat alles reglementieren will, ohne Bürohengste nichts laufen darf, muß der Bürger die Hürden unterlaufen.« Doktor Bandmann blinzelte listig. Seine kleinen Augen verschwanden fast zwischen den Fettpolstern.

Das Risiko nahm Nobel in Kauf, so mußte er doch nicht tatenlos herumsitzen. Winkler vermittelte ihm einen jungen Schlosser, der willig und geschickt nach seinen Skizzen die verschiedenen Geräte herstellte. Nach den Modellen sollte später die Fabrik eingerichtet werden. Aber sie waren keine bloßen Attrappen, mit ihnen konnte er schon kleine Mengen Sprengöl erzeugen! In einem zweiten Raum richtete er sich ein Laboratorium ein. Er mußte die Zünder verbessern; Zündhütchen aus Knallquecksilber wollte er verwenden.

Tage und Wochen vergingen, die Behörde prüfte

noch immer den Antrag der Firma »Alfred Nobel & Co.« Nobel wurde ungeduldig. Er hatte sein Verfahren inzwischen in anderen Ländern Europas patentieren lassen und für die Anwendung von Sprengöl geworben. Bestellungen waren eingetroffen, sogar aus Amerika und Australien. Vinterviken allein konnte die Mengen nicht liefern, wenngleich Liedbeck gut vorangekommen war. Die Anlagen waren nicht groß genug, und die langen Transportwege erschwerten den Vertrieb.

Robert war inzwischen nach Finnland zurückgekehrt. Mit Zustimmung des Vaters hatte er ihm das Recht übertragen, auf eigene Rechnung, jedoch auf Alfreds Namen, das Patent in Finnland auszubeuten. Auf dem Gut Frederiksberg bei Helsingfors errichtete Robert seine Sprengölfabrik. Er verstand sich auch auf die Werbung, ließ ins »Helsingfors Dagblad« eine große Annonce setzen.

»Auf Veranlassung des Unterzeichneten läßt der Arbeitschef der Kanal- und Brückenbauten auf Skatudden unterhalb der Russischen Kirche nach dem Nordhafen zu ein paar größeren Probesprengungen mit Nitroglyzerin und zum Vergleich ein paar mit Pulver vornehmen, zu welcher Probesprengung, die morgen, Mittwoch, den 27. September, um 5 Uhr nachmittags stattfindet, jeder eingeladen ist, der sich für die Sache interessiert. Der beste und sicherste Platz, die Wirkung zu sehen, ist die Ecke von Kyrkogatan und Norra Kajen.

Das Signal für die Nitroglyzerinsprengung ist eine rote und für die Pulversprengung eine weiße Flagge. R. Nobel, Nitroglyzerinfabrikant.«

Gespannt wartete Alfred auf den Bericht über die Probesprengung. Endlich schickte ihm Robert das Dagblad.

Fast eine Seite widmete der Reporter den Probesprengungen, als habe ein Volksfest stattgefunden. Mit dem Wort »erstaunlich« charakterisierte er mehrfach die Wirkung des neuen Sprengmittels, wobei er die Vorgänge in allen Einzelheiten beschrieb. Diesen Artikel schickte Alfred mit einer erneuten Mahnung um baldige Genehmi-

gung an die Behörde. Schließlich war Hamburg nicht der einzige Ort, an dem er eine Fabrik errichten konnte. Und im Verbotsfalle würde die Stadt Arbeitsplätze und Steuern verlieren. Es gab noch andere Hafenstädte, deren Reeder ihre Umsätze an Frachtgut gern erhöhen würden.

Einen Monat wollte er sich noch gedulden. Alles war vorbereitet, eine stillgelegte Lohgerberei und das Gelände aufgekauft, ein Tal, genannt »auf dem Krümmel«, bei Geesthacht. »Krümmel« lag sehr günstig unmittelbar an der Elbe und dreißig Kilometer südlich von Hamburg mit seinem größten Ein- und Ausfuhrhafen des europäischen Kontinents.

Endlich kündigte die Behörde eine Prüfungskommission an. Die Herren betraten sein Laboratorium, als kämen sie in eine Todeszelle. Skeptisch musterten sie die Geräte und Substanzen. Seine Vorführungen verfolgten sie mit ängstlichen Blicken, die in seltsamem Kontrast zu ihrer martialischen Barttracht standen.

»War das wirklich das fürchterliche Sprengöl, das Sie da auf den Amboß geschüttet und angezündet haben?« fragte der Wortführer. Mutig trat er einen Schritt näher.

»Wenn Sie die Substanz untersuchen lassen wollen – ich gebe Ihnen gern eine Probe mit.«

»Das wird nicht nötig sein. Dennoch ist uns unerklärlich, wie bei Ihnen in Schweden das Unglück passieren konnte.«

»Durch Unachtsamkeit, meine Herren. Im »Krümmel« werden alle Vorkehrungen getroffen, um in Zukunft Unglücksfälle auszuschließen. Unsere Fabriken in Vinterviken und bei Helsingfors arbeiten seit sechs Monaten ohne Unfall.«

»Menschliches Versagen schließen Sie aus?« Der Wortführer nahm den Zylinder ab, zog ein Taschentuch heraus, tupfte sich die Stirn ab.

»Das ist unmöglich, meine Herren. – Auch Pulverfabriken können das nicht.«

»Sie werden von uns hören, Herr Nobel. Die längste Zeit hat es gedauert.« Mehr beeindruckt als überzeugt, verließen die Herren das Laboratorium.

»Die Menge, die Herr Nobel in seinen Flaschen hat, soll ausreichen, ein Stadtviertel zu verheeren«, hörte Alfred einen der Herren sagen.

»Aber Herr Geheimrat«, antwortete der Wortführer, »nach den Gutachten der Chemiker erscheint mir Ihre Behauptung etwas übertrieben.«

Die Herren erreichten ihren Wagen, blickten sich noch einmal um, schienen aufzuatmen.

Schneller als erwartet, traf das versiegelte Schreiben aus Ratzeburg ein. Der Umschlag trug den Poststempel vom 8. November. Über ein halbes Jahr hatte er auf den Bescheid gewartet. Viel hing von ihm ab, denn auch in anderen Ländern zeigten die Behörden mehr Bedenken als Interesse.

Er setzte sich in den Korbstuhl, hörte auf den Wind, der gegen die Bretterwände fauchte. Vorsichtig löste er das Siegel. Das Kuvert enthielt nicht gewöhnliches Papier, sondern eine Urkunde, zusammengefaltet und mit einer schwarz-weiß-roten Schnur durchflochten. Er löste die Schleife, öffnete den Bogen.

Den ersten Absatz überflog er. »Dem Fabrikanten . . . wird nach den Berichten des Gerichtes Gülzow und des Landphysicus Doktor Völkers . . . die Erlaubnis zur Anlegung einer chemischen Fabrik behufs Herstellung des Sprengöls erteilt.« Er las den Satz ein zweites und ein drittes Mal. »Erlaubnis erteilt.«

Es hielt ihn nichts mehr im Sessel. Die nächsten Absätze des Schreibens las er im Stehen. Die Bedingungen waren hart, aber das war nicht so wichtig. Er konnte beginnen, seine Geduld hatte sich gelohnt. Er schwenkte die Urkunde durch die Luft, lachte, tanzte, lief zur Remise, spannte Pferd und Wagen an, merkte erst unterwegs, daß er Mantel und Hut vergessen hatte.

Er wollte erst Winkler und dann Bandmann informie-

ren, aber Bandmann war bereits bei Winkler. Beide taten sehr erstaunt, als er in das Zimmer stürmte, mit leuchtenden Augen und geröteten Wangen. Er starrte sie an, bemerkte ihre Blicke, das mühsam zurückgehaltene Schmunzeln um ihre Lippen.

»Sie wissen schon Bescheid!« rief er in einer Mischung von Enttäuschung und Triumph. »Aber die Urkunde haben Sie noch nicht gesehen.« Er legte sie auf den Tisch.

»Wir haben Champagner kalt stellen lassen, lieber Herr Nobel. Wir wurden durch einen Gewährsmann auf dem laufenden gehalten. Sie aber sollten die Überraschung auskosten.«

Er mußte lachen, er konnte gar nicht wieder aufhören, und er steckte die beiden anderen an.

»Ich weiß jetzt, warum die Behörde so lange gezögert hat«, sagte Bandmann. »Ihr Bart mußte erst die würdige Form erhalten.«

Das Dienstmädchen brachte den Champagner.

»Sie werden heute nicht gleich wieder in Ihre Junggesellenklausur entlassen, sondern mit uns speisen – so hat es meine Frau befohlen. Die Gans befindet sich schon in der Röhre.« Winkler hob das Glas. »Auf Ihre Fabrik!«

Spät fuhr er nach Hause. Er war ganz schön angeheitert. Aber das Pferd kannte den Weg. Der Wagen schwankte über die holprigen Wege, wurde von Sturm böen geschüttelt. Die Lampe an der Seite warf tanzende Lichtscheiben in das Dunkel.

Morgen wollte er beginnen, Arbeiter anwerben, Material bestellen, Transporte organisieren, Verträge über die Lieferung von Rohmaterial abschließen.

Liedbeck mußte kommen!

»Krümmel« sollte eine große Fabrik werden und die Welt mit Patent-Sprengöl versorgen.

Doktor Bandmann hatte gute Beziehungen zu Finanzkreisen. Es würde an nichts fehlen.

Was waren dagegen die baupolizeilichen Bedingungen: daß die Anlagen in gehöriger Entfernung von

Wohngebäuden aufgeführt und nach allen Seiten hin, auch gegen den Elbstrom, mit einem natürlichen oder künstlichen Erdwalle umgeben werden sollten, der mindestens 15 Fuß hoch und an der Basis 20 Fuß breit sein mußte. Selbstverständlich durfte die Fabrikation der Zündhütchen nicht in den gleichen Räumen erfolgen, in denen Nitroglyzerin bereitet oder aufbewahrt wurde. Weniger angenehm war, daß auch die Inneneinrichtungen der polizeilichen Kontrolle unterliegen sollten, aber Winkler und Bandmann meinten, daran solle er sich nicht stoßen. Daß er für die Sicherheit und Gesundheit der Arbeiter verantwortlich war und für Schäden haften sollte, empfand er als Pflicht eines Fabrikanten.

Morgen würde er den ersten Spatenstich tun. Theodor, Winklers Bruder, war schon unterwegs. Wenn Liedbeck eintraf, konnte er selbst kurzfristig nach Stockholm reisen. Mamas Geburtstag wollte er nicht versäumen.

II

14

Dieser Traum verfolgte ihn viele Nächte lang. Wie unter einem Zwang stieg er eine Wendeltreppe hinauf, hoch und immer höher. Erst war sie von Mauern umgeben, dann von einem Geländer, durch das er in die Tiefe schaute. Die Menschen wurden klein wie Ameisen, die Kutschen und Häuser wie Spielzeug. Schwindel erfaßte ihn, und er suchte nach Halt. Aber das Geländer war verschwunden, die Treppe stand frei in der Luft, über ihm nur der blaue Himmel. Auf allen vieren kroch er die Treppe hinauf, Wolken verdeckten die Sicht, die Stufen wurden immer schmaler. Plötzlich umgab ihn helles, gleißendes Licht. Die Treppe war zu Ende, unter ihm gähnte bodenlose Tiefe.

Er fürchtete sich einzuschlafen. Und er war glücklich, wenn er am Morgen aufwachte, ohne diesen Traum geträumt zu haben. Abergläubisch war er nicht, dennoch rätselte er herum, was der Traum zu bedeuten habe, und schalt sich töricht, ihn ernst zu nehmen. Träume sind Schäume – oder lagen ihnen verborgene Zustände der Seele zu Grunde? Er ging in sich, soweit ihm die Hetze des Tages Zeit dazu ließ, doch er fand keine Anhaltspunkte.

Theodor Winkler war der richtige Mann. Schnell erfaßte er seine Absichten, selbständig organisierte er die Arbeiten in sinnvoller Reihenfolge.

Um die vorhandenen Gebäude ließen sie Schutzwälle errichten, damit sie die Produktion von Sprengöl sofort aufnehmen konnten. Noch bevor Liedbeck eintraf, hat-

ten sie die ersten Liter der milchigen Flüssigkeit abgefüllt.

Es war gut, daß ein Geschäftsfreund Winklers nach New York reiste. »Natürlich traue ich mich, Ihr Patent-Sprengöl mitzunehmen. Sie werden das Zeug doch gut genug verpacken.«

»Einen Zinkkanister wollen wir nicht verwenden«, entschied Nobel. Er hatte es bisher nicht geschafft, das Sprengöl ohne Säurerest herzustellen. Vielleicht zersetzte sich auch ein Teil des Nitroglyzerins, jedenfalls waren die Blechkanister nach einiger Zeit zerfressen. »Wir nehmen eine Korbflasche, packen sie in eine Kiste und polstern diese mit Sägespänen aus. Dann kann nichts passieren.«

Der Gepäckträger nahm die Kiste auf die Schulter. »Ist doch kein Gewicht, wiegt höchstens fünfzehn Pfund.«

Der Geschäftsfreund sagte: »Falls ich mal keinen Sitzplatz finde, ist die Kiste geradezu ideal.«

»Werden Sie nicht seekrank. Gute Fahrt!« Nobel und Winkler winkten ihm zu, als er an die Reling trat. Das Lotsenboot führte den Dampfer, der eine lange schwarze Rauchfahne über die Elbe schickte, aus dem Hafen.

»Mit dieser Sendung werden wir den Markt in Amerika erobern«, sagte Nobel, als er mit Liedbeck den Hafen verließ. Sie bummelten durch die Stadt, kauften voller Vorfreude auf ihre baldige Rückkehr nach Stockholm Geschenke und Spezialitäten. Sie sprachen über das bevorstehende Luciafest, an dem die jungen Mädchen in weißen langen Kleidern der auserwählten »Lucia« folgten, die auf ihrem Kopf einen Kranz mit Kerzen trug.

»Wenn wir pünktlich ankommen, erleben wir den dreizehnten mit.« Liedbeck schwärmte vom Glögg, dem würzigen warmen Wein, der das Blut in Wallung brachte, von der Freude, die alle an diesem Tag befiel, der das Ende der dunklen Zeit ankündigte. »Ich mag den

Gesang und das gute Essen. Wir wollen das Fest auch in der Fabrik feiern.«

»Natürlich machen wir mit. Unsere Arbeiter sollen sich im Betrieb wie zu Hause fühlen.«

Auf der Rückfahrt nach Stockholm schmiedeten sie Pläne, denn sie waren überzeugt, daß das Sprengöl die bisherigen Sprengstoffe überall verdrängen würde. »Ich werde mich im nächsten Jahr in anderen Ländern umsehen; ich denke dabei an Österreich-Ungarn, an Frankreich und an England. Erst brauchen wir einen sicheren Absatz, dann können wir an den Bau weiterer Fabriken denken.«

»Immer sachte mit den jungen Pferden«, antwortete Alarik Liedbeck.

»Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist.«

»Ich bin seßhafter veranlagt als du. Ich reise zwar gern, aber nicht geschäftlich.«

»Ich werde dafür sorgen, daß du deine Frau mitnehmen kannst.«

»In dieser Hinsicht werden wir bei Karin nichts erreichen. Sie läßt unser Kind nicht bei anderen Leuten.«

Nobel schwieg. Bei seinen Mitmenschen konnte er nicht die gleichen Maßstäbe anlegen wie bei sich selbst. Unmöglich hätte er jetzt Zeit für eine Familie. Zwei, drei Jahre würde er noch brauchen, um seine Unternehmungen in Gang zu bringen. Dann würde er sich umsehen. Ohne Frau und Kinder wollte er nicht durchs Leben gehen.

Die Mutter schloß Alfred in die Arme. Anerkennend betrachtete sie die kostbaren Stoffe, die er vor ihr ausbreitete. Als er ihr die goldene Kette mit dem funkelnenden Rubin um den Hals legte, rief sie entzückt: »Kannst du dir das überhaupt leisten!«

Der Vater freute sich über den Malkasten und über das Zeichenpapier. Er hatte viele Blätter mit Skizzen und Texten gefüllt, die er der Regierung schenken wollte. »Ein Beitrag für die Verteidigung unseres Landes.«

Stolz führte er Alfred seine Projekte vor, darunter einen Sarg mit Luftlöchern und Alarmanlage für Scheintote.

»Stell dir vor, du wachst auf und liegst hilflos in der Erde. Kein Gedanke schreckt mich mehr als dieser.« Pappas Augen unterstrichen seine Furcht. Er mußte ihn ablenken, kam wieder auf die Sprengminen zu sprechen.

»Das ist noch gar nichts, Alfred.« Der Vater schien durch ihn hindurchzusehen. »Ich arbeite an einer Idee, die mich für ein Jahrhundert zum Herrn über Krieg und Frieden machen wird, auf der ganzen Welt.« Näheres wollte er nicht dazu sagen. »Laß dich überraschen. Im übrigen bin ich sehr zufrieden mit dem Fortgang der Geschäfte. Nur manchmal habe ich das Gefühl, daß irgend etwas Schlimmes passieren könnte.«

»Was soll denn schon passieren.« Die Mutter hatte sich einen Kleiderstoff umgelegt. »Steht er mir?«

»Siehst aus wie eine junge Frau.«

»Alterchen treibt seine Scherze mit mir.« Sie blickte wieder in den Spiegel. »Du hast einen guten Geschmack, Alfred. Daß ich in meinem Alter noch einmal so verwöhnt werde. Wenn man solche Kinder hat wie dich, dann muß man stolz und glücklich sein.«

»Robert schreibt, daß er nicht viel Erfolg habe mit dem Sprengöl in Finnland. Ihm fehlt es an Aufträgen, um mit hohen Gewinnen produzieren zu können. Außerdem war er mit der Ausbeute nicht zufrieden. Aus $3\frac{1}{4}$ Kilogramm Säuremischung habe er nur $\frac{1}{2}$ Kilogramm Nitroglyzerin gewonnen. Ich will dich im nächsten Jahr in Hamburg besuchen und sehen, was du besser machst.«

Das konnte er ihm schreiben. Zum Bessermachen gehörten die Experimente, das Wissen um chemische Vorgänge und das unablässige Bemühen, sich mit den Stoffen und den Reaktionen vertraut zu machen. Natürlich konnte er kommen. Er würde ihm alle neu gewonnenen Kenntnisse vermitteln. Und wenn er nicht zu-

rechtkommen würde, in Vinterviken war immer ein Platz für ihn.

Mama hatte eine Blautanne gekauft. »Neumodischer Kram«, murkte Papa, aber dann freute er sich über den mit Kerzen, Lametta, Glaskugeln, Strohsternen und Naschwerk geschmückten Baum. Alfred hatte einen Wasserbehälter bauen lassen, damit der Baum seine Nadeln bis zum 13. Januar, dem Knut-Tag, behielt.

Auch Liedbecks machten die neue Mode mit, und der gepökelte, gekochte, überkrustete Weihnachtsschinken, in dessen Brühe Brot eingetaucht wurde, die Schweins-haxen, der Reisbrei und der Lengfisch in würziger Sauce schmeckten gleich noch einmal so gut.

Am Christmorgen spannte Alfred das Pferd vor den Schlitten und fuhr mit Mutter zur Christmette. Die Kirche lag auf einem kleinen Hügel. Von den ringsum verstreuten Gehöften kamen andere Schlitten und Pferdewagen. Laternen leuchteten, Peitschen knallten; in wil-dem Tempo sausten die Gespanne über den glitzernden Schnee. Das war die Übung für die Heimfahrt; denn wer nach dem Gottesdienst als erster Haus und Hof erreichte, dem war die beste Ernte oder beruflicher Erfolg im nächsten Jahr gewiß.

Kerzen erhellten die schmucklose Kirche, Schatten-spiele huschten über die bemalte Holzdecke. Nur der Altar strahlte im hellen Licht, und Jesus Christus am Kreuz blickte mild auf die Schar zu seinen Füßen.

Die feierliche Stille nach der tollen Fahrt im Schnee, der Gesang, die frohe Botschaft und die Gemeinsamkeit berührten Alfred.

Der Heiland ward geboren, der sich, wie die Evangelisten später schrieben, der Menschensohn nannte. Ans Kreuz geschlagen nach der Folter durch seine Peiniger, auf dem Kopf die Dornenkrone als Symbol des Leidens.

Erlösung durch Leid, Wiederauferstehung durch den Glauben an Jesus Christus.

Wo war Emil jetzt? Lebte er in den Gedanken der

Mutter? Wie war das Leben nach dem Tod? Das Fleisch war vergänglich, nicht aber der Geist, denn er war göttlichen Ursprungs, der Funke, der den Menschen vom Tier schied. Bachs Musik tönte, als wäre sie lebendiger denn je zuvor.

Jauchzet, frohlocket, auf, preiset die Tage . . .

Alle sangen, es klang wie ein Jubelschrei!

Das Licht, die Sonne kam wieder. Die Erde, die winzige Kugel, hatte ihre Umlaufbahn um die Sonne vollendet. Der Kosmos war intakt. Die Erde flog nicht hinaus in die Eiswelt des Universums und stürzte nicht in die Glut der Sonne. Welch ein Wunder! Welch eine Erlösung!

Er hatte es nicht so eilig wie die Bauernsöhne, die sich aus dem Portal drängten und auf die Schlitten sprangen, die Peitschen schwangen und mit wildem Geschrei davonstoben. Vorsichtig führte er die Mutter zum Schlitten, half ihr, die Decken um sich zu schlagen, bevor er sich neben sie setzte und die Zügel lockerte. Er fuhr langsam, lauschte auf den Klang der Glocken, als würde er sie so bald nicht wieder hören.

In der Neujahrsnacht traten sie hinaus in den frostharten Schnee. Noch sechs Monate, dann war es um diese Zeit fast taghell. In der tiefen Dunkelheit ringsherum glitzerten Lichtpunkte aus den weit verstreut liegenden Häusern, als wäre die Erde ein Spiegelbild des Himmels. Die Glockentöne umspannten das Land, zerstreuten die Einsamkeit in den Herzen.

Mama wollte Blei gießen. »Nicht, daß ich daran glaube, aber es macht Spaß.« Papa hielt es für Schnickschnack, doch er sah interessiert zu. Alfred sollte die bizarren Figuren deuten, wem Glück oder Unglück bevorstand. Natürlich war alles in bester Ordnung. Verglichen mit dem Jahr zuvor, hatte sich das vergangene doch von seiner besten Seite gezeigt. Auch das Jahr 1866 mußte, schon wegen der ›66‹, ein glückliches und erfolgreiches werden.

Bald nach Mitternacht schlief der Vater ein. Die Mutter tat plötzlich sehr geheimnisvoll, setzte sich Alfred gegenüber, rückte die Lampe zur Seite und legte die Hände auf den Tisch.

»Jetzt kann ich ja darüber sprechen«, sagte sie, einen Blick auf ihren Mann werfend. »Glaubst du an Geisterklopfen? – Ich habe nämlich an einer spiritistischen Sitzung teilgenommen«, fuhr sie fort, da Alfred sie nur überrascht ansah. »Papa lacht darüber, aber der Tisch hat sich wirklich bewegt, und das Medium hat Stimmen gehört. – Eine soll die von Emil gewesen sein.«

»Ach Mama, mit übernatürlichen Dingen kenne ich mich wenig aus. Die Gelehrten streiten sich, die einen glauben an den Spiritismus, die anderen halten ihn für Humbug.«

»Aber unser Emanuel Swedberg hat schon vor hundert Jahren Offenbarungen aus der Geisterwelt gehabt und seine Visionen von Himmel und Hölle geschildert. Darauf beruft sich neuerdings der Amerikaner Andrew Jackson Davis, der ebenfalls mit unsichtbaren Wesen gesprochen und die Anweisung erhalten haben will, als Lehrer der inneren Welt tätig zu sein. Gelehrte Männer hätten unter dem Vorsitz eines Richters die Richtigkeit der von Davis vorgeführten Erscheinungen bestätigt. Es wurden Töne und mechanische Bewegungen festgestellt, ohne daß eine physikalische Ursache dafür erkennbar gewesen wäre. Überall in der Welt gibt es spiritistische Gruppen, die in ihren Sitzungen Kontakt mit der Geisterwelt suchen. Glaubst du nicht auch, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen wir Menschen nichts wissen?«

In ihrem Blick lag etwas ängstlich Hoffnungsvolles. »Manchmal glaube ich, solche Klopferäusche zu hören, aber Stimmen habe ich noch nicht vernommen.«

»Ein großartiger Philosoph aus Deutschland, Immanuel Kant, hat Swedbergs Ansichten kritisiert. Die Schrift heißt, glaube ich, ›Träume eines Geistersehers‹.

Ich denke, daß es kosmische Zusammenhänge gibt, doch an Geister glaube ich nicht.«

»Die Toten sollen in einem Geisterreich weiterleben und sich ab und zu über bestimmte Medien den Lebenden mitteilen. Nüchterne Menschen wie der Kant, die alles nur aus ihrem Verstand beurteilen, haben da überhaupt keinen Zugang. In Paris sollen sich auch Gelehrte mit dem Spiritismus ernsthaft beschäftigen.«

Mama konnte sehr hartnäckig sein. Aber er verstand sie. Immer noch trug sie schwer an Emils Tod. Das Weiterleben danach beschäftigte sie. Die Auferstehung der Toten, das ewige Leben – daran zu glauben war Christenpflicht. Nur wußte niemand zu sagen, was nach dem Tode wirklich mit dem Menschen wurde, mit seinem Geist, mit seiner Seele.

»Vielleicht ist es weise von der Natur eingerichtet, daß wir nichts vom Jenseits wissen, Mama. Wenn es eine Geisterwelt geben sollte, würde ich mich nicht einmischen wollen. Falls uns jemand etwas zu sagen hätte, wird er sich melden, ohne daß ich ihn beschwöre.«

»Vielleicht hast du recht, mein lieber Alfred«, sagte sie nach einer Weile. »Was mich so bedrückt: Emil soll gesagt haben, du schwebtest in großer Gefahr. Dich möchte ich nicht auch noch verlieren.« Sie legte ihren Kopf auf seine Hände.

Daher wehte der Wind! Zorn stieg in ihm auf, aber er bezwang sich. Mama konnte er keinen Vorwurf machen. »Es besteht kein Grund zur Angst, Mama. So, wie wir jetzt arbeiten, kann kein Unglück geschehen.«

Zwei Tage danach legte die Mutter stumm die Zeitung auf den Tisch.

»Schweres Unglück in New York. Aus noch ungeklärten Ursachen explodierte eine Kiste vor dem Hotel »Wyoming« in der Greenwichstreet. Ein Reisender hatte sie dem Portier zur Aufbewahrung anvertraut. Reisende benutzten sie gelegentlich zum Sitzen und beim Schuheputzen. An einem Sonntagmorgen bemerkte ein Kellner,

daß dieser Kiste rote Dämpfe entstiegen. Deshalb trug der Portier dieselbe Kiste auf die Straße. Kurz darauf ereignete sich eine furchtbare Explosion. Die Straße wurde mannstief aufgerissen, die Fenster und Türen zerschmettert, die Fassaden der umliegenden Häuser schwer beschädigt. Wie durch ein Wunder kamen die Menschen mit dem Schrecken davon . . .«

Alfred spürte seine Blässe und kalten Schweiß auf der Stirn.

Was war geschehen?

Nur durch das Sprengöl konnte eine solche Explosion hervorgerufen worden sein. Dabei war sicherlich bloß ein geringer Teil des Nitroglyzerins explodiert, sonst wären die umliegenden Häuser nicht stehengeblieben.

Hatte die Flasche einen Sprung bekommen? War der Korken undicht geworden?

Die roten Dämpfe ließen darauf schließen, daß eine Zersetzung des Sprengöls eingetreten war. Oder?—

Um seine Brust spannte sich ein Ring. Das Atmen fiel ihm schwer. Er ging in sein Zimmer, warf sich aufs Bett. Der Traum führte ihn wieder auf die Leiter, die im Nichts endete. Jagte er einem Phantom nach? War das Sprengöl schon in einem Zustand, daß er es bis nach Amerika verschicken durfte?

Noch nie war ausfließendes Sprengöl explodiert, wenn bisweilen ein Blechkanister zerfressen worden war. Einige hatten Wagenachsen damit geschmiert. Auf einem Transport nach Norwegen waren die Korken aus den Flaschen herausgetrieben worden, doch es geschah nichts. Und einer hatte sogar einmal das Loch eines halbgefüllten Kanisters zulöten lassen, ohne daß etwas passiert war.

Der Ingenieuroffizier Adelsköld hatte dem Sprengöl Harmlosigkeit bescheinigt. Beim Transport auf dem Dach einer Kutsche war eine Flasche davon zersprungen, das Sprengöl an der Seite heruntergelaufen.

Sein Faktotum hatte mit dem Sprengöl die Wagen-

stränge, seine Lederhosen und seine Schuhe eingerieben. Adelsköld selbst wollte einen Felsen sprengen. Aber der Zündfaden brannte nicht, so daß er das mit zermalmtten Ziegelsteinen verstopfte Bohrloch neu aufbohren ließ. Dabei allerdings explodierte dann das Sprengöl, daß den Ingenieuren die Steinbrocken wie Riesenbremsen um die Ohren surrten. Der Arbeiter, der sich über die saure Milch lustig gemacht hatte, wurde hoch in die Luft geschleudert, kam aber mit nach allen Windrichtungen ausgestreckten Armen und Beinen unverletzt herunter.

Zu diesen Geschichten stand das Ereignis in New York im Widerspruch. Mit einer derartigen Demonstration konnte er nicht für das Patent-Sprengöl werben. Die Firma, die es hatte ausprobieren wollen, würde nunmehr die Hände davon lassen und alle anderen warnen.

Es gab nur eine Möglichkeit, er mußte selbst so bald wie möglich nach Amerika fahren und beweisen, daß es nur auf die richtige Handhabung ankam.

15

Gleich nach dem Knut-Tag brach er auf. Der Abschied fiel ihm schwer. Noch hatte er das lustige Treiben der Knut-Maskeraden vor Augen, und das Lied klang in ihm nach, mit dem der Tannenbaum verabschiedet wurde.

»Frohe Weihnacht, jetzt ist Schluß, Schluß, Schluß,
Christbaum aus dem Hause muß, muß, muß.

Doch in diesem Jahr aufs neu
kommt der alte Freund so treu
denn er hats versprochen.«

Der Zug kämpfte sich durch die tief verschneite Landschaft. Auf Bahnhöfen kaufte Nobel jede neu erschiene Zeitung. Die Mitreisenden wunderten sich, daß er die Blätter nur überflog, sie dann erleichtert und achtlos zur Seite legte und sich wieder in ein Buch vertiefte.

In Schweden hatte sich seit Heleneborg kein Unglück ereignet. Aber dort waren die Transportwege sehr viel kürzer. Theodor Winkler hatte jedoch die doppelte Menge Sprengöl nach Australien versandt, in der gleichen Verpackung wie nach New York, und die Fahrt nach Sidney dauerte weitaus länger als die nach Amerika. Wenn das Nitroglyzerin nach der gleichen Zeit explodierte wie das in New York, war das Schiff verloren. Keiner der vielen Menschen hatte eine Ahnung, daß der Tod mit ihnen fuhr. Und niemand konnte sie noch warnen.

Theodor Winkler beruhigte Nobel. »Wir haben sehr sorgfältig gearbeitet, die Flaschen dick gepolstert. Noch einmal wird kein Unglück geschehen.«

Allmählich schwanden seine Befürchtungen. Der Dampfer mußte Sidney erreicht haben. Endlich erhielt er die Bestätigung. Die Fracht war gut angekommen und von der Handelsgesellschaft übernommen worden. Das Geld konnte er gut gebrauchen, denn er mußte für den Schaden in New York aufkommen.

Das Vertrauen zum Patent-Sprengöl war nicht erschüttert, aus Amerika kamen neue Bestellungen, mehrere Schiffe übernahmen die Fracht.

Doch immer wieder beschlich Nobel ein ungutes Gefühl.

»Gebranntes Kind scheut das Feuer«, meinte Theodor Winkler. Wilhelm, sein Bruder, stimmte zu. »Das war ein böser Zufall; wird sich nicht wiederholen.«

Hoffentlich!

In manchen Nächten überfielen ihn die Geister von Niflheim. Eine unbeschreibliche Angst schnürte ihm die Kehle zu. Sein Puls schlug zweimal in einer Sekunde. Ein Unglück kam selten allein; zwei Unglücke waren zuviel. Was war mit dem Nitroglyzerin geschehen, daß es sich selbst entzündet hatte?

Ein Zufall?

Der Frühling kündigte sich mit Sonnentagen im März

an. In einem Monat wollte er nach Amerika reisen. Der Bedarf an Sprengöl wuchs dort ständig. Er mußte in den Vereinigten Staaten eine Fabrik gründen, dann entfiel der lange Transportweg über den Atlantik. Er würde schon Interessenten finden.

Nach dem Sieg der Nordstaaten über die Südstaaten entwickelte sich die Industrie schnell. Für die großen Entfernungen bis zum Stillen Ozean wurden Schienen verlegt; mächtige Gebirge mußten überwunden, Tunnel gebaut, Felsen beseitigt werden. Auch für die Erschließung der reichen Bodenschätze wurden Sprengstoffe gebraucht.

Amerika war weit größer als Europa; unvorstellbare Absatzmöglichkeiten würde er haben. Eine Fabrik würde mit Bestimmtheit den Bedarf nicht decken können, er mußte in diesem Land mehrere Fabriken errichten, sowohl in der Nähe der Ost- als auch der Westküste.

Mitte März erreichte ihn die Nachricht, daß das Lagerhaus in Sidney sowie die umliegenden Gebäude zusammengestürzt seien – nach einer furchterlichen Explosion.

Theodor Winkler schüttelte den Kopf. »Jetzt glaube ich an den Klabautermann.« Er war blaß geworden, starrte unverwandt auf die Zeilen, dachte, was auch Nobel durch den Kopf ging.

Der Dampfer »European« beförderte gerade eine Ladung nach Panama, eine andere, von der Expresßgesellschaft Wells & Co. übernommen, mußte in Kürze San Franzisko erreichen.

Die Tage vergingen. Fast achttausend Pfund Nitroglyzerin lagerten in Krümmel. Morgens und abends unternahm Nobel Kontrollgänge. »Vorerst schicken wir nichts mehr nach Übersee.«

Die Bergwerke an der Ruhr und in Oberschlesien, die Steinbrüche, Eisenbahnbau- und Kanalbaugesellschaften benutzten das Sprengöl weiter. Einzelne Unglücksfälle

waren auf Unachtsamkeit oder leichtfertigen Umgang mit dem Nitroglyzerin zurückzuführen. Sollte das Sprengöl sich nach einer bestimmten Zeit von selbst entzünden?

Nobel bemerkte bei seinen Kontrollgängen keine Veränderungen. Alles Grübeln und die verschiedensten Experimente führten ihn nicht zu neuen Ergebnissen.

Je mehr Zeit verstrich, desto hoffnungsvoller wurde er. Allmählich nahm auch die Zahl der Proteste in Zeitungen und Briefen ab, die ihn in seinem Kummer um so heftiger getroffen hatten.

Mama war voller Angst um sein Leben. Wenn in den nächsten Tagen nichts passierte, konnte er sie mit reinem Gewissen beruhigen. Er stürzte sich förmlich auf die Tageszeitungen, dankte mit einem Stoßseufzer dem Schöpfer, wenn nur über die alten Unglücksfälle räsioniert und kein neuer beschrieben wurde.

In vierzehn Tagen ging sein Schiff nach New York. Ende März kaufte er sich die Karte. Anfang Mai würde er zum zweiten Male den Boden der Neuen Welt betreten. Geschäftsleute hatten ihm geantwortet, daß sie an der Gründung einer Aktiengesellschaft interessiert wären. Es durfte kein Unglück mehr geschehen!

Wieder begann ihn ein Traum zu quälen. Endlose Wasserfluten stürzten herab. Er floh von einem Hügel zum anderen, doch das Wasser stieg weiter. Die Menschen verschwanden in der lehmgelben Flut. Nur wenige retteten sich auf den nächsten Berg, an dem unübersehbare Wassermassen vorbeischoßen, einen Erdbrocken nach dem anderen mit sich fortreißend. Immer kleiner wurde die Insel. Die Menschen klammerten sich an seine Arme, Beine, an die Enden seines Fracks. Er schrie, aber das Tosen der Fluten erstickte jeden Laut. Er spürte, wie der Boden unter ihm in Bewegung kam, abglitt und verschwand.

Er wachte auf, atmete wie nach dem Tragen einer Last. Sobald er die Augen schloß und in Halbschlaf ver-

sank, wiederholte sich der Traum. Nach einigen Tagen fühlte er sich morgens wie zerschlagen.

Wilhelm Winkler war der erste, der die Nachricht erhielt. »Die Sache ist schiefgegangen, Alfred.« Mehr wollte er nicht sagen. »Wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen.« Auch sein Bruder Theodor erfuhr von ihm nicht mehr. Aber dieser hörte am Ton, daß es alles andere als gut stand.

Als Nobel das Abendblatt aufschlug, wußte er gleich, um welches Schiff es sich handelte, die »European« war durch eine Explosion in Aspinwall an der Küste von Panama völlig zerstört worden und gesunken. Siebenundvierzig Menschen waren tot.

Fassungslos las er den ausführlichen Bericht. Es hätte eine gewaltige Stichflamme gegeben, der viele kleine Detonationen gefolgt wären. Außer dem Sprengöl, das für die Katastrophe verantwortlich gemacht wurde, habe das Schiff Munition geladen gehabt. Die Regierungen aller Länder wurden aufgerufen, die Herstellung und Einfuhr des Sprengöls zu verbieten.

Wilhelm Winkler zeigte sich sehr besorgt. »Das darf sich nicht wiederholen, sonst finden wir keine Gesellschafter mehr. Wer will sich nachsagen lassen, daß er leichtfertig mit Menschenleben umgeht. Zeitungsleute brauchen ihre Sensationen; sie werden uns nicht mit Artikeln verschonen und die öffentliche Meinung gegen uns schüren. Schließlich könnten auch diejenigen, die bisher gute Erfahrungen mit dem Öl gemacht haben, zurückweichen.«

Das Schiff nach San Franzisko hatte mit zwei Kisten Nitroglyzerin an Bord den Hafen erreicht. Die Ladung war von Wells, Fargo & Co. gelöscht worden. Nichts war damit passiert! Es ging also. Nobel klammerte sich an den Gedanken. Es konnte doch nicht alles, was er aufgebaut hatte, zunichte gemacht werden. Sollte es ihm so ergehen wie seinem Vater?

Andererseits waren ja nicht alle Sendungen nach Über-

see explodiert. Und trotz der Unglücksfälle wendeten zahlreiche Firmen das Sprengöl mit Erfolg an. Kein Fortschritt ohne Niederlagen. Aber das war kein Trost. Irgend etwas konnte mit dem Nitroglyzerin nicht stimmen.

Der Brief eines seiner Vertreter in Amerika bestätigte seinen Verdacht. »Als wir die Kisten öffneten, strömte uns ein säuerlicher Geruch entgegen. Die Korken saßen noch auf den Flaschen, doch sie ließen sich leicht herausziehen. Denn es hatten sich ziemlich viele Gase entwickelt, auf der Oberfläche des Sprengöls hatte sich bräunlicher Schaum gebildet. Ein Teil der Blechkanister war leck geworden, und einige waren völlig ausgelaufen.«

Sollten die unterschiedlichen Temperaturen daran schuld sein? In den südlichen Breitengraden konnten Temperaturen bis zu 80 Grad Celsius entstehen, wenn die Kisten starker Sonnenbestrahlung ausgesetzt oder in entsprechenden Räumen untergebracht waren. Wärme begünstigte den Ablauf chemischer Reaktionen. Möglicherweise wurde dadurch ein Zersetzungsprozeß ausgelöst, der unter normalen Temperaturen so langsam vor sich ging, daß unkontrollierte Explosionen nicht auftraten.

Er setzte mehrere Flaschen mit Sprengöl unterschiedlich hohen Temperaturen aus. Die Experimente bestätigten seinen Verdacht. Ab sofort mußte Nitroglyzerin bei möglichst niedrigen Temperaturen gehalten und entsprechend gekühlt werden. Er schickte umgehend eine Nachricht nach San Franzisko an Wells, Fargo & Co., doch sie kam zu spät. Schon am nächsten Morgen las er die Schlagzeile: »Lagerhaus der Expreßgesellschaft total zerstört. Vierzehn Menschen fanden den Tod.«

Sobrero war interviewt worden. »Ich bin erschüttert. Ich verfluche den Augenblick, da ich das Nitroglyzerin dargestellt habe. Diese Substanz ist zu gefährlich; sie dürfte das Laboratorium nie verlassen haben!«

Die Regierungen von Frankreich und Belgien verboten die Herstellung und den Besitz von Nitroglyzerin.

England erließ so strenge Vorschriften, daß eine Anwendung des Sprengöls so gut wie ausgeschlossen war.

Wilhelm Winkler und Dr. Bandmann waren verunsichert. Sie machten Nobel nicht direkt Vorwürfe, doch in ihren Worten war der Zweifel nicht zu überhören.

»Wir stehen zur Sache, aber das Problem muß endlich gelöst werden. Die hohen Gewinne wiegen die Verluste kaum auf. Außerdem tragen wir die moralische Verantwortung. Wir wollen froh sein, wenn die Regierung unsere Fabrik nicht schließen läßt.«

Der Gedanke an die Unglücksfälle schnürte ihm die Kehle zu. Das Sprengöl hatte schon zu viele Opfer gefordert. Konnte, durfte er noch weitermachen?

Er verließ das Laboratorium spätabends. Nachts schreckte er auf, lief zur Fabrik, kontrollierte den Nachtwächter, der außerhalb des Schutzwalles seine Runden machte.

Der Mond schimmerte durch dünne Wolken. Silbrig leuchtete der Strom. Die Lampen glommen hinter den Weiden. Wellen schwappten über den Eisrand, dessen bizarre Formen das Ufer schmückten. Ein leiser, klirrender Ton drang herauf.

Hinter den Wällen lagerten fast viertausend Kilogramm Nitroglyzerin. Ein Teil sollte morgen nach Österreich verschickt werden.

Er ging durch die Schleuse des Erdwalls, betrat die Lagerhalle. Kanister durften nicht mehr verwendet werden; den Glasflaschen konnten die Säurereste nichts anhaben. Zwei Spezialisten wollte Alfred nach Österreich schicken, damit kein leichtfertiger Umgang mit dem Öl getrieben wurde.

Er berührte die Flaschen, als könnte er das Nitroglyzerin beschwören. Mach mir bloß nicht noch mehr Kummer. Bis an den Rand der Verzweiflung hatte es ihn getrieben. Mit seinen Zündern war es nutzbar geworden. Aber es durfte ihm nicht gelingen, sein Lebenswerk zu

zerstören. Er mußte es unschädlich machen, unschädlich machen, unschädlich machen.

Wie ein Echo hallte dieser Satz in seinem Kopf.

Während der Reise über den Atlantik dachte er an nichts anderes. In seiner Kajüte stand neben dem Koffer eine Kiste mit Nitroglyzerin. Täglich kontrollierte er den Inhalt. Nach zwei Wochen hatte sich der säuerliche Geruch verstärkt. Ein bißchen Schaum schwamm auf der Oberfläche des Sprengöls, als wäre eine Art Gärung eingetreten.

Kurz vor New York verfinsterte sich der Himmel unter Mittag. Die Wolken hingen wie Blei über dem Meer, das ungewöhnlich ruhig schien. Plötzlich zuckte ein Blitz durch die Finsternis, gleich darauf erfolgte ein Donnerschlag.

Der Kapitän schickte alle Passagiere unter Deck. Nobel, mit dem er sich gern unterhielt, durfte mit auf die Kommandobrücke.

»Sehen Sie sich das Barometer an!«

Es hatte einen unglaublichen Tiefstand erreicht.

Die Flutwelle kam wie eine Wand auf den Dampfer zu. Höher und höher stieg die violettgraue Wassermasse, haushoch.

Der Kapitän brüllte seine Befehle in die Sprechmuschel. Blitze und Donnerschläge wechselten in schneller Folge. Der Bug hob sich, stieß senkrecht in die Wolken, dann verschwand das Schiff unter tosenden Fluten. Es bebte, als müßte es auseinanderbrechen; Holz splitterte, was nicht festgebunden war, wurde über Bord geschwemmt.

Nach einer Ewigkeit tauchte das Schiff aus den Wellen auf. Der Sturm umtobte die Aufbauten, peitschte Wasser über Deck, schüttelte den Dampfer wie ein Spielzeug. Aus den Wolken stürzten Regenfluten, vereinigten sich mit den aufschäumenden Wellen.

Nobel hatte einen Balken umklammert und starrte gebannt in die tobenden Elemente. Er spürte die Vibration

des Holzes und dachte an die Kiste mit dem Nitroglyzerin. Wenn sie jetzt explodierte, würde niemand mehr eine Spur von dem Schiff finden.

So dicht hatte er Himmel und Erde noch nicht beieinander gesehen. Schlugen sie aufeinander ein wie Todfeinde, oder vermählten sie sich in einem wahnsinnigen Rausch? –

Der Kapitän hatte mit Seetang gefüllte Ballen an der Reeling festmachen lassen. »Wir schwächen damit den Anprall der Wellen und erhöhen die Stabilität des Schiffes.«

Dieser Satz klang Nobel in den Ohren, als er die Kiste mit dem Nitroglyzerin kontrollierte. Die Schaumbildung hatte zugenommen, rötlich gefärbtes Gas entströmte dem Flaschenhals, der saure Geruch brannte in seiner Nase. Die Erschütterungen hatten die Zersetzung beschleunigt.

Sollte er die Kiste ins Wasser werfen?

Die Bewegung des Schiffes übertrug sich auf das Sprengöl.

In zwei Tagen erst würden sie den Hafen erreichen, unmöglich konnte er voraussehen, wie sich das Nitroglyzerin weiter verhalten würde. Den Anzeichen nach konnte es jeden Augenblick explodieren.

Die Kabine erschien ihm plötzlich sehr klein. Die niedrige Decke, der Tisch, die Stühle, alles beengte ihn. Am Bullauge schäumten die Wellen. Konnte er es noch verantworten, Schiff, Besatzung und Passagiere der Gefahr einer Katastrophe auszusetzen?

Er öffnete seine Reisetasche. Der Inhalt seiner Fläschchen würde ausreichen, um die Probesprengungen in den Vereinigten Staaten durchzuführen. Er mußte sich von der Kiste trennen; doch er zögerte.

Den Anprall der Wellen schwächen! –

Gab es eine Möglichkeit, die Explosionsempfindlichkeit des Sprengöls herabzusetzen? Vielleicht mußte er eine Substanz hinzufügen, die im Gegensatz zu Nitro-

glyzerin in Wasser löslich und nicht explosiv war, die man später wieder entfernen konnte.

Sein Blick fiel auf die Buddel Jamaika-Rum, die ihm der Kapitän geschenkt hatte. Alkohol löste sich leicht in Wasser, Methylalkohol ebenfalls. Er zog zwei Fläschchen aus seiner Tasche. Die würden für die große Menge nicht ausreichen, im Lagerraum standen Fässer mit Methylalkohol, aber erst mußte er ausprobieren, ob der Holzgeist überhaupt geeignet war.

Vorsichtig tropfte er den Alkohol in ein Schälchen mit Sprengöl. Hoffentlich bewirkte er nicht das Gegenteil. Immer wieder hielt er inne, um die Gefahr so gering wie möglich zu halten. Der Methylalkohol mischte sich mit dem Nitroglyzerin.

Mit der Probe begab er sich in den Kesselraum. Die Heizer, vom Schlingern und Rollen des Dampfers erschöpft, blickten ihn erstaunt an.

»Mich interessiert Ihre Arbeit bei diesem schweren Sturm.« Er stellte sich neben einen der Kessel, das Fläschchen mit dem Sprengöl in der Hand.

»Sie können wohl nicht lesen, mein Herr«, fragte der Erste Heizer gereizt.

Nobel reichte ihm eine Münze. »Die haben Sie für uns verdient. Habe noch nie einen Orkan auf dem Atlantik erlebt.«

»Betreten nur den hier Beschäftigten und dem befugten Personal erlaubt.« Er steckte die Münze in die Tasche. »Steht groß und breit an der Tür.«

»Ich war auf der Brücke beim Kapitän. Es sah aus, als wäre der Dampfer vom Wasser verschüttet.«

Der Heizer riß das Feuerloch auf, schaufelte Kohlen in die Flammen. Nach jedem Wurf hustete er wie ein Schwindsüchtiger. Er tat, als bemerke er Nobel nicht.

Nobel spürte die Hitze, die auf seiner Haut brannte und die Flasche erwärmte. Hoffentlich explodierte das Nitroglyzerin nicht, sonst war das Schiff mit Mann und Maus verloren.

Er schwitzte, die Heizer tippten sich an die Stirn; hielten ihn wohl für nicht ganz normal. Aber da er sich ruhig verhielt, ignorierten sie ihn. Als er nach einer Stunde mit den Worten: »Ich danke Ihnen« ging, wollten sich die Heizer vor Lachen ausschütten.

Die Hitze hätte den Zersetzungsprozeß beschleunigen müssen, doch das mit Methylalkohol vermischte Glycerin schien unverändert.

Der Kapitän überließ ihm zehn Liter von dem Holzgeist. »Trinken dürfen Sie den aber nicht«, scherzte er, »Methylalkohol macht blind.«

»Für den Durst habe ich Ihren Rum, Kapitän.«

Als er in New York eintraf, schickte er sofort eine Nachricht nach Krümmel. »Nitroglycerin mit Holzgeist – Methylalkohol – im Verhältnis 3:1 versetzen. Verhindert die Explosionsgefahr. Patent anmelden. Alfred Nobel.«

Drei Tage später, er hatte sich gerade mit seinem Gewährsmann, Otto Bürstenbinder, über die in seinem Namen zu gründende Gesellschaft beraten, erhielt er von Theodor Winkler einen Brief, datiert vom 3. Mai 1866.

»Mein bester Alfred!

Welcher Sturm infolge der verschiedenen Unglücksfälle, die sich ereignet haben, über uns hereingebrochen ist, brauche ich wohl nicht zu sagen. Das kannst Du Dir schon vorstellen. – Im Verlauf von zwei Tagen haben die Ereignisse in Aspinwall, in San Franzisko und hier die Gemüter in dem Grad erregt, daß ich fürchten mußte, wir würden nicht mehr ein Lot Öl verkaufen können, ehe die Ruhe wiederhergestellt wäre.

Die Sendungen nach Belgien und England, mit einem Wort, alle Sendungen zu Schiff von Hamburg, sind augenblicklich vollständig unmöglich. – In London, wohin 1250 Pfund unterwegs waren, ist die Landung verboten worden, und unser Londoner Agent Cusel, der Dummrian, kann sich nicht entscheiden, ob die Sendung zurückgehen oder in die See geworfen werden soll – mit

einem Wort, die Schwierigkeiten haben sich nach den letzten Nachrichten in einem Grad vermehrt, daß nicht darüber zu lachen ist, und ich muß vor allem sehr vorsichtig disponieren, damit wir nicht Gefahr laufen, in Geldverlegenheit zu kommen.

Deswegen habe ich Rosen gebeten, nicht nach Paris zu reisen, ehe sich alles, auch in der Politik, etwas geklärt hat. – Mit der Fabrikation höre ich auf (wir haben 10 000 Pfund fertiges Öl); außerdem versuche ich vor allem Ausgaben einzuschränken, damit wir imstande sind, die Krise zu überstehen, die, wie alles in der Welt, Zeit haben muß, sich auszutoben. Wie es dann in Zukunft werden wird, müssen wir abwarten; ich will hoffen und glaube auch, daß alles gut wird, wenn wir bloß die Mittel haben, diese Schwierigkeiten und Zeitverluste zu überwinden. – Mehr als je hoffe ich, daß Du die Sache mit der Gesellschaft in Ordnung bekommst und bald mit mehreren tausend Dollar in der Tasche wiederkehren kannst, denn mit Geld läßt sich hier in der Welt alles machen.

Wie Du Dir denken kannst, haben die Unterhandlungen mit Österreich, England usw. infolge der Unglücksfälle einen gewaltigen Knacks bekommen; die größte Hoffnung, die ich noch hege, bald einen großen Gewinn aus unserem Öl zu ziehen, ist, daß der österreichische Kriegsminister für die Festungsverteidigung darauf reflektiert, und in dieser Angelegenheit werde ich wohl bald wieder nach Wien reisen.

Wie die Sache in Neuyork für Dich abgelaufen ist, weiß ich nicht; daß Du in den acht Tagen, die Du dort warst, kein Wort geschrieben hast, ist unrecht. – Ich bitte Dich, bald hierher zurückzukommen, wenn Du nicht siehst, daß es in Neuyork mit der Gesellschaft wirklich ernst wird. Versäume dort keine Zeit, denn hier kannst Du unter den jetzigen Umständen Deine Zeit besser anwenden, da nach meiner Meinung die Sache so liegt, daß wir unbedingt ein Gesuch an die verschiede-

nen größeren Staaten richten müssen, daß die Regierungen eine Kommission von sachkundigen Männern ernennen, um unser Öl zu prüfen, und bestimmte Regeln und Vorschriften festsetzen, nach denen die Ware verfrachtet und behandelt werden muß, so daß der Handel damit endlich in einen richtigen, gesetzlichen Gang kommt. – Bis dahin ist und bleibt alles nur Gestümper, und wir kommen nie zu einem ordentlichen Resultat.

Ich lege einige Zeitungsartikel aus diesen Tagen bei, nebst einem Brief von dem alten Papa. – Zweifellos hast Du dort an Ort und Stelle die genauesten Einzelheiten über die Zerstörungen in Aspinwall und San Franzisko, weswegen ich Dir darüber nichts sende.

Adieu, mein Freund, mit dem aufrichtigen Wunsch, daß nach dem wolkigen Himmel, wie er jetzt ist, die Sonne scheinen möge, grüßt Dich

Dein treu ergebener Freund
Theodor Winkler.«

16

Die Sonne wollte ihm nicht scheinen.

Das von Oberst Bürstenbinder mit den Geschäftsleuten geschlossene Abkommen über die Ausnutzung des Patents für die Vereinigten Staaten war höchst ungünstig abgefaßt.

Die United States Blasting Oil Co. erhielt alle Rechte. Zukünftige Verbesserungen mußte er ihr überlassen. Dabei stand alles nur auf dem Papier: das Aktienkapital von einer Million Dollar, die Fabrik selbst, die Abfindung für ihn mit 250 000 Dollar in Aktien. Einzig die 20 000 Dollar in bar für seine Erfindung besaßen realen Wert.

Es hätte ihn stutzig machen müssen, daß Oberst Shaffner zu den Mitgliedern der Aktiengesellschaft gehörte. Er kannte diesen Mann schon einige Jahre. Wie

zufällig war er in Heleneborg aufgetaucht, seine Aufdringlichkeit hinter weltmännisch-soldatischen Manieren verbergend. Er interessierte sich für das Sprengöl, noch mehr aber für die Kunst, es gezielt zur Explosion zu bringen. Seine wasserblauen Augen, die keinem Blick standhielten, verfolgten jede Handbewegung.

Shaffner war kein Dummkopf. Er verstand viel von Sprengstoffen. »Rein wissenschaftliches Interesse, mein lieber Herr Nobel. Sie glauben gar nicht, wie sehr ich Sie bewundere.«

Auch in Krümmel besuchte er ihn des öfteren, sparte nicht mit Anerkennung. »Ihre Erfindung besitzt große Zukunft, Herr Nobel. Glauben Sie einem erfahrenen Offizier, das Militär wird sich um Ihren Sprengstoff reißen. Gigant-Powder, Riesenpulver, sollten Sie es nennen. In den Vereinigten Staaten können Sie Millionen damit verdienen. Ich will Ihnen gern als Mittelsmann zur Verfügung stehen.«

Er hatte Shaffners Angebot abgelehnt. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er sich vor Shaffner hüten müsse. Er spürte es auch jetzt, als Shaffner ihn im Hotel aufsuchte.

»Herr Nobel, ich finde es ganz hervorragend, daß Sie sich den amerikanischen Markt erobern wollen. Wissen Sie, in der Neuen Welt kenne ich mich besser aus als Sie. Auch, wenn Sie mich drüben nicht einbeziehen wollten, ist Ihnen meine Unterstützung gewiß. Hier verfüge ich über Möglichkeiten, von denen Sie nicht träumen können. Lassen Sie unsere Erfahrungen zusammenfließen.«

»Dabei werden Sie sich etwas gedacht haben, Herr Oberst.«

»Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen.« Shaffner setzte ein gewinnendes Lächeln auf.

»Dann schießen Sie los, kurz und bündig, ohne Umschweife.«

Shaffner bot Nobel eine Zigarre an. »Beste Sorte, Ta-

bak aus Virginia.« Er biß die Spitze ab, riß ein Zündholz an.

»Kurz und bündig, sagten Sie. Ganz in meinem Sinne, Herr Nobel. Ich möchte Ihnen einige der Mühen ersparen, die Sie hier in Amerika erwarten, Mühen, von denen Sie keine Ahnung haben, weil die Gepflogenheiten hier für Sie ein Buch mit sieben Siegeln sind.« Er reichte ihm eine Zeitung.

»Der erste unter unseren Experten, General Henry Du Pont, erklärt hiermit feierlich, daß es nur eine Frage der Zeit ist, daß ein Mann, der mit Nitroglyzerin umgeht, sein Leben einbüßt.«

»Kein freundlicher Empfang, möchte ich sagen.«

»Glauben Sie wirklich, Herr Nobel, daß Du Pont de Nemours in Wilmington und andere Fabrikanten den Absatz ihrer gut eingeführten Schwarzpulverprodukte so ohne weiteres durch Ihr Sprengöl verdrängen lassen?« Shaffner strich sich den Rauch genießerisch unter die Nase.

»Du Pont wird begreifen müssen, daß sich unser Produkt für Sprengarbeiten besser eignet als Schwarzpulver.«

»Das hat er schon längst eingesehen. Warum hätte er sonst die Kampagne in der Presse gegen Sie eröffnen sollen?«

»Da mögen Sie recht haben, Herr Oberst. Doch das Bessere wird sich durchsetzen. Deswegen sind Sie doch Gesellschafter unserer Blasting Oil Company geworden.«

»Ich wollte mit Ihnen teilen, Herr Nobel. Allein kommen Sie gegen Du Pont nicht an, da stehen Ihnen Millionen entgegen. Sie überlassen mir fünfzig Prozent Ihres Gewinnanteils, ich Ihnen meine Erfahrungen. Ein faires Angebot, nicht wahr?«

»Meinen Anteil als Erfinder und Inhaber des Patents lasse ich mir von niemandem nehmen, Herr Oberst. Als Teilhaber der Gesellschaft sind Sie doch gut bedient.«

»Ist das wirklich Ihr letztes Wort?« Shaffners Lächeln verwandelte sich in ein herausforderndes Grinsen. »Sie vergessen, Mister, daß auch ich der Erfinder des Nitroglyzerins sein könnte. Sie haben es doch nur Sobrero abgeluchst.«

»Gewiß, Herr Oberst. Doch warum umwerben Sie mich? Wenden Sie es doch an, wenn Sie können.«

»Natürlich könnte ich. Doch Ihr Verfahren ist bis jetzt mit Risiken behaftet, die ein christlich gesinnter Mann nicht verantworten kann.«

»Sie sind nicht christlich gesinnt?«

»Herr Nobel! Sie haben mir bisher die kalte Schulter gezeigt. Aber jetzt sind wir in den Staaten. Sie werden sich hier die Zähne ausbeißen.«

»Und warum wollen Sie mich diese Erfahrung nicht machen lassen?«

»Weil ich am Geschäft beteiligt sein will.«

»Sie wollen mir das, was ich in jahrelanger Arbeit erreicht habe, abkaufen, um selbst das große Geschäft zu machen?«

»Sie können es bezeichnen, wie Sie wollen, Herr Nobel.«

»Sogar über Ihren Gesandten in Schweden wollten Sie das Geheimnis meiner Zündung herausbekommen.«

»Sie scheinen nicht zu wissen, Herr Nobel, daß ich ebenfalls ein Patent für die Anwendung von Nitroglyzerin besitze. Wenn wir uns nicht einigen können, werden wir uns vor Gericht wiedersehen. Im übrigen sollten Sie dabei bedenken, welche Unglücke durch Sie hervorgerufen worden sind. Ich gebe Ihnen zwei Tage Zeit.«

Shaffner hatte ihm die Pistole auf die Brust gesetzt; er spürte sie förmlich zwischen den Rippen. Bisher hatte er geglaubt, ein Militär besäße Ehrgefühl. Dieser Oberst entpuppte sich als ausgekochter Gauner. Vor einem solchen Mann konnte er nicht in die Knie gehen. Und überhaupt. Es würde doch noch Menschen geben, die zwischen einem Anspruch und einer Anmaßung unter-

scheiden konnten. Sollte Shaffner klagen. Er wollte ihm die Stirn bieten.

»Sie verkennen mich völlig, Herr Oberst. Ich schenke Ihnen die zwei Tage. Tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

Das Grinsen in Shaffners Gesicht erstarrte. Seine spitze Nase sog geräuschvoll Luft ein. »Den Fehdehandschuh nehme ich auf, Mister. Ich habe Ihnen ein faires Angebot gemacht.«

Eine Woche darauf bekam er eine Vorladung des Gerichts. Shaffner begründete seine Klage gegen ihn damit, daß er in Amerika vor Nobel ein Patent über die Nutzung von Nitroglyzerin eingereicht habe.

Shaffner hatte tatsächlich fast wörtlich seine Patentschrift übernommen, ein paar Sätze umgedreht, Füllwörter eingeschoben, den knappen Stil aufgebauscht.

Nicht ohne Beklemmungen betrat Nobel das Gerichtsgebäude. Shaffner stand schon vor der Tür auf dem langen Gang. Er begrüßte ihn lächelnd, reichte ihm sogar die Hand.

»Na, wollen Sie sich nicht gütlich mit mir einigen, Herr Nobel?«

Mit einem so unverfrorenen Menschen hatte er es noch nicht zu tun gehabt. Er schüttelte den Kopf.

Der Richter eröffnete die Verhandlung mit einem Hammerschlag und fragte: »Was haben Sie, Herr Nobel, auf die Klage Oberst Shaffners zu entgegnen?«

Er fürchtete, seinen Zorn nicht mehr bändigen zu können, mehrmals mußte er tief Luft holen. Er durfte die Nerven nicht verlieren. Aber nach den ersten Sätzen hatte sich sein Puls beruhigt, seine Gedanken wurden wieder klar.

»Die Erfindung der Initialzündung wurde in Europa gemacht, Herr Richter. Zum Beweis lege ich Ihnen meine Patente aus den Jahren 1864 und 1865 vor. Oberst Shaffner hat mich erstmals im September 1864 aufgesucht, als mir das Patent in Schweden bereits erteilt wor-

den war. Auch in Hamburg suchte Shaffner mich mehrmals auf; erst wollte er mich aushorchen, dann bot er mir zehntausend Dollar, wenn ich ihm das Patent für die Vereinigten Staaten überließe. Alles weitere erklärt sich offensichtlich daraus, daß ich sein Angebot ablehnte.«

»Einspruch!« Shaffner sprang auf. »Meine Gespräche mit Herrn Nobel verfolgten einzig das Ziel, meine Erfindung mit der seinigen zu vergleichen.«

»Sie bestreiten also, daß Sie Herrn Nobel das Patent abkaufen wollten.« Der Richter blickte Shaffner scharf an.

»Ganz entschieden, ja. Ich wollte mit Herrn Nobel zusammenarbeiten, weil er etwa zum gleichen Zeitpunkt wie ich die Erfindung gemacht hatte. Doch Herr Nobel kann keinen Ebenbürtigen neben sich dulden. Er beansprucht alle Rechte für sich. Es ist aber nicht im Interesse unseres Staates, wenn ein Ausländer über Mittel gebietet, die auch für unsere Armee von unerhörter Wichtigkeit sind.«

»Bitte, äußern Sie sich dazu, Herr Nobel.« Die Miene des Richters war unbewegt.

»Das Recht auf Ausnutzung einer Erfindung gehört dem Erfinder, das haben alle Staaten, die sich zu den Grundsätzen der Freiheit und des Rechts bekennen, anerkannt. Ich bitte zum Beweis der Priorität meiner Erfindung die von mir benannten Zeugen anzuhören.«

»Mister Nobel will Zeit gewinnen«, begehrte Shaffner auf. »Die Zeugen befinden sich im Ausland. Es wird Monate dauern, bis dem Gericht die Aussagen vorliegen. Inzwischen wird Herr Nobel seine Geschäfte hier in Gang bringen. Dagegen erhebe ich schärfsten Protest.«

Der Richter blickte ihn nachdenklich an. »Ihren Protest nehme ich zur Kenntnis, Herr Oberst. Aber in dem Prozeß entscheidet das Gericht. Die Verhandlung wird vertagt.«

Die erste Runde hatte er gewonnen. Auch die Aussagen der Zeugen, Sprengmeister, Grubenarbeiter, Kapi-

tän Wennerströms und Smitts ließen an Deutlichkeit nichts fehlen. Zuversichtlich sah er dem Urteil entgegen.

Der Richter erklärte: »Aufgrund der Beweise, die Herr Nobel vorbringen konnte, wird die Klage Oberst Shaffners als unbegründet abgewiesen.«

Aber Shaffner gab nicht auf. In Oberst Bürstenbinder fand er einen willigen Kumpan, der das in ihn gesetzte Vertrauen mißbrauchte. Sie hintertrieben die Bauarbeiten, und Bürstenbinder weigerte sich sogar, die von Hamburg an seine Adresse geschickten Geräte und Apparate auszuliefern.

Stundenlang grübelte Nobel, was die beiden, die ja als Gesellschafter am Aufbau der Fabrik interessiert sein mußten, beabsichtigten. Er kam zu keinem anderen Ergebnis, als daß sie ihn zermürben wollten. Dabei versuchte jeder der beiden, auch auf Kosten des anderen Vorteile zu gewinnen.

Bürstenbinder suchte ihn mehrmals allein auf. »Ich verlange für mich nur einen entsprechenden Anteil am Gewinn, Herr Nobel. Sie müssen wissen, in Amerika gibt es nichts umsonst. Wir leben in einer anderen Welt als Sie in Europa. Hier geht es stürmisch zu und, wenn es sein muß, rücksichtslos.«

Obleich Bürstenbinder im Unterschied zum drahtigen Shaffner korpulent und dickwangig war, der Ausdruck ihrer Gesichter glich sich.

Vielleicht hätte er Shaffner und Bürstenbinder mehr Widerstand leisten können, wenn zu all den Schwierigkeiten nicht noch die Nachricht von der Zerstörung seiner Fabrik in Krümmel hinzugekommen wäre. Er war wie betäubt, und die Briefe seiner Mitarbeiter, die die Katastrophe überlebt hatten, deprimierten ihn noch mehr. Sie schrieben mutlos, ohne Hoffnung auf den Wiederaufbau. Alles und alle schienen sich gegen ihn verschworen zu haben.

Zum Glück arbeitete außer Vinterviken noch die Fabrik bei Lysaker in Norwegen, die einen Teil der Bestel-

lungen übernehmen konnte. Unverzüglich mußten die Sicherheitsvorkehrungen verbessert werden. Die Leute gingen zu leichtsinnig mit dem Sprengöl um, das sich lange Zeit so harmlos gegeben hatte und nun plötzlich seine Gefährlichkeit offenbarte.

Wieder begann in der Presse eine Kampagne gegen ihn, und Shaffner, der erneut eine Chance witterte, bat ihn um eine Unterredung.

»Sagte ich Ihnen doch, daß Ihre Sache noch nicht reif ist. Arbeiten Sie mit mir zusammen, Herr Nobel. Ich habe inzwischen ein Patent eingereicht, das eine sichere Verpackung für Nitroglyzerin beinhaltet. Ohne mich sind Sie geliefert. Der Kongreß beschließt im Augenblick ein Gesetz, das den Transport von Nitroglyzerin in der bisherigen Form verbietet. Was sagen Sie dazu?«

»Ich kenne Ihre Patentschrift, Herr Oberst. Ihr Verfahren ist weder originell noch geeignet.«

»Wie dem auch sei, hätten Sie auf mich gehört, wäre Ihnen viel erspart geblieben.«

»Ihre Methoden, Herr Oberst, zeigen mir, was ein Ehrenmann ist.«

»Ehre, Mister, Ehre ist ein Kleid aus Flittergold. Sie sollten sich endlich mit mir verständigen.«

»Wir haben miteinander nichts gemein. Sparen Sie Ihre Zeit.«

»Herr Nobel, Sie bekamen von der Gesellschaft 20 000 Dollar für Ihr Patent. Nun, da ich als einziger Nitroglyzerin transportieren darf, steht mir das Geld zu. Wenn Sie sich weigern, es mir auszuhändigen, werde ich Schadensersatz von Ihnen fordern.«

Wie sollte er sich gegenüber diesem Hai behaupten? Er war am Ende mit seiner Geduld, seiner Kraft. »Ich will Ihnen eine Vergünstigung gewähren, Oberst Shaffner, obgleich ich dazu keine Veranlassung habe. Wenn Sie mir versichern, sich in Zukunft aller Intrigen gegen mich zu enthalten, überlasse ich Ihnen das Recht, mein Patent in den Vereinigten Staaten, gegen eine Vergü-

tung von einem Dollar pro Pfund Nitroglyzerin, auszunutzen – allerdings ausschließlich für militärische Zwecke.«

»Na also, warum nicht gleich so«, Shaffner schien zufrieden, gab sein Wort.

Auch Oberst Bürstenbinder lenkte ein, nachdem er ihm Sonderrechte eingeräumt hatte. Aber viel Einfluß auf die Geschäfte der Gesellschaft würde er selbst nicht mehr ausüben können.

Er mußte zurück nach Hamburg, ohne ihn ging dort nichts voran. Hier verplemperte er seine kostbare Zeit.

Müde lief er durch die Straßen, umspült von Menschen, die aneinander vorbeihasteten, die Gedanken einzig und allein auf Gewinn gerichtet. Nichts hielt ihn mehr in der Neuen Welt. Die übertriebene Jagd nach dem Mammon stieß ihn ab. Die Menschen beraubten und zerstörten das Gefühl für Ehre zugunsten eingebildeter Bedürfnisse.

Zum Glück war Julius Bandmann in Kalifornien erfolgreich. Er hatte weiterhin Nitroglyzerin verkauft. Ein Seemann, der Schwede Swenson, hatte elf Kisten Nitroglyzerin auf abenteuerliche Weise nach Sacramento und ins Innere von Kalifornien gebracht. Bandmanns Brief richtete ihn etwas auf.

»Trotz der Unglücksfälle und Verbote wird immer mehr Sprengöl bestellt. Bitte tragen Sie Sorge, daß uns Vinterviken beliefert, bis Krümmel wieder aufgebaut ist oder die U. S. Blasting Oil Co. endlich mit der Produktion beginnt. Außerdem sollten Sie darauf dringen, daß die Blasting auch in San Franzisko eine Fabrik errichtet. Ihr aufrichtiger Julius Bandmann.«

Einen Tag später schrieb ihm Kapitän Wennerström aus Norwegen, daß die Fabrik in Lysker keine Bestellung mehr ausliefern könne. Eine Explosion hatte sie völlig zerstört.

»Sie darf bei Lysker nicht wieder aufgebaut werden. Doch sei unverzagt, lieber Alfred, die Regierung stellt

uns ein Gelände bei Engene in der Nähe von Dröbak am Kristianafjord zur Verfügung. Nur wird es einige Zeit dauern, bis wir wieder produzieren können. Alarik Liedbeck hat uns seine Hilfe zugesichert. Es wäre sehr nötig, daß du bald zurückkehrst. Dein ergebener Wennerström.«

Heiße Tage zogen herauf, kaum gemildert durch die Brise vom East River. Die schwülfeuchte Luft schien Gewitter anzuziehen. Wolken türmten sich über Manhattan, Blitze zuckten durch das Dunkel, Regen schoß auf die Dächer und Straßen. Ebenso plötzlich hellte es sich auf, das Wasser auf den Dächern und Straßen stieg dampfend in die Höhe.

Er war froh, als er Ende Juli sein Schiff besteigen konnte. Er hatte kein Glück gehabt. Seine Hoffnungen, einen Kontinent für sein Patent-Sprengöl zu gewinnen, hatten sich nicht erfüllt. Aber das war jetzt auch nicht so wichtig. Alles hing davon ab, daß er die Gefahren beseitigte, die bei der Herstellung und Verwendung des Nitroglyzerins zutage getreten waren.

Nicht auf die Geschäfte, sondern auf die Forschung mußte er sich konzentrieren.

17

Endlich, endlich kam er zur Ruhe!

Oft stand er an der Reeling, den Blick auf die Dünung gerichtet. Möwen begleiteten den Dampfer, fliegende Fische schnellten aus dem Wasser. Wie Bergmassive erhoben sich Wolken am Horizont, ebenso makellos weiß wie der Himmel blau.

In manchen Nächten phosphoreszierte das Meer. Die Sterne blitzten in seltener Klarheit. Die Hektik fiel von ihm ab, die Hast, die aus der Gier nach Geld entstand. Sein Atem wurde tiefer – wie gut es ihm tat, sich besinnen zu können.

Laß fahren dahin.

Jetzt verstand er die Menschen, die sich von der Gesellschaft abwandten und in die Einsamkeit der Wildnis oder eines Klosters begaben. Jesus war in die Wüste gezogen, um mit sich und Gott allein zu sein. Daraus schöpfte er die Kraft, um allen Anfechtungen zu widerstehen und das Götterdiplom zu erwerben.

Es war nicht gut, angesichts der Ewigkeit dem Spott zu verfallen. Aber sein Geist stieß sich stets an dem, was er nicht glauben konnte. Sollte er sich selbst verleugnen? Gott wollte den blinden Glauben nicht, sonst hätte er dem Menschen nicht den Verstand gegeben.

Er zweifelte nicht an der großen Idee und zivilisatorischen Leistung des Christentums. Er lebte in dieser Tradition, er bekannte sich zu ihr, soweit sie das Gute bewirkte.

Darauf war auch sein Streben gerichtet. Mit seinen Erfindungen schuf er den Menschen neue Möglichkeiten und erleichterte vielen die Arbeit, ohne die menschliches Leben nicht möglich war.

Doch sie hatten Opfer gefordert. Die Hinterbliebenen, die ihre Männer, Kinder oder Väter beweinten, verfluchten ihn. Es war kein Trost, wenn er sich sagte, daß der Gebrauch von Schußwaffen, die Arbeit im Bergwerk oder die Seefahrt ebenfalls mit vielen Gefahren verbunden waren. Noch hatte er nicht genügend getan, um die Verwendung des Sprengöls sicherer zu machen.

Er mußte seine Versuche fortsetzen, das Sprengöl in eine feste Form bringen. Er hatte sie aufgegeben, weil er das Nitroglyzerin für nicht so unberechenbar gefährlich gehalten hatte und weil es an Sprengkraft verlor, wenn man es von porösen Stoffen aufsaugen ließ.

Vielleicht gab es Substanzen, die dem Öl beim Absorbieren nicht so viel Kraft raubten?

Erst hatte er Sägespäne verwandt, doch die waren völlig ungeeignet gewesen, weil sie die Selbstentzündung des Nitroglyzerins begünstigten.

Zermahlene Kohle eignete sich als Absorbtionsmittel, aber sie schwächte die Sprengkraft des Öls zu sehr. Vielleicht hatte er nur nicht das richtige Mischungsverhältnis gefunden?

Vorerst jedenfalls durfte Sprengöl nur in Verbindung mit Methylalkohol verschickt werden. Man konnte den Alkohol leicht wieder auswaschen, wenn man das Nitroglyzerin verwenden wollte.

Der Gedanke an die Arbeit im Laboratorium weckte seine Aktivität. Er packte seine Bücher aus, suchte nach Beschreibungen von Stoffen mit großem Absorbtionsvermögen.

Neben Kohle kamen poröses Silikat, Papier, Ziegelmehl, trockener Lehm, Gips in Betracht, auch Kieselgur.

Kieselgur?

Diese Infusorienerde hatten sie mit zur Polsterung der Glasflaschen und Kanister benutzt.

Gleich nach seiner Rückkehr wollte er mit den Experimenten beginnen. Er entwarf die Versuchsanordnungen für die verschiedenen Stoffe, überlegte sich die Mischverhältnisse, die auf ihre Sprengwirkung geprüft werden mußten. Ihm wurde klar, daß ihm langwierige, komplizierte Operationen bevorstanden. Aber er mußte sie in Angriff nehmen. Er konnte die Unfälle nicht beantworten.

Je länger die Reise dauerte, desto heiterer fühlte er sich. Er mied nicht mehr die Gesellschaft der anderen und galt bald als ein angenehmer Unterhalter, obgleich seine direkte Art nicht allen Beifall entlockte.

Auch bei Damen fand er Anklang, und ein bißchen Flirt sorgte für Abwechslung und Spaß. Eine, sie war von zierlicher Gestalt, begann ihn zu beunruhigen. Sie erinnerte ihn an Mireille, obgleich sie pechschwarzes Haar hatte und Französisch mit russischem Akzent sprach. Aber sie war schon vergeben und wurde eifersüchtig von ihrem Zukünftigen bewacht. Eine andere, die ihn um einen halben Kopf überragte und von kräfti-

ger Statur war, hatte sich ihm zugewandt, doch er machte sich nichts aus ihr. Ernsthaftere Absichten konnte er sich vorerst ohnehin nicht leisten. So war er ganz froh, daß ihn keine Leidenschaft überfiel, was bei dem Zusammenleben auf dem eng begrenzten Raum leicht geschehen konnte.

Der Kanal war wie gewöhnlich stark bewegt. Der Dampfer fuhr dicht unterhalb der Kreidefelsen, um dem Nordwest auszuweichen. Kurz vor London gerieten sie dennoch in einen Sturm, aber das kam ihm gerade recht, denn er hielt ihm einen Herrn aus Berlin vom Leibe, der ihm mit seinem Patriotismus für Preußen auf die Nerven ging. Er sprach vom Krieg gegen Österreich, als habe er selbst die Schlachten geschlagen und den Österreichern die Niederlage bereitet. Er besaß nicht einmal soviel Takt, wenigstens gegenüber den aus Wien stammenden Passagieren Zurückhaltung zu üben, sondern spielte sich ihnen gegenüber wie ein schlechter Sieger auf. Dabei hätte er mit seinem dicken Bauch kaum in eine Uniform gepaßt. Nun hing er über der Reling; sein Gekotze war erträglicher als sein Gequatsche.

Die politischen Gespräche beim Nachmittagstee waren sachlicher. Ein Mitreisender aus Sachsen hielt die Trennung vom alten deutschen Reich für ein Unglück. »Die Preußen wollen ganz Deutschland schlucken. Sie haben den Pommern und uns Sachsen viel geraubt. Mit Schlesien haben sie angefangen.«

»Die Habsburger sind mit schuld«, ereiferte sich ein österreichischer Baron. »Sie wollten sich im Reich Vorrechte sichern, anstatt mit all den anderen deutschen Ländern gleichberechtigt zusammenzuwirken. Überhaupt der Nationalismus, der schadet uns nur und bringt die kleineren Völker gegen uns auf. Nehmen Sie den Balkan.« Er warf mit Blicken um sich, als müßte jeder wissen, was er meinte.

»Am gefährlichsten ist der Russe«, behauptete ein polnischer Emigrant. »Seit fast hundert Jahren leben wir un-

ter der Knute. Jeden Aufstand ließen die Zaren blutig niederschlagen. Aber die Zeit wird kommen, da wird Polen wiedererstehen. Österreich und Preußen hätten die Teilung Polens niemals zulassen dürfen. Aber sie haben tüchtig mitgemacht und werden dafür eines Tages büßen müssen.«

»Kriege lösen keine Probleme«, meinte ein Quäker. »Sie, Herr Nobel, haben Sprengmittel erfunden, die viel schlimmer wirken als die alten. Wenn die erst in die Kriegstechnik eingeführt werden, können ganze Landstriche verwüstet werden.«

»Ich bin überhaupt gegen Erfindungen«, äußerte eine Dame, die sich mit Fürstin anreden ließ und auch im Salon einen breitkrepfigen Hut mit Pfauenfedern trug.

»Wir würden dann wohl noch in Bärenfellen herumlaufen«, entgegnete Nobel.

Das Lachen war auf seiner Seite, aber die Fürstin würdigte ihn von nun an keines Blickes mehr.

»Ganz ohne Erfindungen kommen wir sicherlich nicht aus.« Der Quäker wollte vermitteln. »Wir genießen die Annehmlichkeiten der Dampfschiffahrt und der Eisenbahn. Doch für Kriegszwecke sollte niemand etwas tun.«

»Auf Eisenbahnen und Dampfschiffen können auch Kanonen installiert werden. Wie soll der Erfinder entscheiden, ob mit Pulver ein Tunnel gebaut oder eine Kirche zerstört wird.«

Der Quäker blickte ihn nachdenklich an, während die Damen und Herren der Tischrunde aufmerksam dem Gespräch folgten.

»Der Erfinder allein kann es nicht. Nur wenn die Mehrzahl der Menschen Gottes Schöpfung achtet, werden Erfindungen friedlichen Zwecken dienen. Oder die apokalyptischen Prophezeiungen der Bibel werden sich erfüllen.«

Während der langen Reise war es unter den Passagieren immer familiärer zugegangen, doch als der Dampfer

den Londoner Hafen ansteuerte, löste sich die Gesellschaft schnell auf. Jeder hatte sein Ziel und richtete seine Gedanken auf die Begegnung mit Verwandten und Freunden.

Auch er mußte sich auf die bevorstehenden Verhandlungen konzentrieren, doch die Worte des Quäkers blieben fest in seinem Gedächtnis, ebenso wie sein hoher Wuchs, sein leicht ins Rötliche gehendes Haar und vor allem der Glanz seiner Augen, die mehr sahen als Licht und Schatten. Die tiefe innere Ruhe dieses Mannes bewegte ihn später noch oft.

England war einer seiner wichtigsten Sprengstoffabnehmer. Er hatte dort zwei Patente bekommen und bisher fünf Tonnen Nitroglyzerin verkauft, das vorwiegend in den Steinbrüchen von Nordwales verwandt wurde. Infolge der Unglücksfälle aber gab es, neben den Schwarzpulverfabrikanten, genügend Leute, die das Sprengöl auf der Insel nicht haben wollten, obgleich im Lande selbst kein nennenswertes Unglück passiert war.

Die Chance, neue Abnehmer zu gewinnen, vielleicht sogar die Erlaubnis zum Bau einer Fabrik zu erwirken, wollte er in dem kurzen Zwischenaufenthalt nicht verschenken. Der Markt war groß, für sein Patent-Sprengöl bisher kaum erschlossen.

Er mochte die Engländer, ihre Gelassenheit und ihren Lebensstil. Ihre Literatur war ihm die liebste, Byrons und Shelleys Werke schätzte er neben denen von Shakespeare besonders.

Unter einem Gentleman verstand er zuallererst einen Engländer. Nie würde sich dort jemand in einem Geschäft oder beim Besteigen einer Pferdebahn vordrängen.

Den englischen Geschäftsleuten traute er weitaus mehr Fairneß zu als den amerikanischen. Er brauchte nach all den Fehlschlägen endlich wieder einen Erfolg.

Doch schon in den ersten Verhandlungen stieß er auf Schwierigkeiten. Was er nicht bedacht hatte, war der

Hang des Engländers zum Konservatismus; er verschloß sich Neuerungen nicht, aber er ließ sich Zeit.

Für den Bau einer Fabrik erwirkte er keine Konzession, lediglich einen Lagerplatz für Nitroglyzerin überließ man ihm. Mit diesem mageren Ergebnis kehrte er nach Hamburg zurück, entschlossen, das Nitroglyzerin zu bändigen, selbst wenn es dabei von seiner Kraft verlor. Denn die Zurückhaltung der Engländer lag auch an ihrer Furcht vor der Explosionsgefahr.

Trotz der Aufräumarbeiten wirkte das Gelände in Krümmel wie eine Mondlandschaft. Die festen Gebäude standen nicht mehr. Ziegel, soweit sie noch benutzbar waren, ließ Winkler als Fundament für den Bau von Baracken verwenden. Eine war fertig. In ihr hatte Winkler die Produktion von Sprengöl wieder aufgenommen und ein kleines Kontor eingerichtet.

»Ich bin sehr froh, daß du wieder hier bist, Alfred. Wir alle fühlen uns unsicher. Niemand wagt es, neue Versuche anzustellen.«

»Ich danke dir für deine Ausdauer, Theo. Ein paar neue Ideen bringe ich mit.«

»Wir haben noch keinen Platz für ein Laboratorium.«

»Ich werde mir wieder einen Lastkahn mieten, ihn in der Elbe verankern, weitab von menschlichen Behausungen.«

»Das ist eine gute Lösung, Alfred. Die Behörden sitzen uns nämlich auf der Pelle, wie du dir denken kannst. Sie haben uns schon tüchtig bekniert, wollten wissen, wie das Unglück passieren konnte. Wir gaben als Ursache leichtsinnigen Umgang mit Nitroglyzerin an. Hat ja keiner von denen, die etwas darüber wissen könnten, überlebt.

Die jetzigen Arbeiter sind natürlich äußerst vorsichtig, obgleich sie es nicht glauben wollen, wie gefährlich die »saure Milch« ist.«

Theodor Winkler legte ihm das Hauptbuch vor. Die Geschäftslage war trotz aller Verluste zufriedenstellend.

»Die Grubenbesitzer haben ständig mehr bestellt, vor allem die Deutschen und die Österreicher. Letztere scheinen nicht abgeneigt zu sein, daß wir bei ihnen eine Fabrik errichten.«

»Wie kommst du mit dem neuen Fabrikchef zurecht?«

»Carl Dittmar war Pionieroffizier und weiß mit Sprengstoffen umzugehen. Mit Briese habe ich mich besser verstanden, aber ihn wolltest du ja in Amerika haben. Damit will ich nichts gegen Dittmar sagen; er hat den Wiederaufbau energisch betrieben. Jetzt sieht es wieder einigermaßen manierlich aus, Alfred. Aber wenn du vor vier Wochen hier gestanden hättest . . .«

»Ich brauche einen Mitarbeiter im Laboratorium. Hältst du Dittmar für geeignet?«

»Er versteht außer dir am meisten von der Sache. Die Bauleitung kann ein anderer übernehmen.«

Dittmar war kräftig gebaut. Man sah ihm an, daß er zu befehlen gewohnt war. Seine Manieren waren soldatisch gefärbt, aber tadellos.

»Auf diesen Augenblick habe ich mich gefreut, Herr Nobel. Meine Achtung, meinen Respekt. Es würde sich auf der Erde kaum noch ein anderer finden, der es wagen würde, mit Nitroglyzerin zu experimentieren. Ich will mich nicht beschämen lassen und werde Ihr Angebot annehmen.«

Die heißen Tage im August, kaum gemildert durch die Kühle des Wassers, waren den Experimenten nicht günstig, doch er konnte nicht länger warten. Dittmar ging ihm zur Hand, führte eigenständig Versuche nach seinen Anweisungen durch. Schnell, ein tüchtiger Arbeiter, stand ihm zur Seite.

Mehrere Versuchsreihen ließ er gleichzeitig laufen. Nach und nach schieden die Stoffe aus, die entweder nicht genügend Nitroglyzerin aufsaugten oder die Sprengkraft derart minderten, daß sie untauglich erschienen.

Ende Oktober glaubte er, in pulverisierter Kohle den

am besten geeigneten Stoff gefunden zu haben. Er fuhr zu Probesprengungen in die Bergwerke nach Klausthal, Königshütte und Dortmund, doch die Ergebnisse waren unbefriedigend. Zwar wirkten die unterschiedlichen Mischungen unterschiedlich stark, insgesamt jedoch weniger kräftig als reines Nitroglyzerin. Die Sprengmeister verlangten nach wie vor methyliertes Sprengöl.

Robert, dem er von seinen Versuchen mit Kohle geschrieben hatte, war anderer Ansicht: »Von Deiner Methode bin ich entzückt. Gestern habe ich drei Sprengschüsse in nicht sehr tiefen Löchern gemacht und fand die Wirkung viel größer als mit Sprengöl allein. Wir haben sowohl Wasser- als auch Sandverdümmung angewandt. In letzter Zeit ist unzählige Male bemerkt worden, daß bei einem Schuß nicht alles Sprengöl explodiert war, was man leicht dadurch erklären kann, daß man im Verhältnis zum Widerstand der Gesteinsart die Ladung zu groß genommen hatte, so daß ein Teil des Sprengöls unverbraucht umhergeschleudert wird.

Außer, daß Deine neue Zubereitung dies verhindert, wird die Kraft gleichmäßiger durch die größere Oberfläche verteilt. Ich glaube beinahe, Du hast in Klausthal zu wenig Sprengöl beigemischt, sonst müßtest Du von Deiner neuen Erfindung begeisterter sein. Ich habe aus der Masse einen festen Teig gemacht – ähnlich wie feste Stiefelwichse. Ein großer Vorteil dieser Sprengmischung besteht darin, daß die Arbeiter eher damit haushalten lernen und an den engsten Stellen und in den tiefsten Gruben ohne alle Gefahr Nitroglyzerin verwenden können. Ich sehe für diese Sache eine große Zukunft.«

Das eben sah er nicht, noch nicht. Oder lief er einem Phantom nach wie seinerzeit sein Vater, als er Schwarzpulver mit Nitroglyzerin mischte?

Er fühlte sich abgespannt; außer zum Essen und zum Schlafen hatte er seit August keine Pausen gekannt. Ihm war, als renne er in eine Schlucht, die immer enger

wurde. Kein Ausweg wollte sich zeigen, er hatte letztlich alles auf die Kohle gesetzt.

Weihnachten verbrachte er zu Hause. Er kam zur Besinnung, die Gedanken entspannten sich, sein Geist wurde aufgeschlossen für neue Überlegungen. Gleich nach seiner Rückkehr im Januar wollte er eine neue Versuchsreihe beginnen, diesmal mit Kieselgur.

Ihm war aufgefallen, daß diese Erde nach dem Trocknen ein großes Volumen aufwies, also sehr porös sein mußte. Hatte er sich das beste Stück für den Schluß aufgehoben? Doch selbst, wenn er sich nur Zeitverlust eingehandelt haben sollte – die Wege zum Ziel waren ebensowenig gradlinig wie die zum Gipfel eines Gebirges.

Er wandte wieder das Näherungsprinzip an, begann mit einem Mischungsverhältnis von 50:10 und erhöhte, da die Saugfähigkeit der Kieselgur längst nicht erschöpft war, den Anteil von Nitroglyzerin jeweils um 5 Prozent. Von jeder Mischung stellte er fünf Proben zusammen, die alle auf ihre Wirkung getestet werden mußten.

Carl Dittmar fiel es offensichtlich immer schwerer, unter seiner Leitung zu arbeiten. Gewohnt, selbst zu befehlen, leistete er sich Eigenwilligkeiten, die Nobel nicht dulden konnte. Gegenüber dem Arbeiter Schnell, der mit sehr viel Mut und Geschick die Mischungen der Substanzen herstellte, verhielt Dittmar sich ausgesprochen arrogant. Nichts war aber der Forschung schädlicher als ein gespanntes Verhältnis unter den Mitarbeitern.

Theodor Winkler war es recht, daß Dittmar wieder die Leitung des Betriebes übernehmen sollte. Dieser allerdings fühlte sich zurückgesetzt, obgleich er keine finanziellen Nachteile hatte.

»Die Tätigkeit im Laboratorium gefiel mir besser«, sagte er unzufrieden.

»Hoffentlich läßt er die Arbeiter seinen Unwillen nicht merken und kehrt zu sehr den Offizier heraus.«

»Ich werde mich darum kümmern«, beruhigte ihn

Theodor Winkler. »Er muß begreifen, daß er unser Angestellter ist.«

»Dittmar war mir auch ein wenig zu neugierig. Ich hatte den Eindruck, daß er scharf auf meine Rezepturen war.«

Im März schloß er die Serie ab. Nun mußten die Sprengversuche entscheiden, welche Mischung die beste Wirkung besaß.

Vier Experten hatte er bestellt; sie sollten die einzelnen Schüsse begutachten. Neugierig beobachteten sie die Vorbereitungen. Der Zündfunke flammte auf, doch die Sprenghülsen explodierten nicht. – Fassungslos betrachtete er seinen Vorrat. Er probierte noch einige andere Mischungen, ergebnislos.

So etwas war ihm noch nicht passiert. Er fürchtete den Spott, doch die Experten zeigten Verständnis.

»Fehlschläge haben wir alle schon erlebt«, sagte der eine.

Sollte Kieselgur die Sprengkraft des Nitroglyzerins gänzlich zum Verschwinden bringen? Unglaublich erschien ihm dieser Gedanke. Mit einer Schwächung der Sprengwirkung hatte er gerechnet, doch nicht mit dem völligen Versagen. So hatte ihn das Sprengöl noch nie genarrt.

Er blickte auf die Elbe, die Hochwasser führte und die Ufer bis zu den Deichen überspülte. Lehmig gelb wälzten sich die Fluten zum Meer.

Der Lastkahn zerrte an den Ankerketten. Schnell mußte sich tüchtig in die Riemen legen, um das Boot beim Übersetzen durch die Strömung zu treiben. Die Wellen gurgelten unter den Bordwänden hervor, kreisten in wilden Wirbeln am Schiffsrumpf entlang. Allem möglichen Gerümpel, Brettern, Türen und fortgespülten Bäumen mußte Schnell ausweichen.

Auch der Fährmann oberhalb seines Ankerplatzes kämpfte mit der Strömung. Der brauchte allerdings nicht zu rudern, denn durch die geschickte Verankerung

führte er sein Floßboot so über den Fluß hin und her, daß es einzig von der Strömung angetrieben wurde. So alt diese Erfindung war, so genial erschien sie Nobel. Der Zweck wurde mit einem Minimum an Kraft und Material erreicht.

Er wollte sich lösen von dem Mißerfolg, noch einmal in Gedanken den Weg verfolgen, den er bis jetzt zurückgelegt hatte.

Das Nitroglyzerin hatte er dadurch verwendbar gemacht, daß er Zünder erfand, die es zur Explosion brachten. Jetzt narnte es ihn, indem es mit Kieselgur gar nicht erst explodierte.

Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Vielleicht setzte Kieselgur die Zündbarkeit des Nitroglyzerins so herab, daß seine Zünder zu schwach waren, das aufgesaugte Sprengöl explodieren zu lassen?

Auf jeden Fall mußte er sich darüber Klarheit verschaffen. Theodor Winkler, der sich auf die Herstellung von Zündern spezialisiert hatte, wußte Rat.

»Wir werden die Sprengladungen schon aus der Reserve locken«, meinte er zuversichtlich.

Noch am gleichen Abend begannen sie, verschiedene Zünder anzufertigen, die kräftigere Impulse auszulösen vermochten. Die einzelnen Muster mußten entsprechend der unterschiedlichen Zusammensetzung der Mischungen unterschiedlich stark wirken.

Sie füllten das Gemisch in Papphülsen und setzten die Zündhütchen darauf. Nach einer Woche war ihr Vorrat groß genug, um mit den Sprengungen fortfahren zu können.

Gespannt verfolgten sie den Funken der Zündschnur. Die erste Probe explodierte, aber sie verpuffte nur, die zweite aber explodierte mit einer Heftigkeit, die sich hören und sehen lassen konnte. Tag für Tag hallten die Explosionen von den Granitwänden des Steinbruchs wider. Die Stärke der Explosionen notierte Alfred in seiner Kladde. Jeden Abend verglich er mit Winkler die Resul-

tate. Je höher der Prozentsatz an Nitroglyzerin in dem Mischungsverhältnis wurde, desto wirkungsvoller waren die Detonationen.

Nach sechs Tagen hatten sie die zwei besten Mischungen ermittelt. Beide wiesen ein interessantes Zahlenverhältnis auf. Die stärkste Wirkung war durch die Mischung von 75 Teilen Nitroglyzerin zu 25 Teilen Kieselgur erzielt worden, etwas schwächer wirkte die Mischung von 66 : 34. Erstere war zwar um einiges schwächer als reines Sprengöl, doch immerhin noch fünfmal stärker als Schwarzpulver.

18

Lange floh ihn der Schlaf. Sie hatten gefeiert, er, Winkler und Schnell. Dittmar war hinzugekommen, gratulierte. Er war sehr leutselig, rühmte die Erfindung. »Damit haben Sie über alle Widerstände gesiegt.«

»Wenn ich das glauben könnte! – Je erfolgversprechender eine Sache ist, desto mehr finden sich, die sie für sich ausbeuten.«

»Sie werden doch Patente erwerben?«

»Patente schützen, aber nicht so, daß der Erfinder damit gesichert wäre. Denken Sie an meine Erfahrungen in den Vereinigten Staaten. Ein paar tüchtige Chemiker werden die Zusammensetzung des neuen Sprengstoffs schnell herausbekommen und genügend skrupellose Gesellen finden, die es herstellen und unter einem anderen Namen auf den Markt bringen. Man sollte für die Patentierung chemischer Verbesserungen die Bezeichnung »Erfindersteuer für die Ermutigung der Parasiten« einführen. Ich könnte rasend werden, wenn ich diese wurmstichigen, wertlosen Gesetze betrachte.«

»Trinken wir auf die schöpferischen Männer, denen unsere Zivilisation so viel verdankt.« Dittmar erhob das Glas. »Schade, daß Sie mich mit anderen Aufgaben be-

traut hatten; ich hätte so gern die Sternstunde miterlebt.«

»Wir werden die Produktion bald umstellen«, sagte Winkler. »Sie werden nicht über Mangel an Arbeit zu klagen haben.«

»Wie wollen Sie denn den neuen Sprengstoff benennen, Herr Nobel?«

»Ich dachte an das griechische Wort für Kraft: Dynamis, vielleicht mit dem Zusatz – Sicherheitspulver.«

»Dynamit klänge in meinen Ohren noch besser«, meinte Winkler. Schnell bestärkte ihn.

»Dann lassen wir es dabei. Ich danke Ihnen, meine Herren, ich danke Ihnen für Ihre Mitarbeit und den neuen Namen.«

Noch in der gleichen Nacht entwarf er die Patentschriften für die wichtigsten Länder: Preußen, Bayern, England, Schweden, die Vereinigten Staaten von Amerika. Er war gespannt, welche Patentämter am schnellsten reagieren würden.

Kaum hatte er die Patentschrift abgeschickt, überfiel ihn Angst, das Dynamit könnte ihm ebensolche Schwierigkeiten machen wie das Nitroglyzerin. Er mußte den neuen Sprengstoff allen möglichen Belastungen unterwerfen, um Sicherheit auch wirklich garantieren zu können. Eine erneute Kette von Katastrophen würde ihn um jeden Kredit bringen.

Diese Experimente mußte er weitab von jeder Behausung durchführen. Er wählte einen ausgedienten Steinbruch, der sich halbkreisförmig um die Talsohle schloß und dessen Wände haushoch aufragten.

Schnell trug das Material in den Kessel, baute die verschiedenen Versuchsanordnungen auf. Jede davon konnte zur Explosion führen und damit das Sicherheitspulver in Frage stellen. Es durfte aber diesmal keine Ladung explodieren!

Als er die erste Probe anstellte, war er aufgeregter als bei früheren Versuchen, doch das Dynamit blieb wir-

kungslos. Er wiederholte das Experiment – mit dem gleichen Ergebnis. Auch der nächste und letzte Versuch fiel erfolgreich aus. Das Dynamit war unempfindlich gegen Feuer und Schlag.

Wenn er diese Menge mit Zündern zur Explosion gebracht hätte, wäre der Steinbruch zusammengestürzt.

Er hatte es geschafft!

Das Dynamit war der Sprengstoff der Zukunft!

Jetzt mußte es überall vorgeführt werden. Winkler übernahm die Bergwerke in Oberschlesien, er selbst die bei Dortmund.

Die Steiger blickten ihn neugierig an. »Schön, Sie kennenzulernen. Was verschafft uns die Ehre?«

»Ich will Ihnen einen neuen Sprengstoff vorführen. Er ist nicht ganz so stark wie Sprengöl, aber absolut sicher.«

»Nicht so stark wie Sprengöl?« Der Wortführer blickte in die Runde. »Wir hatten mit Sprengöl bisher keine Probleme, Herr Nobel.« Die anderen nickten beifällig.

»Sie nicht, aber Sie haben doch gehört, was für schreckliche Unglücke passiert sind.«

»Wenn man im Bergwerk nicht aufpaßt, kann einem der Stollen über dem Kopf einbrechen. Wir verstehen uns auf unsere Sache.«

»Dynamit, so heißt der neue Sprengstoff, ist viel besser zu handhaben als das Öl, meine Herren. In den Papphülsen befinden sich das Dynamit und der Zünder. Sie stecken die Hülsen ins Bohrloch, legen die Zündschnur aus und . . .«

»Wir sehen da keinen Unterschied, außer, daß Ihr Dynamit schwächer ist, wie Sie sagten. Sollen wir uns verschlechtern?«

»Mein Gott, ist Ihnen Ihre Sicherheit und die Ihrer Bergleute nichts wert?«

»Wir drehen uns im Kreis.«

»Darf ich Ihnen das Dynamit vorführen?«

»Dazu sind Sie doch hier.«

Die Sprengungen verliefen wie einstudiert.

»Nicht schlecht«, meinte der Wortführer, »aber wir werden bei dem Sprengöl bleiben, denke ich. Erstens ist es billiger und zweitens wirkungsvoller.«

Die Steiger lachten, klopfen ihm auf die Schulter, sparten nicht mit Anerkennung für seine Mühe, ließen sich jedoch von ihrer Meinung nicht abbringen.

Überrascht und enttäuscht fuhr er aus dem Schacht. Nein, er ärgerte sich, er war zornig. So trat er dem Direktor gegenüber.

»Ich weiß wirklich nicht, was Sie wollen, Herr Nobel. Unsere Bergleute haben gute Erfahrungen mit dem Sprengöl gemacht. Warum sollten sie etwas anderes ausprobieren?«

»Sie bekommen in Zukunft nur noch mit Methylalkohol versetztes Nitroglyzerin. Ihre Bergleute müssen den Alkohol auswaschen. Das Verfahren ist zeitraubend, während Sie Dynamit so verwenden können, wie es geliefert wird.«

»Wollen Sie uns unter Druck setzen?« Die Miene des Direktors war wenig freundlich. »Schließlich können wir auch wieder Schwarzpulver verwenden.«

Jetzt wußte er, was die Deutschen mit einem Dickhäutler meinten. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag zur Güte. Sie bekommen neben dem Sprengöl Dynamit geliefert. Ich bin überzeugt, daß Ihre Bergmänner nach kurzer Zeit die Vorzüge des neuen Sprengstoffs erkennen werden. Ihr Betrieb ist zwar einer der größten, doch nicht der einzige. Wir werben überall für Dynamit – und zwar ausschließlich deshalb, um allen, die mit Sprengungen zu tun haben, Sicherheit zu geben.«

In allen Werken stieß er auf Widerstand. Nur wenige Direktoren und Steiger ließen sich überzeugen.

Winkler war es ähnlich ergangen, aber er glaubte an den Erfolg. »Die Vernunft wird sich durchsetzen.« Er war auch sofort bereit, das Dynamit in Amerika einzuführen. »Die Seereise wird meiner Gesundheit guttun.«

Winkler brauchte dringend Erholung. Hoffentlich blieben ihm in Amerika große Aufregungen und Strapazen erspart. Lange winkte er ihm nach, bis Winkler von den anderen Reisenden an der Reling nicht mehr zu unterscheiden war.

Als er nach Hause zurückkehrte, saß Alarik Liedbeck in seinem Arbeitszimmer. »Bist du geflogen?« fragte er den Freund, nachdem sie sich umarmt hatten.

»Wird ja wohl höchste Zeit, daß ich Genaueres über deinen neuen Sprengstoff erfahre«, grollte Liedbeck.

»Du wirst der erste sein, der Dynamit fabrikmäßig herstellt. Niemand wäre dazu besser in der Lage als du.«

»Danke für das Kompliment.«

»Ich mußte mir erst vollkommen sicher sein, Alarik. Dazu gehörten die Versuche in den Bergwerken. Wir fahren jetzt ins Grandhotel, werden exzellent speisen, anschließend gehts zum Laboratorium.«

»Bart und Lebensstil haben sich bei dir gleichermaßen entwickelt«, spottete Liedbeck. Er bewunderte das Gespann, den Braunen und den Rappen.

»Etwas mithalten müssen und können wir, Alarik. Ich neige zwar nicht zur Verschwendung, doch ein wenig Repräsentation verlangt unser Status.«

Liedbeck sprach noch lauter als früher. Er hörte schwer, Nobel mußte während der Kutschfahrt brüllen, um die dauernde Wiederholung der Frage »wie bitte?« zu vermeiden.

Es wurde ein Festessen mit erlesenem Wein, Vor- und Nachspeise, Hummer und gefülltem Fasan, Salaten und Erdbeeren, alles aufs feinste zubereitet. Liedbeck wunderte sich, daß der Ober keine Rechnung präsentierte.

»Hier gehe ich mit Freunden und Geschäftspartnern speisen, Alarik. Ich erhalte monatlich eine Rechnung, die ich überweisen lasse. Mit dem obligaten Trinkgeld läuft es ähnlich.«

»Du lebst wie ein Bourgeois.« Liedbeck lachte. »Ich

dachte immer, du seist ein Erfinder. Aber natürlich bist du auch ein Unternehmer. Hast dich schnell in diese Rolle eingelebt.«

»Sie ist nicht nur angenehm, Alarik. Wenn ich mit dir zusammen bin, genieße ich sie, aber manchmal wird sie mir auch lästig, wenn mir der Mensch gleichgültig oder unsympathisch ist.«

Liedbeck wunderte sich, daß Krümmel noch nicht ganz wiederaufgebaut war. Er beanstandete einige Anlagen und Einrichtungen, geriet mit Dittmar in Streit, dem er unverblümt die Meinung sagte. Dittmar setzte sich zur Wehr, berief sich darauf, daß er hier die Verantwortung habe, ohne die sachlichen Einwände Liedbecks widerlegen zu können.

»Ich hoffe, daß es in deinem Laboratorium besser aussieht«, schnaufte Liedbeck. »Dieser Dittmar ist von sich zu sehr überzeugt, läßt sich von subjektiven anstatt objektiven Erwägungen leiten.«

»Mein Laboratorium wird für dich eine kleine, wie ich hoffe, nicht unangenehme Überraschung sein, Alarik. Komm.«

Alarik wunderte sich, als er ihn erneut in die Kutsche bat. »Hast du dein Labor nicht in Krümmel?«

»Ein bißchen abseits, so zwischen Tespe und Tesperhude, nicht allzuweit entfernt.«

Auf der Höhe des Lastkahns zügelte er die Pferde. »Nun sind wir so gut wie da, Alarik.«

Liedbeck sah sich um. Nirgends war ein Gebäude zu sehen. »Bist du unter die Hügel gekrochen?«

»Denk mal ein bißchen zurück.«

»Daß mich der Affe kratzt. Meinst du etwa den Lastkahn?«

Liedbeck lachte kollernd. »Auf der einen Seite besitzt du die modernsten Anlagen der Welt, speist im besten Hotel, auf der anderen Seite arbeitest du auf einem morschen Kahn. – Hast du da das Dynamit erfunden?«

»Urteile nicht zu vorschnell, Alarik.«

Das Hochwasser war zurückgegangen. Schnell hatte sie bereits gesehen und ruderte das Boot ans Ufer.

»Die Gäste kommen und gehen«, sagte er. »Dittmar war vor Ihnen hier, aber das werden Sie wissen.«

»Was wollte er?«

»Er habe bei seinem letzten Besuch etwas im Laboratorium liegen lassen, konnte es aber nicht finden. War außerdem ziemlich neugierig, wollte unbedingt die Zusammensetzung des Dynamits wissen. Sparte nicht mit Versprechungen. Aber ich habe mich nicht darauf eingelassen.«

»Ich wußte, daß ich mich auf Sie verlassen kann, Schnell. Wenn es nicht Leute wie Sie gäbe, könnte ich verzweifeln.«

Er wandte sich an Liedbeck: »Es ist nicht das erste Mal, daß Dittmar spioniert.«

»Dann schmeiß ihn raus. Nichts ist schlimmer als eine Laus im Pelz. – Das sage ich nicht nur, weil er sich mit mir angelegt hat. Wenn du willst, bleibe ich ein paar Wochen in Krümmel, bis die Produktion läuft.«

»Du wirst in Vinterviken nötiger gebraucht; der Betrieb muß so schnell wie möglich auf Dynamit umgestellt werden.«

Liedbeck brummelte Unverständliches. Er sah sich im Laboratorium um. »Kein Vergleich mit deiner Bude auf dem Mälarsee. Die besten Einrichtungen, die ich mir denken kann. Und nun zeig mir, wie das Dynamit gemacht wird.«

»Es ist so einfach, daß ich mich fast schäme, aber es ist wohl immer so gewesen, daß das Einfachste am Schwersten zu machen ist.«

»Ist in der Technik nicht anders.« Liedbeck staunte über die große Zahl der Experimente. »Wenn man die vielen Irrwege bedenkt, ist es allerdings ein Wunder, daß du überhaupt ans Ziel gelangt bist.«

Er konnte die Bergleute verstehen, die das Dynamit für eine verdünnte Form von Nitroglycerin hielten.

»Doch bei denen ist bisher nichts Schlimmes passiert. Aber die leichter zu handhabende Form wird sie überzeugen. Mich hast du schon auf deiner Seite. Ich denke, in sechs Wochen läuft in Vinterviken die Produktion von Dynamit an. Ich habe bereits einige Vorstellungen, mit welchen Apparaturen wir die Mischungen herstellen und mit den Zündern in die Papphülsen bringen können, und zwar so, daß subjektive Fehlleistungen nicht auftreten können.«

»Die Unglücke werden aufhören, Alarik. Sie hatten mich fast entnervt. Jetzt werde ich auch die Engländer überzeugen können. Sie haben mich bisher wie einen hoffnungslosen Liebhaber abgespeist. Ich hoffe, dort nun eine Fabrik errichten zu können. Du wirst dann dringend gebraucht.«

»Eins nach dem anderen.«

»Natürlich. Erst einmal muß ich den Briten beweisen, daß Dynamit ungefährlich ist.«

»Vergiß den Professor Abel nicht. Der hat ganz auf Schießbaumwolle gesetzt, sich etliche Jahre seines Lebens damit beschäftigt, verdient nicht schlecht daran und wird sicher sein Prestige als großer Chemiker verteidigen. Er ist unter Finanzleuten und Politikern nicht ohne Einfluß.«

Ihre Schiffe verließen am gleichen Tag den Hafen. Liedbecks Worte gingen ihm nicht aus dem Sinn, und je näher er London kam, desto mehr regten sie ihn auf. Er kannte Abels Arbeiten und erkannte seine Erfolge mit Schießbaumwolle an, doch sie besaß nicht die Kraft des Dynamits.

Das Argument der Gefährlichkeit konnten die englischen Behörden nun nicht länger aufrechterhalten, das würde er ihnen so eindrucksvoll wie möglich demonstrieren.

Ignoranz ließ sich einige Zeit behaupten, doch am Ende mußte das Bessere siegen. Jedenfalls wollte er auf

der Hut sein. Es gab genügend Leute, die anderen Fallstricke legten.

Er bereitete das Schauspiel sorgfältig vor, suchte einflußreiche Persönlichkeiten des politischen Lebens, der Wirtschaft und Journalisten verschiedener Zeitungen auf, verschickte Handschreiben und annoncierte in großen Zeitungen. Den Termin legte er auf den 14. Juli 1867 – bis dahin erreichte seine Propaganda ihren Höhepunkt.

Die Herrschaften aus London mußten etwa dreißig Kilometer mit der Bahn oder Kutsche zurücklegen, um den Steinbruch von Merstham bei Red Hill in der Grafschaft Surrey zu erreichen. Er lag in dem westlichen Ausläufer des Höhenzuges North Downs, wo sich zwei Eisenbahnlinien kreuzten.

Am 13. Juli hatte es Katzen und Hunde geregnet, wie der Engländer sagte. In der letzten Minute war es gelungen, das Holz und das Dynamit abzudecken. Nachts verzogen sich die Wolken. Am Morgen schien die Sonne. Unter Mittag war es so warm, daß er am liebsten den Rock ausgezogen hätte. In Amerika wäre man hemdsärmelig herumgelaufen, doch hier verlangte die Etikette tadellose Kleidung.

Er konnte die reizvolle Landschaft gut überblicken. Der Höhenrücken zeigte Erhebungen bis zu 200 Metern. Buchen und Eichen bildeten den Baumbestand. In den windgeschützten Tälern gedieh Hopfen. Weite Kornfelder bedeckten die Ebene. Nach London zu beherrschten Gärtnereien das Bild. Gut, daß er sein Fernglas mitgenommen hatte.

Er sah die Wagen den gewundenen Weg heranrollen, Kutschen und Staatskarossen, mit Pferden, die er gern im Stall gehabt hätte. Später, wenn seine Fabriken auf vollen Touren liefen, wollte er sich die besten Pferde anschaffen. Reitpferde sollten es nicht sein, er war zu alt, um noch reiten zu lernen. Aber heißblütige Rosse sollten seinen Wagen ziehen, den er mit besonderer Raffi-

nesse ausgestalten wollte. In diesem Wagen würde er seine Frau zum Standesamt fahren, später vielleicht seine Kinder kutschieren, damit sie frühzeitig die Welt kennenlernten.

Er empfing die Herren oberhalb des Steinbruchs wie ein König seine Gäste. Diese Rolle spielte er nicht nur, sie entsprach der Größe des Zeremoniells. Was hatten dagegen die gekrönten Häupter zu bieten: ein bißchen Feuerwerk mit harmloser Pyrotechnik. Raketen mit bunten Sternchen am Himmel, die ebensoschnell verpufften, wie sie erschienen. Er dagegen konnte Berge versetzen.

»Meine sehr geehrten Herren. Ich danke Ihnen, daß Sie den beschwerlichen Weg unternommen haben, um meine Vorführungen zu begutachten. Vor Ihnen stehen vier Kisten mit Dynamit. Die Menge würde ausreichen, um einen Felsen von der Größe eines Hauses zu sprengen. Bitte wählen Sie einige Patronen aus, an denen ich Ihnen zuerst zeigen möchte, daß sie selbst unter extremen Bedingungen nicht explodieren.«

Es fanden sich einige Herren vom Bergbau, die den Kisten sechs Patronen entnahmen und ihm überreichten. »Ich werde jetzt den Holzstoß anzünden lassen, meine Herren, und eigenhändig eine Patrone nach der anderen in die Flammen werfen. Sie werden nicht explodieren, sondern verbrennen, als wären sie aus Holz.

Unwillkürlich drängten die meisten zurück. Der Halbkreis lichtete sich. »Ich bin kein Herostrat«, rief er den Herrschaften zu. »Sie können sich auf meine Worte verlassen!«

Nur wenige kamen wieder näher heran. Die Fotografen verkrochen sich unter den schwarzen Tüchern, um jede Szene im Bild zu fixieren. Das war ihm sehr recht. Wie ein Zauberkünstler vor dem großen Auftritt hielt er die Patronen in die Luft, bevor er sie den Flammen übergab. Als die letzte verbrannt war, atmeten die Herren laut auf.

»Einige werden vielleicht sagen, wenn eine einzelne Patrone mit Dynamit harmlos verbrennt, so ist nicht garantiert, daß eine ganze Ladung denselben Bedingungen standhält. Deshalb, meine Herren, werde ich nun eine der Kisten, die Sie bestimmen sollen, auf dem zweiten Holzstoß verbrennen.«

Schweigen umgab ihn für einige Herzschräge. Schließlich traten Beherzte hervor und einigten sich auf eine der Kisten. Der Halbkreis weitete sich bis an den Rand des Steinbruchs.

»Die Gefahr, hinunterzufallen, meine Herren, ist weit aus größer, als durch mein Experiment Schaden zu nehmen.« Er hatte sich diesen Satz sparen wollen; doch die Mienen der meisten Zuschauer reizten seine Spottlust.

Das Feuer flammte auf. Das trockene, sorgfältig geschichtete Holz bot den Flammen die beste Nahrung, sie umzingelten nach wenigen Minuten die Kiste. Das Holz knisterte, krachte, die Luft fauchte, zischte, einzelne Flammen schlugen bis in die Bäume hinauf. Einige Herren flüchteten sich hinter den Abhang, andere hinter mächtige Baumstämme.

»Wären meine Arbeiter immer so vorsichtig gewesen, meine Herren, hätte es gewiß weniger Unglücke gegeben.«

Wie ein Teufelsbeschwörer kam er sich vor, doch schon sanken die Flammen in sich zusammen, die Ängstlichsten wagten sich nun am weitesten vor, betrachteten in einer Mischung von Bewunderung und Grauen die glimmenden Punkte in der Asche.

»Was aber passiert, Herr Nobel, wenn zum Beispiel eine Lokomotive auf einen Waggon auffährt, in dem sich Ihr Dynamit befindet?«

Das war ein Vertreter der Eisenbahnbau-Gesellschaft, dem sich einer vom Wege- und Wasserbau anschloß. »Das kann ebensogut auf einer Landstraße oder auf dem Wasser passieren.«

»Besonders, wenn der Kutscher einen über den Durst getrunken hat.«

Alle blickten sich nach dem Spaßvogel um. Seinem Habitus nach gehörte er zu den Journalisten. Er erntete zustimmendes Lachen, das die Atmosphäre entspannte.

»Aus diesem Grund, meine Herren, wollen wir einige Dynamitpatronen in den Steinbruch werfen. Er ist sechzig Fuß tief.«

Die Patronen torkelten hinunter, fielen auf den felsigen Grund, blieben liegen wie ein Stück Holz.

»Sie wollen uns etwas vormachen, Herr Nobel. In einem Wagen oder auf einem Schiff würden sich nicht nur einzelne Patronen befinden.«

»Gewiß nicht, deshalb wollen wir jetzt eine ganze Kiste mit Patronen in die Tiefe werfen.«

Dem Wurf der einzelnen Patronen hatten alle zugesehen, jetzt aber wichen die meisten von dem Abgrund zurück. Einige Sekunden war es totenstill. Dann trug der Schall das Krachen der Bretter die Wände des Steinbruchs hinauf. Die Kiste war zerbrochen, die Dynamitpatronen lagen verstreut herum.

»Und wer garantiert uns, Herr Nobel, daß Ihre Patronen nicht nur Attrappen sind?«

»Das ist einer von der Regierung«, flüsterte ihm jemand zu.

»Meine Herren, ich wäre ein großer Scharlatan, wenn ich Ihre kostbare Zeit und Geduld mit albernem Kunststücken verschwenden würde, und verdiente mit Recht, verlacht zu werden. Meine Gehilfen werden die Patronen aufsammeln, und ich werde sie eine nach der anderen zur Explosion bringen. Bitte überzeugen Sie sich.«

Er hatte verschiedene Gegenstände für die Sprengversuche vorbereiten lassen, eine Eichenbohle, einen großen Stein, einen schmiedeeisernen Zylinder.

»Dynamit entfaltet seine Kraft nur, wenn es gezündet wird. Dafür haben wir entsprechende Zündhütchen ent-

wickelt. Durch die Patronen ist es möglich, Sprengwirkungen ganz nach Wunsch oder Bedarf auszuführen.«

Nach jeder Detonation überzeugten sich die Herren von der Wirkung der Sprengung. Sie waren beeindruckt und sparten nicht mit anerkennenden Worten. Nach der letzten Vorführung, die mit gewaltigem Getöse ablief und bei der er vierzehn Pfund Dynamit in einem vier-einhalb Meter tiefen Bohrloch zur Explosion gebracht hatte, gratulierten ihm fast alle.

Nur Professor Frederic Abel sagte: »Mich haben Sie nicht überzeugt, Herr Nobel. Ich halte Dynamit für noch gefährlicher als Nitroglyzerin. Dementsprechend wird mein Gutachten, das ich für die Regierung schreiben werde, ausfallen.«

19

War alles Erlebte nichts anderes als ein Schattenspiel auf dem Grund des Seins, wie es Plato behauptete? Er hatte nicht mehr viel Zeit, über sein Leben nachzudenken. – Seine Kräfte schwanden, ebenso seine Hoffnung, wieder aufstehen zu können. Warum klammerte er sich an das Leben, wenn er bald die wahren Dinge in ihrem Glanz erblicken konnte?

Sohlman und seine Neffen sollten endlich kommen! Hatte Oswald mit dem Verschicken der Depeschen gezögert? Sie hatten nicht nur einmal über den Fall der Fälle gesprochen.

Fall der Fälle!

Der Gedanke, es könnte plötzlich mit ihm zu Ende gehen, trieb ihm den Schweiß auf die Stirn. Dabei fühlte er eisige Kälte, in der sein Körper erstarrte. Aber er wollte nicht sterben. Er hatte noch viel zuviel vor, er war noch nicht alt, hatte gerade erst seinen dreiundsechzigsten Geburtstag hinter sich. Wozu ließ er die Villa für Sohlmans bauen, wofür hatte er Bofors gekauft und das Herrenhaus umgestaltet, wenn er abschrammen mußte.

Er hing noch viel zu sehr am Leben, um schmerzlos Abschied nehmen zu können.

Abschied!

Niemand war da, von dem er sich hätte verabschieden können.

Die Einsamkeit hatte ihn immer gequält, um ihr zu entfliehen, war er von einem Ort zum anderen geeilt. Länger als drei Monate hielt er es nirgends aus. Immer war er auf der Flucht, gleich, ob er sich im Laboratorium, in einem Badeort, einer Fabrik, einer Gerichtsverhandlung oder einer Aktionärsversammlung befand.

Aber er war auch gern für sich, machte sich wenig aus Gesellschaften, in denen man sich traf, um die Belanglosigkeiten loszuwerden, die aus der Langeweile geboren waren. Für Banalitäten hatte er nichts übrig, er mied die Foren der Klatschsüchtigen.

Ihm fehlte ein Zuhause, eine Familie. Zu lange schon hatte er gezögert, aber er besaß nicht die Geduld, die man für einen anderen Menschen brauchte.

Das Glück fiel nicht vom Himmel.

Er war zu sehr mit seinen Plänen und Unternehmungen verheiratet.

Diese Gedanken hatten ihn beschäftigt, als er 1867 nach Schweden zurückgekehrt war, um am Familientreffen teilzunehmen.

Robert und Ludvig – beide mit Frau und Kindern – waren schon angereist.

Sie waren sich ein bißchen fremd geworden, aber als sie begannen, Erinnerungen an gemeinsam Erlebtes auszutauschen, stellte sich schnell die alte Herzlichkeit ein, die in ihren Briefen immer vorhanden gewesen war.

Robert wollte in Ludvigs Betrieb eintreten. »In Finnland ist nicht viel mit Sprengstoffen zu verdienen. Ludvig hat gute Aufträge für sein neues Gewehr. Ich glaube, das Technische liegt mir besser als das Chemische.«

Er hatte Robert als Chef der in Österreich geplanten Dynamitfabrik gewinnen wollen, aber Robert mußte

selbst wissen, für welche Tätigkeit er sich eignete. Nicht die Aussicht auf ein höheres Einkommen, sondern Eignung und Interesse garantierten Erfolg. Dabei hätte er ihn gerade zu diesem Zeitpunkt gern an seiner Seite gehabt, denn Theodor Winkler war in San Franzisko gestorben. Er hatte noch im August die Fabrikation von Dynamit in den Vereinigten Staaten in Gang gebracht und die ersten Sprengungen an der Bay-View-Eisenbahnlinie überwacht, war aber im September an Typhus erkrankt.

Theodor Winkler würde ihm sehr fehlen. Es gab wenige Menschen, die so begabt und von so edlem Charakter waren. Auf sein Wort hatte er sich verlassen können.

Gerade zu diesem Zeitpunkt traf ihn der Verlust besonders. Dittmar hatte er entlassen müssen. Dieser bestätigte sogleich seinen Verdacht. Höhnisch sagte er: »Sie werden von mir hören, Herr Nobel. Ich habe ein gutes Angebot von der anderen Seite – aus Amerika.«

Shaffner mußte hinter Dittmar stecken. Die Sache war äußerst unangenehm, denn Shaffner hatte seinen Einfluß vergrößern können. Er war geschäftsführender Direktor der Blasting Oil Company geworden.

Und er besaß die Unverschämtheit zu behaupten, er habe das Dynamit erfunden, und drohte erneut mit einem Prozeß.

Wieder mußte er Zeit und Kraft für diesen Gauner verschwenden.

Als ihn dann noch die Nachricht aus England erreichte, daß Sir Frederic Abels Gutachten sich stärker als seine Demonstration am Steinbruch bei Red Hill erwiesen hatte, überfielen ihn die Geister von Niflheim.

Ludvig bemerkte als erster seine Niedergeschlagenheit.

»Wieder eine Fabrik in die Luft geflogen?«

»Im gewissen Sinn. In England darf ich keine Fabrik errichten. Dabei hatte ich alles getan, um die Behörden zu überzeugen. Abels Ansehen ist wirkungsvoller als der

beste Sprengstoff. Er ist Direktor der Pulverfabrik zu Woolwich.«

»Du brauchst dich mir gegenüber nicht zu entschuldigen, Alfred. Ich kenne diese persönlichen Querelen zur Genüge.«

»Wer scheitert schon gern. Dabei kann ich Abel verstehen. Ihm ist mit der Schießbaumwolle etwas Ähnliches gelungen wie mir mit dem Nitroglyzerin. Schönbein hatte sie entdeckt, glaubte sie industriell verwerten zu können – ähnlich wie Sobrero das Nitroglyzerin. Schönbein kam sogar einige Schritte weiter als der Italiener, denn er überzeugte Generäle und Industrielle von der Überlegenheit der Schießbaumwolle gegenüber dem Schwarzpulver. Als aber die ersten Werke in Österreich und England durch furchtbare Explosionen zerstört wurden, ließ man die Hände davon.

Nur Sir Abel gab nicht auf. Jetzt verteidigt er seine Erfindung. Wer verträgt es schon, in so kurzer Zeit überflügelt zu werden. Wer ist bereit, seinen Ehrgeiz und sein persönliches Interesse einem anderen zu opfern.«

»Soll ich daraus schließen, daß du England aufgibst?«

»Ich werde die Insel wieder besuchen. Abel ist mächtig, aber kein Gott. Eines Tages werde ich auch in England eine Dynamitfabrik errichten, vielleicht die größte überhaupt.«

Nicht einmal zu Hause konnte er die beruflichen Probleme vergessen. Drei Viertel aller Gespräche drehten sich um Geschäfte, um Kredite, Erfindungen, Patente. Sogar Mama zeigte ein ungewöhnliches Interesse, nur merkte sie bald, daß er davon nichts mehr hören wollte.

Wurde es ihm zu bunt, flüchtete er sich zu seinen Neffen. Emanuel und Hjalmar jubelten, wenn sie auf seinem Rücken reiten oder mit ihm Verstecken spielen durften. Noch lieber zogen sie unter Mittag, wenn die Sonne über den Horizont kroch, zur kleinen Rodelbahn.

Die beiden hatten eine Ausdauer! Er hätte nie gedacht, daß Kinder so anstrengend sein konnten.

Die Vorstellung, eigene Kinder um sich zu haben, fiel ihm schwer. Doch er hörte es gern, wenn die Neffen ihn den lieben guten Onkel Alfred nannten.

Zu Hause war die Zeit wie konserviert. Der Vater schrieb und zeichnete, die Mutter befaßte sich mit literarischen Neuerscheinungen. Die spiritistischen Sitzungen besuchte sie nicht mehr.

Im Februar, seine Geschwister waren inzwischen abgereist, gab es aufregende Tage. Die Schwedische Akademie der Wissenschaften verlieh dem Vater und ihm den Letterstedtschen Preis, der für ausgezeichnete Originalarbeiten auf dem Gebiet der Kunst, Literatur oder Wissenschaft oder für wichtige Entdeckungen von praktischen Werten für die Menschheit vergeben wurde: Papa für seine Verdienste um die Anwendung des Nitroglyzerins als Sprengmittel, ihm besonders für seine Erfindung des Dynamits.

Papa sah aus, als wollte er aus dem Bett springen. Er hielt seine Hand sehr lange fest. Erst als Tränen in seine Augen traten, ließ er sie los.

»Tja, was machen wir nun?« Papa räusperte sich mehrmals. »Nehmen wir das Geld oder die goldene Medaille?«

»Fehlt es uns zur Zeit an Geld?«

Papa lachte, als wollte er etwas von sich wälzen. »Recht hat unser Alfred. Wir leisten uns die Medaille, einverstanden?« Er blickte zu Mama, die ihm zustimmte.

»Aber wer bekommt die Medaille? Wir können sie doch nicht halbieren, oder?«

»Wer danach fragt, muß sie auch behalten, Papa.« Alfreds Wangen röteten sich, als walle etwas in ihm auf. Doch er betonte seinen Entschluß. »Ich bin dauernd auf Reisen. Mama wird sie gut hüten.«

»Ein Fest wollen wir feiern!« Der Vater riß die Arme hoch. »Daß ich diese Freude noch erlebe!«

Ja, Papa sollte die Medaille behalten. Es tat ihm weh, sie ihm für einen Augenblick nicht gegönnt zu haben.

Alarik holte ihn mit seinem Schlitten ab. Man saß bequem auf der gepolsterten Bank. Aber die Pferde waren nicht die besten. Jetzt wußte er, was er Alarik im nächsten Jahr mitbringen würde.

Vinterviken war eine Augenweide. Die Gebäude und Anlagen waren gepflegt. Liedbeck hatte Wunder vollbracht.

Die verschiedenen Arbeitsgänge waren sinnvoll aufeinander abgestimmt. Apparaturen mischten die Substanzen, preßten sie in Papphülsen.

»Wir haben eine strenge Pausenordnung«, sagte Alarik. »Nach zwei Stunden werden die Arbeiter müde. Sie müssen dann zehn Minuten an die frische Luft. Außerdem ist jeder angewiesen, die Arbeit sofort abubrechen, wenn seine Konzentration nachläßt.«

»Nitroglyzerin erweitert die Blutgefäße. Ob die Konzentrationsfähigkeit dadurch beeinträchtigt wird?«

»Mit medizinischen Dingen verschone mich bitte. Ich gehe von meinen Erfahrungen aus.«

Er mußte Alarik für einige Monate nach Krümmel und dann nach Zamky holen, mit dem österreichischen Ingenieuroffizier Trauzl bekannt machen. Trauzl setzte sich für Dynamit ein. Er war aufrichtig und zuverlässig, ein guter Propagandist.

Liedbecks Frau hatte immer noch Angst, daß in Vinterviken das gleiche wie in Krümmel passieren könnte. »Ein paar Sorgenfalten verdanke ich Ihnen, Herr Nobel.«

Die Unglücke hatten ihn empfindlich gemacht. Sie bemerkte seine Verstimmung.

»Andererseits verdanken Ihnen viele Leute Arbeit und guten Lohn. Statt nach Amerika wandern die Schweden jetzt in Ihre Fabriken. Manchem fällt die Trennung von der Heimat schwer.«

»Ist man nicht da zu Hause, wo man gut arbeiten und leben kann? Ich fühle mich in Deutschland oder in Frankreich oder sonstwo wie zu Hause.«

»Weil Sie kein eigenes Zuhause haben. Alarik ist immer froh, wenn er wieder hier ist.«

»Sie sollten Alarik auf seinen nächsten Reisen begleiten. Wenn man die Welt kennenlernt, denkt man über manches anders.«

Sie sah ihn lange prüfend an. »Vielleicht haben Sie recht, noch kann ich darüber aus eigener Erfahrung nicht urteilen. Aber hier ist mir alles vertraut, die Sitten, die Sprache, die Menschen. Jeder sollte eine Heimat haben.«

Auf dieser Ebene konnten sie sich verständigen. Schweden war seine Heimat, Schweden.

Alarik schien ihr Gespräch nicht gehört zu haben. Er saß an seinem Zeichenbrett, brütete über einem neuen Mechanismus. Als er ihm die Hand auf die Schulter legte, zuckte er zusammen.

Zwischen 1867 und 1870 eroberte er mit dem Dynamit viele Märkte. Aber ihm traten Fälscher entgegen, die dynamitähnliche Produkte herstellten. In Europa wurde er mit ihnen fertig, doch die Lage in Amerika blieb für ihn undurchsichtig. Shaffner und Dittmar bereiteten ihm Schwierigkeiten, aber er wollte nicht wieder nach Amerika fahren. Es genügte ihm, daß seine Beauftragten bei San Franzisko eine neue Fabrik erbauten. Er hatte genug in Europa zu tun. Neue Gesellschaften mußte er gründen und bei Prag und bei Helsinki weitere Fabriken errichten.

Das Abteil Erster Klasse wurde sein zweiter Wohnsitz, sein »rollendes Gefängnis«. Er nutzte es zum Lesen; die Literatur interessierte ihn immer wieder: Ibsen, Tolstoi, Hugo. Zola und Maupassant mochte er nicht. Er liebte Schriftsteller, die sich aus dem Alltag erhoben.

Alle Versuche, in England Fuß zu fassen, schlugen fehl, obgleich er wiederholt Fachleuten die technischen und wirtschaftlichen Vorzüge des Dynamits gegenüber dem Schwarzpulver und der Schießbaumwolle darlegte.

Im Jahre 1869 verbot eine Parlamentsakte sogar die Einfuhr, den Verkauf und den Transport von Nitroglyzerin und nitroglyzerinhaltigen Stoffen.

Da riß ihm die Geduld.

Was verlangte er denn anderes als eine sachliche Prüfung seiner Angaben?

Er schrieb eine Eingabe an den Minister des Innern. Damit konnte er die Regierung zu einer Stellungnahme zwingen, wollte sie sich nicht Ungerechtigkeit vorwerfen lassen müssen:

»Schießbaumwolle hat viel mehr und größere Unglücksfälle verursacht als Nitroglyzerin. Fünfhundertsechzig Tonnen Dynamit sind bisher produziert, transportiert, gelagert und verwendet worden, ohne daß sich ein Unglück ereignete.

Fünfhundertsechzig Tonnen Dynamit entsprechen als Sprengstoff achtundzwanzigtausend Tonnen Schießpulver. Wenn man die Lehrzeit des Menschengeschlechts im Gebrauch dieser letzteren Substanz überblickt, sieht man, daß sie sich weniger gut benommen hat als das Dynamit.

Der ausgezeichnete Advokat der Schießbaumwolle in England und Hauptauftraggeber der Regierung in der Dynamitangelegenheit, Herr Professor Abel, hat daher die Gefährlichkeit des Dynamits übertrieben. Wenn es so gefährlich wäre, wie Sir Abel behauptet, wäre es sicher ein unglaublicher Glücksfall, daß sich bei so großen Mengen kein Unglück ereignet hat. Wäre Schießbaumwolle so sicher, dann müßte Herr Abel wohl erklären können, wieso ein vergleichsweise viel geringerer Verbrauch an Schießbaumwolle weit schwerere Unglücksfälle herbeigeführt hat. Wer erwartet, daß ein Sprengstoff ohne Verluste an Menschenleben in allgemeinen Gebrauch kommen konnte, sollte sich vor Augen führen, daß allein der Gebrauch von Feuerwaffen zum Zeitvertreib unvergleichlich mehr Unglücksfälle verursacht hat als das Dynamit, das ein großes und wertvolles Hilfs-

mittel für die Entwicklung unseres Reichtums an Bodenschätzen ist . . . »

Einige Erleichterungen für den Vertrieb von Dynamit erreichte er, aber eine Fabrik durfte er nicht bauen.

Auch in Frankreich kam er nicht voran, obgleich er einen tüchtigen Verbündeten fand, Paul Barbe, ein ausgezeichneter Geschäftsmann, ein geschickter Organisator, Betriebsdirektor und Politiker.

Soviel Intelligenz und Unternehmungslust hatte er noch bei keinem Menschen angetroffen. Allerdings schien Barbes Ehrgeiz übertrieben und sein Gewissen dehnbar wie Gummi. Soweit es um Geschäftliches ging, mochte es noch angehen, aber seine Ansichten über Krieg und Frieden konnte er nicht teilen. »Hauptsache, wir verdienen. Die Menschen schlagen sich doch gern gegenseitig die Schädel ein.«

Der französische Staat besaß ein Monopol für die Herstellung und den Verkauf von Schießpulver und Sprengstoffen. Nicht einmal die Einführung einer Tonne Dynamit für Versuchszwecke genehmigte er. Erst, als die Franzosen während des Krieges 1870/71 die Wirkung des Dynamits kennenlernten, sollte er schnellstens bei Paulilles in der Nähe von Port-Vendres in Südfrankreich nahe der spanischen Grenze eine Dynamitfabrik errichten. Aber das überließ er Paul Barbe. Denn inzwischen erhielt er eine Genehmigung zum Bau einer Dynamitfabrik in Großbritannien. Schottische Finanzleute und Bergwerksbesitzer zeichneten das Geld für die British Dynamite Company mit Sitz in Glasgow.

Es war der größte Betrag, den eine Gesellschaft bisher aufgebracht hatte. Das Aktienpaket betrug 24 000 Pfund Sterling. Damit konnte er an der Westküste von Schottland bei Ardeer die bis dahin größte Fabrik errichten.

Alarik Liedbeck eilte herbei. Er schimpfte fürchterlich auf die Einöde und weltvergessene Gegend. Als er seine Ideen jedoch umsetzen konnte, fand er sich mit der Sandwüste ab.

»Sobald eine ordentliche Wohnung fertig ist, wird meine Familie nachkommen. Im übrigen werde ich Ardeer erst aus den Händen geben, wenn der Betrieb sicher läuft.«

Versickerte das Leben mit Erinnerungen?

Vieles war ihm nicht mehr gegenwärtig, anderes trat ihm so lebendig vor Augen, als hätte es sich gerade erst ereignet. Er spürte Schmerz und Freude, wenn auch nicht mehr so unmittelbar wie früher.

Nach der Erfindung des Dynamits war sein Reichtum unglaublich schnell angewachsen. Er hätte sich zur Ruhe setzen, die Früchte seiner Arbeit genießen können.

Was hatte ihn weiter getrieben?

Auf Geld war er nicht scharf, jedenfalls nicht in dem Sinn, daß er es stapeln wollte. Auf Lobhudelei legte er keinen Wert. Der Rummel, mit dem man Louis Pasteur belästigte, war abschreckend genug, um ihn sich vom Leib zu halten. Pasteur hatte den Menschen helfen wollen, nun bestraften sie ihn dafür.

Das sollte ihm nicht passieren. Er hielt sich die Journalisten vom Leibe. Sie waren schlimmer als Läuse, gleichen den Juristen, die sich für kurzsichtige Erklärungen über kurzlebige Vorschriften viel Geld bezahlen ließen.

Nichts hielt er von langen Reden, die der Selbstdarstellung dienten. Parlamentsdebatten schienen nur dazu da zu sein, um dem Redefluß etlicher Leute Raum zu bieten.

Im Anfang war die Tat!

Er mußte tätig sein, Aktiengesellschaften gründen, Dynamitfabriken bauen und – weiterforschen. Der neue Sprengstoff war so lange der beste, solange es nicht einen besseren gab!

Chemiker und kapitalkräftige Unternehmen konnten ihm Konkurrenz machen. Tausende würden versuchen,

einen wirkungsvolleren Sprengstoff zu erfinden. Ihm blieb keine Wahl, er mußte weitermachen.

Vorerst aber kam er nicht zu einer intensiven Arbeit im Laboratorium. Neue Vorhaben im Eisenbahn- und Straßenbau, der industrielle Aufschwung überhaupt, verstärkten den Bedarf an Dynamit sprunghaft. Überall fand er offene Türen für den Bau neuer Werke: in Schlebusch bei Köln, in Spanien, in der Schweiz, in Italien, in Portugal, in Preßburg. Allein in sieben Jahren steigerten seine Fabriken die Produktion von Dynamit von 11 Tonnen auf 2050.

Ununterbrochen war er unterwegs, um an Ort und Stelle vertrauenswürdige Partner und Assistenten für die Verwaltungsposten sowie Vorarbeiter und Arbeiter für die Produktion auszusuchen, Baugelände zu erwerben, Baufirmen zu beauftragen, die Einhaltung von Sicherheitsvorschriften zu überwachen und Streitigkeiten zu schlichten, Transportprobleme zu lösen wie in England, wo sich die Eisenbahngesellschaft weigerte, Dynamit zu verfrachten.

Genugtuung erfüllte ihn beim Anblick seiner Werke; in acht Jahren konnte er siebzehn Fabriken gründen. Jede mit ortsansässigen Aktionären.

Die Aktienmehrheit besaß er selbst, außer in Norwegen, wo er sein Patent verkauft hatte, ganz am Anfang, als er dringend Geld brauchte.

Was war der Verkauf eines Patents im Vergleich zur Ausbeutung! Jedes seiner Werke brachte ein Vielfaches von dem an Dividenden, was er aus Patentverkäufen hätte erzielen können.

Außerdem blieb er so Herr seiner Erfindung. Seine Stimme entschied über Investitionen, Umbauten, Transaktionen, über die Besetzung der wichtigsten Posten, über die Entlohnung der Angestellten und Arbeiter.

Bei den hohen Gewinnen brauchte man nicht zu knausern. Die Arbeiter übten eine schwere, verantwortungsvolle und gefährliche Tätigkeit aus. Die Aktionäre

verdienten genug, sie sollten den Arbeitern die Butter nicht vom Brot nehmen. Er wollte keine Streiks oder Revolten, auch keine Hungergestalten. Wer in seinen Fabriken arbeitete, sollte sich um die Ernährung seiner Familie keine Sorgen machen müssen, sondern seine Gedanken zusammenhaben.

Er wollte auch keine Duckmäuser, sondern Menschen, die sich frei fühlten und aufgefordert, mitzudenken und mitzugestalten. Sie begriffen schnell, daß seine Worte kein leeres Wortgeklänge waren. Und viele kleinere und größere Verbesserungen verdankten die Werke den Arbeitern.

Was ihm anfangs Freude bereitet hatte, begann ihn allmählich zu ermüden. Er hatte seine Kräfte nicht geschont, sondern Raubbau mit ihnen getrieben. Sein Magen und sein Kopf verübelten ihm die Unregelmäßigkeiten, die mit weiten Reisen, den Besichtigungen, Verhandlungen, Beratungen verbunden waren. Er vertrug nicht mehr alle Speisen und mußte sich zeitweise strenger Diät unterwerfen. Oft konnte er nicht einschlafen. Dann arbeitete er bis spät in die Nacht und schlief den Schlaf des Erschöpften.

Kopfschmerz wurde sein ständiger Begleiter. Dann saß er am Schreibtisch, mit der einen Hand Briefe schreibend, mit der anderen eine eisgekühlte Kompresse gegen die Stirn drückend.

Häufiger als früher fuhr er in einen Badeort. Manchmal tat ihm eine Kur gut, doch nur selten besaß er Ausdauer genug, bis zum Ende durchzuhalten. Er kam nicht zur Ruhe, immer fühlte er sich gehetzt.

Wenn ihm der Elan fehlte, Paul Barbe trieb ihn an. Er war ein unruhiger Geist, besessen von der Sucht nach Erfolg, Einfluß, Macht. Vielleicht hätte er sich mit ihm nicht einlassen dürfen. Andererseits wäre er ohne ihn nicht so schnell vorangekommen.

Barbe konnte Menschen beeinflussen, überreden, überzeugen. Seine dunklen Augen zwangen sie in sei-

nen Bann. Die nach hinten gekämmten Haare gaben eine breite Stirn frei, die Energie und Tatkraft verriet. Mit wenigen Worten umriß er den Kern einer Sache. Er war sich der Zustimmung anderer so sicher, daß er sie nicht einmal in Zweifel zog.

»Ich weiß, was ich will. Die meisten verstehen ihre Wünsche nicht zu realisieren, ich zeige ihnen ganz einfach nur den Weg. Im übrigen, mein lieber Nobel, sollten Sie sich in Paris niederlassen. Wir haben zwar den Krieg verloren, aber Paris bleibt Paris. Sie finden in keinem anderen Land Europas eine Stadt von so zentraler Lage, in der Sie alle Fäden Ihrer Unternehmungen zusammenfassen könnten.«

Er zögerte lange. Hamburg war ihm vertraut. Er liebte die Hafenstadt, die gediegene Atmosphäre, die Nähe des Meeres und seiner Heimat. Einmal im Jahr mußte er Stockholm besuchen; mit der Mutter ihren Geburtstag feiern.

Krümmel fühlte er sich verbunden, seinem ersten Werk, das er auch nach der zweiten Explosion 1870 wieder aufgebaut hatte. Aber er war in Hamburg einsam geblieben. Vielleicht tat ihm der Wechsel gut?

Paris reizte ihn schon. Er sah die Stadt jetzt mit anderen Augen, nicht mehr so kritisch wie in seinem jugendlichen Idealismus. Wo viel Licht war, war auch viel Schatten. Durch die einflußreiche Familie Barbes würde er schnell in den höheren Gesellschaftskreisen bekannt werden. Persönlich legte er darauf zwar wenig Wert, aber für seine Geschäftsverbindungen war es vorteilhaft.

Vielleicht würde er in Paris mehr Gelegenheit haben, eine sympathische Frau kennenzulernen. In Hamburg blieb ein Ausländer sehr lange ein Fremder. Paris war weltoffener, toleranter.

Allerdings war die Regierung in Paris ihm gegenüber nicht sehr freundlich. Gleich nach dem Friedensschluß von Versailles verbot sie die Fabrikation von Dynamit und schloß die Fabrik in Paulilles. Barbes Proteste igno-

rierte sie; das staatliche Sprengstoffmonopol blieb auch der neuen Regierung eine heilige Kuh.

Die Wahl fiel ihm wirklich schwer. So wohl fühlte er sich in dem neuen deutschen Kaiserreich nicht. Zwar entwickelte sich die Wirtschaft mit Hilfe der 5 Milliarden, die Frankreich dem deutschen Sieger zahlen mußte, sehr schnell, doch der militärische Geist, dem er besonders in Berlin begegnete, beunruhigte ihn. Da mußte der vornehmste Bürger dem einfachsten Offizier Platz machen. Sogar die Bartracht schien kaiserlich verordnet zu sein. Gedenktage erinnerten an den Sieg über Frankreich und boten immer wieder Nahrung für den Chauvinismus auf beiden Seiten. »Rache für Sedan«, »Siegreich wollen wir Frankreich schlagen« – zwei Schlachtrufe statt Versöhnung.

Während er noch hin und her überlegte, rief ihn ein Telegramm Mamas nach Stockholm. Vater lag im Sterben.

Mama war sehr gefaßt. Sie saß an seiner Seite, hielt seine Hand; durfte sie nicht loslassen, sonst wurde er unruhig.

Ludvig und Robert trafen ein. Ein zufriedenes Lächeln erschien auf dem Gesicht des Vaters. Er atmete einige Male schwer, dann schlief er ein, für immer.

»Euch alle bei sich zu haben war sein letzter Wunsch«, sagte Mama.

Bis zuletzt hatte Papa an seinen Plänen gearbeitet. Er hatte einige Vorrichtungen erdacht, um mit Leim versetzte Holzspäne zu Platten zu pressen. »Jährlich fallen in unseren Sägewerken Berge von Spänen an, die man achtlos beiseite schafft oder verbrennt. Durch mein Patent könnten Tausende von Arbeitslosen ihren Unterhalt gewinnen, besonders die Saisonarbeiter, die in den langen Wintern so gut wie nichts zu essen haben.«

Mama wollte Alfred die Goldmedaille des Letterstedtschen Preises mitgeben. Aber er bestand darauf, daß sie sie behielt.

Als er ihren Rat einholte, ob er nach Paris übersiedeln sollte, blickte sie ihn traurig an. »Noch weiter weg?« Dann lächelte sie. »Hör nicht auf eine alte, eigennützige Frau. Natürlich mußt du nach Paris gehen. Die Reise wird dann etwas länger dauern. Aber das wird meinem Alfred nicht viel ausmachen.«

Ludvig und Robert bestärkten ihn ebenfalls. Sie quartierten sich gleich im voraus bei ihm ein.

Der Tod des Vaters war ihm nahegegangen, obgleich er zu erwarten gewesen und für ihn und Mama eine Erlösung war. Vater hatte seine letzten Briefe an ihn diktieren müssen. Sein Namenszug war kaum zu entziffern gewesen.

»Unser geliebter Alfred!

Dein liebevolles Telegramm haben wir bekommen, gerade als wir unseren Morgentee trinken wollten, und alle Deine Konfektüberraschungen brachte uns unser guter Liedbeck um fünf Uhr am Weihnachtsabend, der durch den Besuch des alten Ahlsell belebt wurde – der sich seit meinem Geburtstag nicht bei uns hatte sehen lassen – zur großen Freude Deiner lieben, guten Mutter, der Du eine große Freude damit gemacht hast, daß Du nicht nur an Pauline und die Kinder, sondern, was ihre Freude noch vermehrt hat, auch an Lotte Henne und ihre Kinder gedacht hast.

Mein Neujahrsgeschenk zur Verteidigung der alten Mutter Svea in ihrer jetzigen Verteidigungslosigkeit habe ich nun fast fertig und kann es als passende Neujahrsgabe zu Beginn des Jahres einliefern. Werde ja sehen, wie die Alten im Reichstag sie aufnehmen. Eine herzliche Umarmung senden Dir als letzte in diesem Jahr Deine alten Eltern, die sich darüber freuen, solche Söhne zu besitzen, die uns nur Freude und niemals Sorge machen.«

War das der beste Dank, den Kinder ihren Eltern abstaten konnten?

Er dachte lange über den Tod nach. Ging mit ihm al-

les zu Ende, oder war er ein Übergang von einem Sein in ein anderes? » . . . Ich glaube an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben . . .«, hieß es im Glaubensbekenntnis. Aber was war das ewige Leben?

Geburt und Tod waren so rätselhaft wie das Leben auf der Erde inmitten der Eiswüste des Kosmos.

Als er nach Hamburg zurückgekehrt war, entschied er sich für Barbes Vorschlag. In Paris konnte er seine Fabriken am besten koordinieren. Sein Imperium war zu groß geworden, als daß er die einzelnen Firmen ohne eine übergeordnete Leitung wirtschaften lassen konnte. Einige Gesellschaften begannen, sich gegenseitig Konkurrenz zu machen: das konnte er nicht zulassen, er hatte genug zu tun, Konkurrenten, die nicht zu seinem Imperium gehörten, wirkungsvoll zu bekämpfen.

Paris weckte Erinnerungen, schöne und schmerzliche.

»Feierlich ist das Schweigen der mitternächtlichen Stunde.

Sie befreit den gefesselten Geist,
Unser Denken nimmt höheren Flug,
Läßt des Verstandes Erkennen,
Das wohl uns enttäuscht,
Weit hinter sich
Und lockt die Seele mit wilder
Unbedächtiger Kühnheit.
Das ist die Stunde, in der unser Geist,
Nicht mehr furchtsam auf Gottes Spuren,
Seiner Gestirne Glut stürmt
Oder mit den Mysterien ringt,
Die die Werke der Schöpfung
Bis ins Kleinste umgeben.«

Welche Welt lag zwischen dem Jüngling und dem Mann!

Damals wohnte er in einem bescheidenen Hotel. Alles in ihm war Hoffnung, Sehnsucht, Erwartung.

Jetzt bezog er ein stattliches Haus in einem der vor-

nehmsten Stadtviertel, nahe dem Platz d' Etoile. In fünf Minuten erreichte er mit seinem Wagen den Park Bois de Boulogne.

Das vierstöckige Gebäude in der Avenue Malakoff grenzte an einen Garten, in dem schöne Sträucher und Bäume wuchsen. In einer Remise fanden seine Kutschen und sechs Pferde bequem Platz. Darüber wohnten der Kutscher und der Gärtner mit ihren Familien.

Die Fenster im Parterre wurden von starken Gitterstäben geschützt, die Herrschaftsräume im ersten Stock waren mit Markisen versehen. Dort empfing er seine Besucher zu internen Gesprächen. Im Stockwerk darüber lagen sein Wohn- und sein Schlafzimmer. Die anderen Räume hielt er frei für Gäste; später sollten sie seiner Frau gehören. Im Dachgeschoß wohnten die Köchin, das Zimmermädchen und sein Haushaltsvorstand.

Der Wintergarten und sein Laboratorium befanden sich in einem Seitenflügel, dem sich die Gewächshäuser anschlossen, in denen er vor allem Orchideen züchten ließ.

Er hatte es gut getroffen. Auch das Klima behagte ihm; es war milder und trockener als in Hamburg. Das Wirtschaftsleben war trotz Krieg und Bürgerkrieg wieder in Gang gekommen. Es schien, als habe der Verlust an Menschen, an Gebieten sowie der finanzielle Aderlaß dem Land nicht geschadet. Charles Garnier setzte den Bau der Oper fort. Die neue Regierung ließ alte Stadtteile modernisieren. Nichts erinnerte mehr an die Zeiten der Kommune und ihre Kämpfe gegen die Versailer.

Paris war nach wie vor eine Weltstadt, und sie wurde ihrem Rang gerecht. Man sprach davon, daß eine der nächsten Weltausstellungen wieder wie 1867 in Paris stattfinden würde, und zwar auf einer um das Doppelte größeren Ausstellungsfläche. Die Besucherzahlen aller bisherigen Weltausstellungen von London, Wien und Philadelphia wollte man übertreffen.

Der Nationalstolz der Franzosen schien ihm erträglich, denn sie waren Ausländern gegenüber tolerant. In Paris lebten viele Schweden, Russen, Polen, Deutsche, Italiener, Engländer, Amerikaner. Die internationale Atmosphäre entsprach ganz seiner Mentalität. Nur daß die Regierung seine Fabrik geschlossen hatte, wurmte ihn. Denn der Bedarf an Dynamit stieg weiter an.

Schließlich errichtete er in der Schweiz eine Fabrik, um genügend Dynamit für den Bau der St.-Gotthard-Bahn liefern zu können. Immerhin mußten 80 Tunnel durch 9 Meilen Granit gesprengt werden. Rechtzeitig gelang ihm die Gründung der Société Dynamite Nobel mit dem Werk bei Flüelen, das die lohnenden Staatsaufträge erfüllte.

Obgleich sich das Dynamit durchgesetzt hatte, hörte er immer wieder die bedauernden Worte: »Nitroglyzerin war eben doch stärker«, und für besonders hartes Gestein wurde es nach wie vor verwandt.

Jede technische Neuerung bildete ein Glied in der Kette der Entwicklung. Er mußte einen Sprengstoff erfinden, der stärker war als alle bisherigen.

Aus seinem Vorsatz, sich Zeit für Gesellschaftsabende zu nehmen, wurde nicht viel. Aber er konnte gut darauf verzichten. Dauernd mußte man sich aus bloßer Schicklichkeit verbeugen. Die meisten bewegten sich so steif, als würden sie dafür später im Himmel mit extra süßem Kuchen belohnt.

Dann verwöhnte er schon lieber seine Freunde, Geschäftspartner und Direktoren mit seiner Küche und seinem Keller. Niemand verließ sein Haus, ohne königlich bewirtet worden zu sein. Gern spielte er auch eine Partie Schach oder Billard. Für Musik fehlte ihm allerdings der Sinn, ebenso fürs Tanzen. Er bedauerte das um so mehr, als er gern mit Damen zusammen war. Einen Salonlöwen konnte er nicht abgeben.

Oberflächliche Konversation behagte ihm nicht, geistreiche Gespräche über Literatur und Philosophie hingen-

gen fesselten ihn. Hin und wieder trieb ihn seine Spottlust zu sarkastischen Bemerkungen, doch ebenso gern verschenkte er Komplimente oder Blumen; Frauen waren Aufmerksamkeiten gegenüber sehr dankbar. Gern gab er auch Geschichten zum besten.

Wenn ihn die Einsamkeit quälte, besuchte er ein Pferderennen und – wettete. Aber nicht mit zu hohen Einsätzen. Auch am Roulett setzte er nur kleine Beträge; er spielte wegen des Reizes, nicht um zu gewinnen.

Manchmal kam er sich vor wie ein wertloses Instrument des Nachdenkens, das allein in der Welt stand mit Gedanken, die so düster waren, daß sich ein anderer keine Vorstellung davon machen konnte.

Am wohlsten fühlte er sich in seinem Laboratorium. Nirgendwo verging die Zeit schneller. Und er hatte immer das Gefühl, etwas Nützliches getan zu haben, selbst wenn eine Serie von Experimenten ergebnislos verlief.

Meist war er dort nicht mehr allein. Georges Fehrenbach unterstützte ihn, ein junger Chemiker mit wachen Augen und geschickten Händen. Er strahlte Ruhe aus, setzte seine Kenntnisse rückhaltlos ein. Nur mit seiner Ausdauer haperte es, er wollte seinen Feierabend, seine Kaffeestunde, sein Wochenende.

Grundsätzlich gönnte er ihm seine Freizeit, aber wenn eine Versuchsserie lief, wollte er keine Unterbrechungen dulden. Fehrenbach jedoch war nicht so besessen. »Ich brauche in jedem Fall meine Pausen, sonst kann ich nicht mehr denken.«

Bei ihm war es anders; mit zunehmender Anspannung schärften sich seine Gedanken. Er vergaß Essen und Trinken, er dachte nicht mehr an Kopf- oder Zahnschmerzen, alles ging ihm leicht von der Hand.

Jede Unterbrechung empfand er als störend, dann konnte er so gereizt reagieren, daß seine Mitarbeiter schleunigst das Weite suchten. Doch solche Aufwallungen dauerten meist nicht länger als eine halbe Stunde.

Das Temperament seines Vaters war in ihm lebendig,

und es war besser, in dieser Stimmung den Kontakt mit anderen Menschen zu meiden: denn er litt darunter, wenn er seine Fassung verlor. Für Geschehenes gab es keinen Schwamm wie für eine Schiefertafel.

Nach einer Phase intensivster Arbeit erwachte er mit Herzbeschwerden und Atemnot wie aus einem Trancezustand. Er fühlte sich elend und niedergeschlagen. Eine unsagbare Grimmigkeit kam über ihn, reizte ihn zu bissigem Spott.

Wenn ihn ein Gang durch den Garten und die Betrachtung seiner Orchideen nicht beruhigten, nahm er sein stets griffbereites Gepäck und reiste nach Hamburg oder Ardeer oder in ein Bad.

Aber nirgendwo fühlte er sich zu Hause, nur in Stockholm, bei seiner Mutter.

Wie sollte er bei seinem Lebensstil einen Menschen finden, dem er ganz zugetan sein konnte?

Vielleicht waren seine Ansprüche zu hoch?

»Was herrscht doch für ein Gegensatz zwischen uns«, schrieb er an Edla, Ludvigs Frau. »Du bist umgeben von Liebe und Fröhlichkeit, geschäftigem, pulsierendem Leben, umsorgt und umsorgend, Zärtlichkeit empfangend und Zärtlichkeit gebend und tief in der Zufriedenheit verwurzelt. Ich dagegen treibe ohne Kompaß und Steuer wie ein nutzloses, vom Schicksal umhergeworfenes Wrack, ohne eine heitere Erinnerung an die Vergangenheit, ohne eine einzige, wenn auch trügerische, so doch schöne Illusion für die Zukunft, ohne Selbsttäuschung, die zwar ein billiges, aber bequemes Mittel zur Selbstzufriedenheit ist, ohne Familie, in der allein uns ein Fortleben in künftigen Zeiten gewährleistet wird, ohne Freunde, die das Herz erfreuen, und sogar ohne Feinde, um die üble Laune an ihnen abzureagieren – zu allem Überfluß aber mit einer Selbstkritik behaftet, die jeden Flecken in seiner unbarmherzigen Häßlichkeit aufzeigt und jede Schwäche in schattenlosem Licht bloßstellt. Ein Bild mit solchen Zügen eignet sich schlecht für ein

von Fröhlichkeit und Wohlbehagen erfülltes Heim und verdient nichts anderes, als in den Papierkorb geworfen zu werden, wo sein Platz ist.«

21

Oft wurde er gefragt: »Stimmt es, Herr Nobel, daß Sie das Dynamit einem Zufall verdanken?« Schon im Klang der Worte lag Gewißheit. Und jedesmal blickte er in ein enttäuschtes Gesicht, wenn er die Frage verneinte.

Legenden waren so schwer zu widerlegen wie der Aberglaube.

Dabei hatte er nichts gegen Zufälle. Was nicht alles in seinem Leben war Zufall?

Aber nur, wer auf den Zufall vorbereitet war, dem nützte er. Am meisten amüsierten ihn Leute, die meinten, es gäbe überhaupt keine Zufälle, alles liefe gesetzmäßig ab. Fragte er sie, ob das auch für den Floh gelte, wenn er sie in die linke statt die rechte Hinterbacke bisse, blickten sie recht sauertöpfisch.

Manche nahmen ihm scharfe Worte übel, aber er spielte gern mal den Hecht im Karpfenteich. Auch gegenüber Briefpartnern.

Es gab nicht wenige Leute, die ihn zu bissigen Antworten reizten, besonders die Wichtigtuer, die Denkmäler errichteten, statt Lebenden zu helfen, Geld dafür erbettelten, um etwas von dem Glorienschein einer bedeutenden Persönlichkeit auf sich zu lenken. Diesen konnte er nur antworten: »Meine natürliche Neigung treibt mich weniger dazu, einem Toten eine Ehre zu erweisen, weil er es nicht mehr fühlen kann und unseren marmornen Tributen gegenüber ganz gleichgültig bleibt, als vielmehr einem in Not geratenen Lebenden zu helfen.«

Er wehrte sich auch gegen Leute, die sich mit ihrer Beziehung zu ihm brüsteten. Seine Direktoren waren nicht frei davon. Als einer in seiner Festschrift eine Pho-

tographie von ihm veröffentlichen wollte, schrieb er ihm: »Sobald Sie meine Assistenten und jeden einzelnen Arbeiter auch um ihre Photographie gebeten haben, werde ich der Sammlung ein Bild meiner schweineborstigen Junggesellenschnauze beisteuern, keinesfalls früher.«

Ja, er mußte manchmal selbst über seine sarkastischen Bemerkungen lachen. Leider verstanden nicht alle Adressaten diese Art von Humor. Manche hielten ihn für einen Grobian, und das ärgerte ihn. Denn wenn jemand wirklich Mangel litt oder Hilfe für ein aussichtsreiches wirtschaftliches Unternehmen brauchte, sagte er selten nein.

Unter diesen Leuten gab es leider auch Scharlatane. Er mußte manche Enttäuschung schlucken. Einige liebten ihn nur so lange, wie sie ihn schröpfen konnten. Satte Bäuche und dankbare Herzen waren keine Zwillinge. Viele Freunde konnte man wohl nur bei den Hunden gewinnen, denen man das Fleisch anderer Geschöpfe vorwarf, und bei den Würmern, die man mit seinem eigenen Fleisch fütterte.

Es gab aber auch Leute, die nicht verstanden, daß er einem Mitmenschen half, ohne einen eigenen Vorteil oder anderweitige Zwecke damit zu verfolgen.

Nur allmählich wuchs er in die neue Rolle hinein, die mit seinem Reichtum verbunden war. Viel leichter war es ihm gefallen, die Aufgaben des Chefs zahlreicher Gesellschaften und Fabriken zu erfüllen. Er gewöhnte sich daran, eine bekannte Persönlichkeit zu sein. Aber öffentliches Auftreten war ihm nach wie vor zuwider. Wenn er nicht gerade von einem Präsidenten eingeladen war, ließ er sich verleugnen.

Schließlich hatte er Wichtigeres zu tun. Sein Beispiel hatte anderen Mut gemacht. Zahlreiche Erfinder waren am Werk, sein Dynamit zu verbessern. Und es war verbesserungswürdig. Abgesehen von der minderen Sprengkraft gegenüber dem reinen Nitroglyzerin – die

Kieselgur nahm einen Teil der Explosionswärme auf und verminderte dadurch den Druck der Explosionsgase –, bestand immer die Gefahr der Exsudation. Wurde eine Dynamitpatrone einem Druck oder der Einwirkung von Wasser ausgesetzt, dann schwitzte Nitroglycerin aus.

Schon brachten seine Konkurrenten unter dem Markenzeichen »active dope« einen Sprengstoff auf den Markt, bei dem die Ladung vollständig verbrannte und stärker wirkte. Statt Kieselgur verwandten sie als Absorptionsmittel eine Mischung aus teils kohlenstoff- und wasserstoffhaltigen, teils säurebildenden Stoffen.

Ja, er mußte sogar ein Patent erwerben, um Schritt halten zu können. Seine Landsleute Ohlson und Norrin hatten einen Sprengstoff erfunden, der aus Ammoniak und Sägespänen, pulverisierter Holzkohle und einer organischen Nitroverbindung bestand und wirkungsvoller war als Dynamit.

Trotzdem ließen diese Sprengstoffe zu wünschen übrig, denn noch waren sie alle schwächer als Nitroglycerin.

Es mußte ihm gelingen, das Dynamit zu vervollkommen. Zwar beherrschte er nach wie vor die Märkte, doch die Zeit stand nicht still. Die Chemie war eine hochentwickelte Wissenschaft geworden. Männer wie Lavoisier, Dalton, Gay-Lussac, Berzelius, Wöhler, Liebig, Mendelejew hatten zahlreiche tüchtige Chemiker herangebildet, die in vorzüglich ausgestatteten Instituten forschten und seit einiger Zeit verstärkt nach industriellen Verwertungen trachteten.

Die Forschung von heute war das Geschäft von morgen, dieser Satz fand immer mehr Beachtung auch von den chemischen Fabriken, die dank hoher Gewinne über immer mehr Kapital verfügten. Nur wer den anderen eine Nasenlänge voraus war, konnte das große Geschäft machen.

Zwei Jahre lang bemühte er sich um ein Ergebnis.

Über zweihundert Experimente, die immer mit Explosionsgefahren verbunden waren, lagen hinter ihm. Fehrenbach stöhnte, wenn wieder eine Versuchsserie erfolglos beendet worden war, er besaß mehr Geschick als Ausdauer.

Lange spukte der Gedanke in seinem Kopf, Nitroglyzerin mit Schießbaumwolle zu mischen, aber die Absorptionsfähigkeit der Schießbaumwolle ließ es nicht zu.

Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Fehrenbach war schon gegangen. Mit einiger Hast setzte Nobel die Experimente fort. Der Vollmond schien durch die Fenster, der Wind rauschte in den Bäumen. Er liebte die Elemente der Natur. Stundenlang konnte er auf das Meer blicken, das Taumeln von Schneeflocken beobachten, aufgebrochene Ackererde betrachten, dem Heulen des Sturmes lauschen.

Doch in dieser Nacht störten ihn die Geräusche. Seine Konzentration ließ merklich nach. Er hätte aufhören und ins Bett gehen müssen. Es war gefährlich, in dieser Verfassung weiter mit Sprengstoffen zu arbeiten.

Da schnitt er sich in den Finger. Wahrscheinlich hatte er eine Arterie getroffen, denn das Blut quoll heftig hervor und tropfte auf den Tisch. Er leckte den Finger ab und strich Kollodium über die Wunde. Sie brannte, und er verließ ärgerlich das Laboratorium. Diese Warnung mußte er ernst nehmen.

An Schlaf jedoch war nicht zu denken. Unruhig wälzte er sich auf dem Bett. Er beobachtete die Wolken, die in schneller Folge am Mond vorüberzogen. Aber seine Gedanken kehrten immer wieder ins Laboratorium zurück.

Kollodium war eine Äther-Alkohol-Lösung von Dinitrozellulose. Man nannte sie Kollodiumwolle, und sie war niedriger nitriert als Schießbaumwolle. Sollte das Kollodium eine höhere Absorption haben als Schießbaumwolle?

Es hielt ihn nicht mehr im Bett. Schlafen konnte er

vor Schmerzen ohnehin nicht. Fingerschmerzen gehen zum Herzen, pflegte seine Mutter zu sagen. Jetzt konnte er ein Lied davon singen. Aber was sollte er im Laboratorium mit einer Hand zuwege bringen? In einigen Stunden würde Fehrenbach kommen, ihm konnte er die Versuche überlassen.

Es war vier Uhr. Der Mond war verschwunden. Die Sterne funkelten um so heller. Er zündete eine Gaslampe an. Das Laboratorium gewährte einen seltenen Anblick; er hatte es unaufgeräumt verlassen.

Kollodiumwolle war genügend vorhanden. Seit er über reichliche Geldmittel verfügte, konnte sich sein Labor mit den am besten ausgestatteten Instituten vergleichen. Nur Alarik Liedbeck übertraf ihn an Vorsorge.

»Wer voranschreiten will, muß zumindest auf der Höhe des gegenwärtigen Standes der Technik stehen. Die Zeit ist vorbei, in der ein Priestley oder Scheele mit geringen Mitteln große Entdeckungen machen konnten.«

Warum auch sollte er geizen. Keine Bank konnte solche Zinsen zahlen, wie sie eine praktisch verwertbare Erfindung brachte. Selbst wenn von zwanzig Patenten neunzehn ungenutzt blieben, das eine wog alle Investitionen um ein Vielfaches auf.

Er nahm eine flache Glasschale, tropfte Nitroglyzerin darauf, fügte einige Gramm niedrig nitrierte Zellulose hinzu, rührte vorsichtig die Substanzen durcheinander. Eine gallertartige Masse entstand.

Ein Zufall?

Wenn seine Überlegungen stimmten, dann hatte er die zwei wirkungsvollsten Sprengmittel in einer Glasschale vereinigt, und sie mußten in dieser Kombination alles Bisherige weit übertreffen.

Als Fehrenbach das Laboratorium betrat, stand die Sonne schon am Himmel. Die Vögel im Park jubilierten, der Morgendunst, der in den Zweigen hing, löste sich auf.

»Sie sehen müde aus, Monsieur Nobel. Haben Sie schon gefrühstückt?«

»Ich bin ganz munter, Fehrenbach. Raten Sie mal, was sich hier auf der Glasschale befindet.« Er mußte sich mehrfach räuspern. Sein Hals war trocken, und der Gedanke an den Morgenkaffee belebte ihn.

Fehrenbach hob die Brauen, während er den Stoff auf dem Schälchen betrachtete. »Ist es Ihnen wirklich gelungen?« Er warf einen Blick auf die verschiedenen Substanzen, schüttelte den Kopf, als ihm Nobel seinen Finger zeigte.

»Auf das Nächstliegende kommt man häufig zuletzt. Gratuliere, Monsieur Nobel. Ich hatte die Hoffnung aufgegeben. Dabei hatten wir die Lösung vor Augen.«

»Jetzt frühstücken wir gemeinsam, Fehrenbach. So, wie ich Sie kenne, haben Sie auch noch nichts gegessen.«

Die Köchin war sichtlich erleichtert, als sie die beiden im Frühstücksraum erblickte. »Ich dachte schon, Monsieur Nobel, Sie würden heute gar nicht erscheinen.« Sie schenkte Kaffee ein. »Was haben Sie denn mit Ihrem Finger gemacht?«

»Oh, nichts weiter, Mademoiselle, nur eine kleine Erfindung.«

»Wieder so einen fürchterlichen Sprengstoff?«

»Keinesfalls, Mademoiselle, einen viel fürchterlicheren.«

Die Köchin lachte ungläubig. »Bon appetit, die Herren.« Mit einem charmanten Knicks verließ sie den Raum.

»Das ist nur der Anfang, Fehrenbach.«

»Davon bin ich überzeugt. Der Lachs ist übrigens vorzüglich.«

»Ich ziehe Kaviar vor, den roten . . . Die Eier vom Stör sind mir zu klein.«

»Haben Sie schon einen Plan, womit wir anfangen?« Fehrenbach schälte eine Banane. »Obst paßt gut zum Fisch.«

Alfred klingelte. Die Köchin schickte das Mädchen.

»Bringen Sie uns bitte eine Flasche Champagner.«

Er stieß mit Fehrenbach an.

»Wir werden zuerst die Sprengwirkung verschiedener Mischungen ausprobieren, bis wir einige ideale Zusammensetzungen gefunden haben.«

»Hauptsache, wir fliegen dabei nicht in die Luft.«

Sie konnten die Zeit kaum abwarten, bis sie auf dem Versuchsgelände ankamen. Als sie gerade in Deckung gehen wollten, kam Barbe angefahren. »Ihr wollt mich wohl ausbooten? Ich will auch etwas davon haben.«

»Nur ein Probeschuß, mein lieber Paul. Aber wenn du einmal hier bist, dann sollst du auch die Lunte anzünden.«

»Erst meine Zigarre und dann die Lunte.«

Der Sprengsatz detonierte mit unglaublicher Wucht. Fehrenbach war blaß geworden, Barbe hatte die Zigarre aus dem Mund fallen lassen. Fehrenbach blickte kopfschüttelnd auf die herumgeschleuderten Steinbrocken. »Schrecklich, wenn dieses Mittel eines Tages in einem Krieg angewandt würde.«

»Ich dachte, mir zerreißt es die Lunge«, schnaufte Barbe.

Nobel war vom Erfolg wie berauscht. Er fühlte sich herausgefordert und sagte: »Erfindungen lassen sich nicht rückgängig machen. Sie dienen guten Zwecken. Wer sie mißbraucht, muß bestraft werden.«

»Was heißt Mißbrauch?« Barbe zündete sich eine neue Zigarre an. »Wir sind nicht verantwortlich, wenn Idioten Krieg führen. – Wir verkaufen unsere Produkte; was andere damit machen, geht nicht auf unser Konto.«

»Streiten wir nicht um des Kaisers Bart, statt uns über den neuen Sprengstoff zu freuen.« Nobel war unzufrieden. »Die Nitrogelatine ist noch nicht produktionsreif. Wir wissen nur, wie sie gemacht wird und wirkt. Wollen Sie an der Entwicklung nicht mitarbeiten?« Er blickte Fehrenbach forschend an.

»Vielleicht sollten wir eine Klausel finden, die verbietet, Nitrogelatine für Kriegszwecke zu verwenden.«

»Ganz unmöglich«, rief Barbe. »Erstens werden andere diesen Sprengstoff nachmachen, und zweitens werden sie ihn den Machthabern verkaufen. Wollen wir uns das Geschäft verderben? – Natürlich nicht!«

»So ist die Welt, leider. Wir haben keine Wahl. Aber der Tag wird kommen, an dem wir Sprengstoffe haben werden, die kein Mensch anzuwenden wagen wird.«

»Das ist ein guter Gedanke, nicht wahr, Fehrenbach.« Barbe legte seinen Arm um dessen Schulter. »Und jetzt komme ich mit einer Überraschung, nein, mit zwei Überraschungen.« Er legte eine wirkungsvolle Pause ein. »Erstens wird unsere Fabrik in Paulilles ab sofort wieder produzieren können. Ich habe die Regierung herumgekriegt. Zweitens habe ich ein Menü bestellt. Sie werden es Ihr ganzes Leben nicht vergessen.« Er schnalzte genußvoll. »Wir werden Weine trinken, deren Aroma mit nichts zu vergleichen ist. Mit diesen Tropfen wollen wir die Erfindung des stärksten Pulvers der Welt begießen. Voilà, Messieurs!«

Er hatte das Menü *Bénédictine* bestellt. »Uns erwartet ein Hirschbraten mit glasierten Kastanien, gefüllten Äpfeln und Pfifferlingen. Zuvor aber wollen wir die Markbrühe auf Mailänder Art genießen.«

Die mit Preiselbeeren gefüllten Äpfel erinnerten Nobel an Schweden. Ihnen folgte der Eisbecher *Bénédictine*. Obgleich Nobels Magen oft sehr empfindlich auf üppige Mahlzeiten reagierte, fühlte er sich am nächsten Tag wohl. Auch Fehrenbach begann pünktlich und munter seine Arbeit.

»Ich habe in der Nacht noch mein Testament abgefaßt«, sagte er mit sarkastischem Unterton. »Ein Pulverfaß ist nichts gegen dieses Teufelszeug.«

»Wir werden damit schon fertig werden, Fehrenbach. Im übrigen müssen wir uns darauf einrichten, die Laborversuche später in einem anderen Betrieb fortzusetzen.

Was halten Sie von einem Ausflug ans Mittelmeer? Wir fahren mit der Bahn bis Marseille, dann mit dem Schiff über den Golf du Lion bis Port-Vendres. Von dort nach Paulilles ist es ein Katzensprung. Wir können einen Abstecher nach Spanien machen, in den Pyrenäen herumspazieren, ein bißchen von der Welt kennenlernen.«

»Ich werde Sie beim Wort nehmen, Monsieur Nobel. Die Ausflüge werden zugunsten der Arbeit nicht vernachlässigt.«

»Was ich verspreche, pflege ich zu halten. Liedbeck wird uns unterstützen. In zwei Monaten soll er kommen. Bis dahin müssen wir fertig sein.«

Jetzt, wo sie das Geheimnis kannten, gingen ihnen die Experimente gut von der Hand. Sie arbeiteten wieder nach dem Näherungsverfahren und fanden nach zweihundert Versuchen die idealen Zusammensetzungen. Je nach dem Gehalt an Nitrozellulose – zwischen 7% bis 2,5% – erhielten sie Nitrogelatine in fester, steifer, plastischer und halbflüssiger Konsistenz. Letztere eignete sich am besten als Grundmasse für die Herstellung verschiedener Sprengstoffe, die sich durch ihren Gehalt an Salpeter und kohlenstoff- oder kohlenwasserstoffhaltigen Stoffen unterschieden.

Diese Differenzierungen waren wichtig, um den Sprengstoff je nach der Beschaffenheit des Gesteins einsetzen zu können. Sie nannten die Substanzen: Extradynamit, Gelignite, Gelatinedynamit und Sprenggelatine.

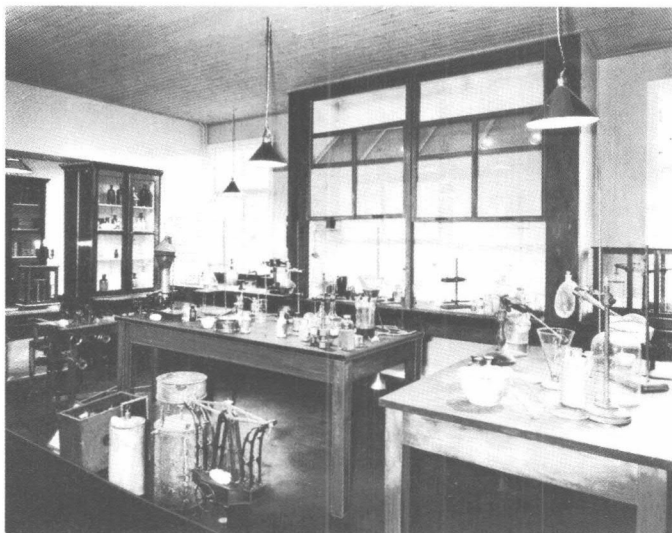
Der stärkste Sprengstoff war die reine Sprenggelatine mit einem Gehalt von 7% Nitrozellulose. Er übertraf die Kraft des Nitroglyzerins, war weitgehend unempfindlich gegen Stoß, Schlag und Feuer. Auch konnte er für Sprengungen unter Wasser ohne besondere Vorkehrungen benutzt werden.

Paul Barbe ersparte sich dieses Mal jede Drängelei. Er bewunderte die Ergebnisse, strahlte vor Unternehmungslust, stolz darauf, daß die erste großtechnische Anlage in Paulilles entstehen sollte. »Ich bin vor allem



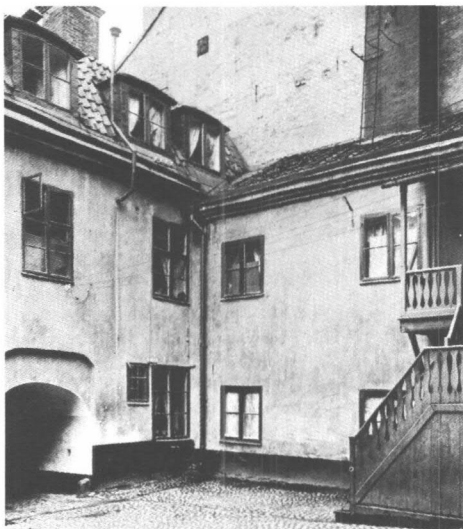
Alfred Nobel im Alter von 30 Jahren
und im Alter von 47 Jahren





Alfred Nobels Laboratorium in Björkborn (Schweden)
 Alfred Nobels Arbeitszimmer in San Remo (Italien)





Das Geburtshaus A. Nobels, Stockholm, Norrlandsgatan 9
A. Nobels Haus in Paris, Avenue Malakoff





Ragnar Sohlman, Assistent
und Testamentsvollstrecker
A. Nobels

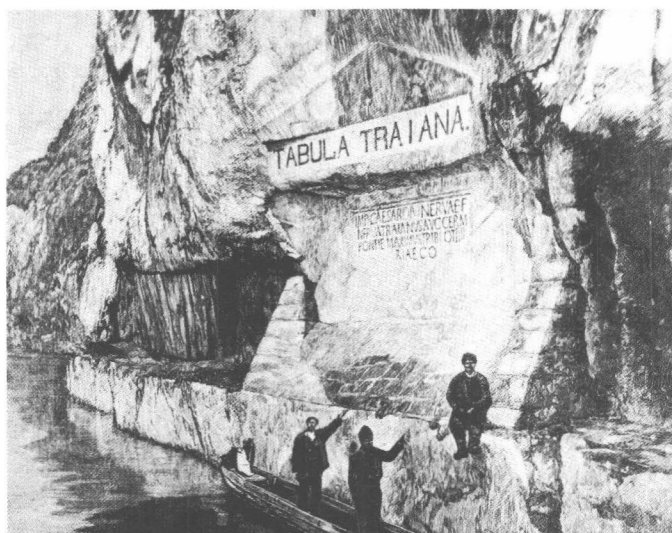
Georges P. Fehrenbach,
Assistent Nobels in Paris



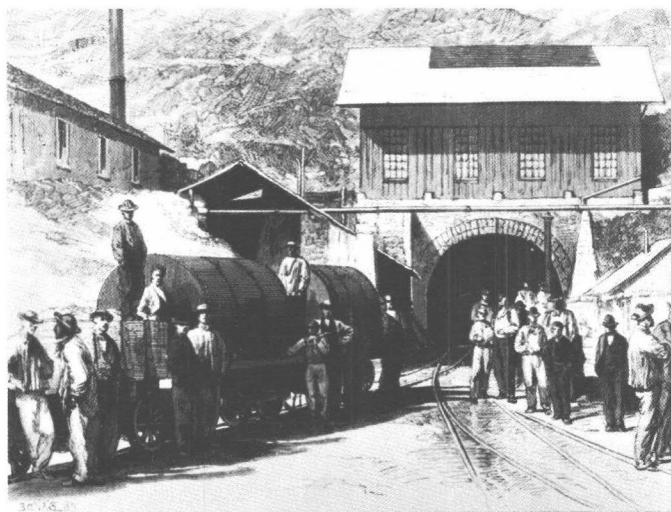
Alarik Liedbeck, Jugendfreund
und Mitarbeiter A. Nobels

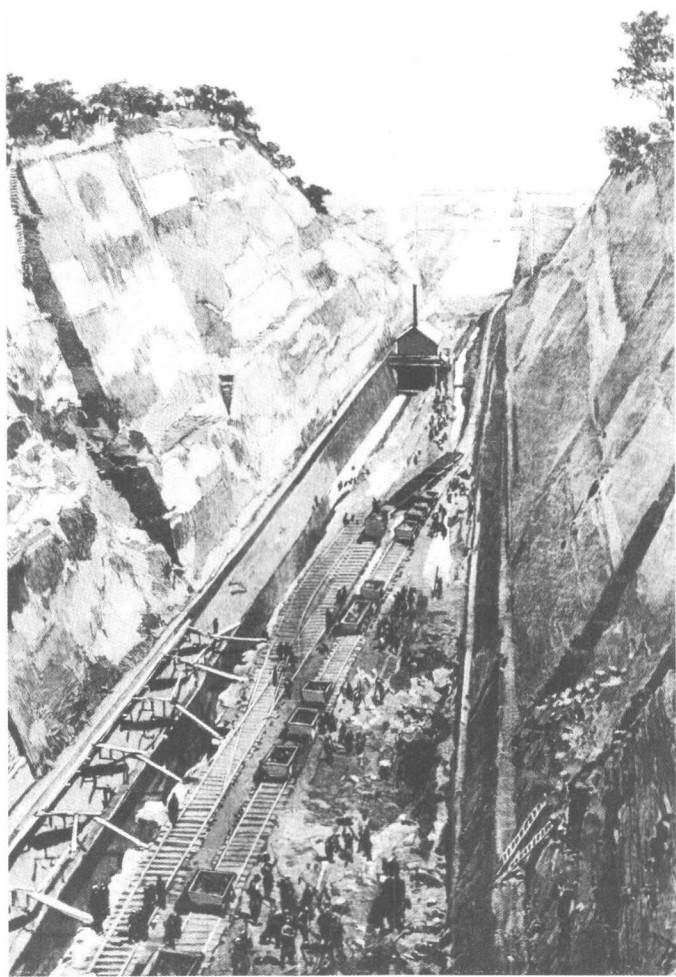
Paul Barbe, Geschäftspartner
Nobels in Paris





Das »Eiserne Tor« der Donau nach der Sprengung
Eröffnung des St. Gotthard-Tunnels



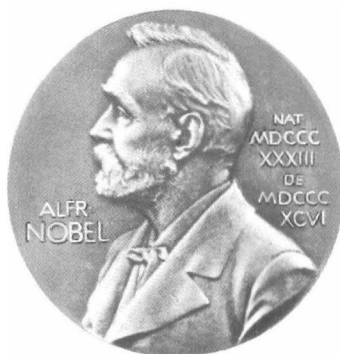


Sprengungsarbeiten am Kanal von Korinth

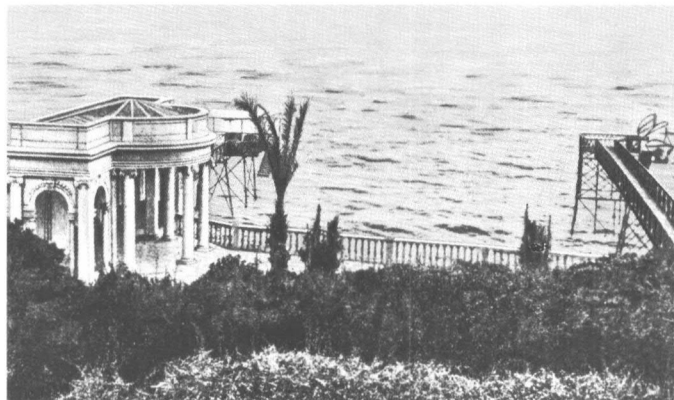


Ascanio Sobrero, der Entdecker des Nitroglyzerins
Bertha von Suttner, geborene Kinsky





Die Medaillen, die mit den verschiedenen Preisen verliehen werden. Auf der einen Seite befindet sich das Porträt von A. Nobel, auf den Rückseiten die Symbole für Medizin, Chemie, Physik, Literatur, Frieden.



Seebrücke A. Nobels in San Remo für Experimente mit
Geschossen

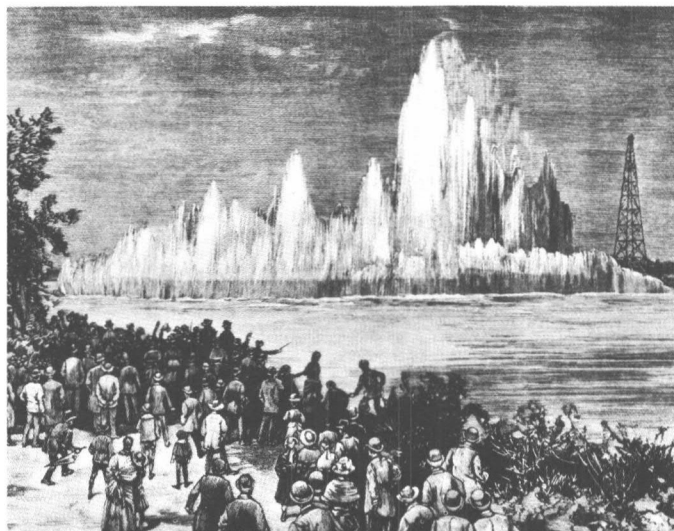
A. Nobels Arbeitszimmer in Paris. Hier unterschrieb er sein
Testament.



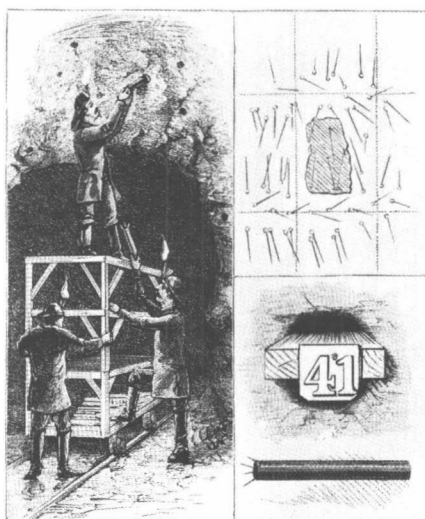


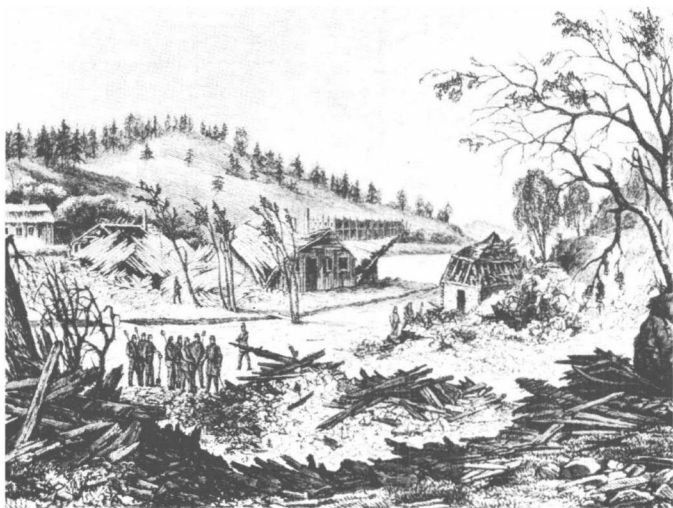
A. Nobels Jacht aus Aluminium auf dem Genfer See
Villa A. Nobels in San Remo (Italien)



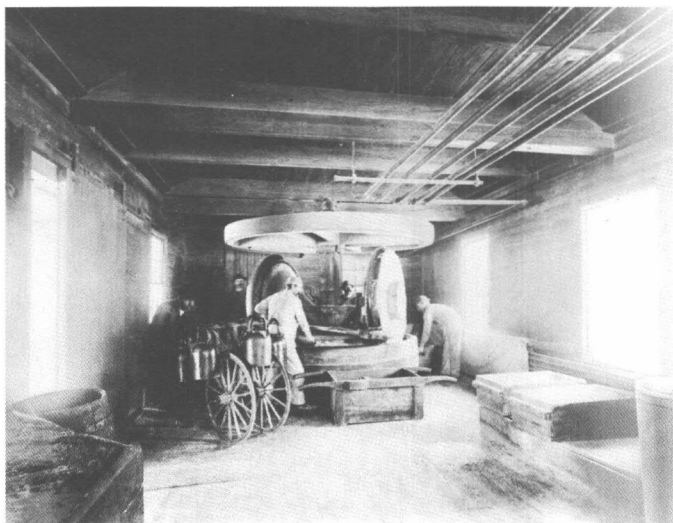


Sprengung des Hellgate-Rivs im East River
vor New York, 1885
Füllen der Bohrlöcher mit Dynamit-Patronen





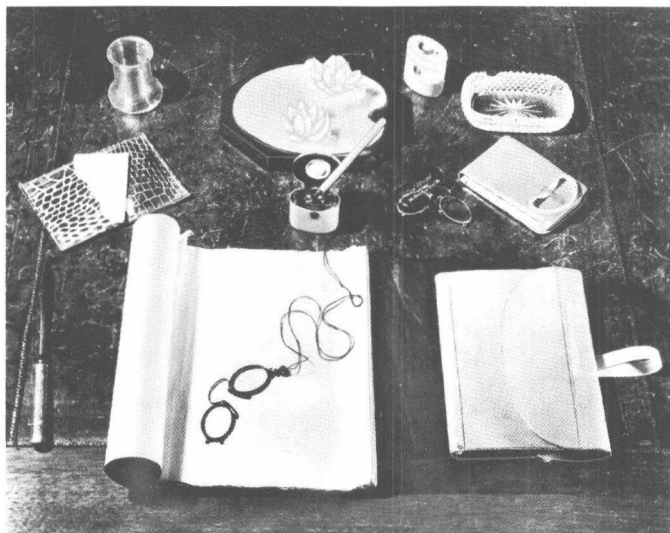
Die erste Nitroglyzerin-Fabrik der Welt in Vinterviken
nach der Explosion 1868
Herstellung von Dynamit im »Mixing House« um 1895



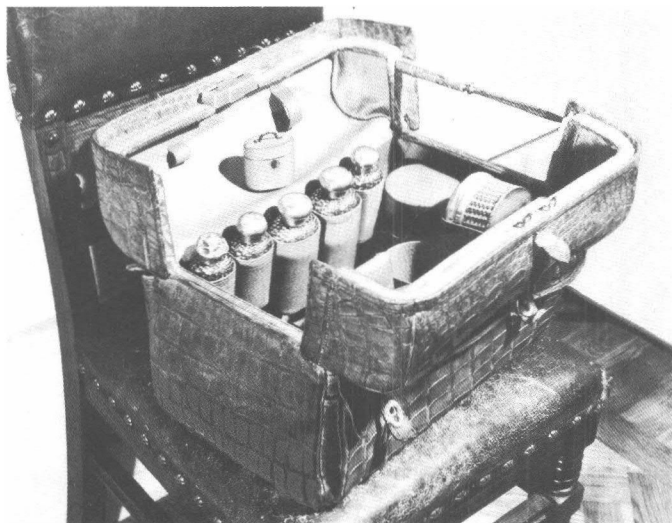


Wintergarten A. Nobels in Paris
A. Nobels Laboratorium in San Remo (Italien)





Schreibtischutensilien Nobels und
Reisetasche Nobels





Alfred Nobel im Alter von 60 Jahren





Immanuel Nobel (Alfred Nobels Vater)
Andrietta Nobel, geborene Ahlsell (Alfred Nobels Mutter)



Geschäftsmann, ich werde einen Reklamefeldzug führen, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat.«

Für die Tunnelarbeiten der St.-Gotthardt Bahn wurde fast nur Sprenggelatine eingesetzt. Die großtechnischen Versuche in Paulilles waren erfolgreich verlaufen, und Liedbeck hatte die Werkzeuge und Apparate konstruiert, mit denen der neue Sprengstoff in ausreichender Menge produziert werden konnte.

Die Sprenggelatine war zwar teurer als Dynamit, dennoch sparte man durch ihre größere Wirksamkeit Geld. Bald wurden die neuen Sprengstoffe auch in Frankreich und Italien verwendet, nur England lehnte sie ab, obgleich sogar sein Gegner, Professor Abel, öffentlich erklärte, daß Nobels Sprenggelatine in jeder Hinsicht das vollkommenste Sprengmittel wäre.

Aber jetzt konnte er es sich leisten, in Ruhe abzuwarten. Er war unglaublich reich und unglaublich einsam.

Die Hälfte seines Lebens lag hinter ihm. Er wollte nicht mehr allein sein. Ihn erfaßte eine nie gekannte Sehnsucht nach einer Frau, die er lieben konnte.

III

22

Bertha Kinsky von Chinic und Tettau verließ traurig und zornig zugleich Schloß Harmannsdorf. Baron von Suttner hatte sie tief verletzt. Nie wieder würde sie dieses Haus betreten, in dem man ihr zu deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß sie einer verarmten Familie angehörte und keinen Anspruch auf eine standesgemäße Heirat, trotz adliger Abstammung, besitze.

Gefühle ließen sich nicht zähmen wie Pferde oder Stiere. Warum sollte sie sich nicht zu ihrer Liebe bekennen dürfen? Sie konnte ihren Lebensunterhalt auch ohne Mitgift bestreiten, das hatte sie den Suttners jahrelang bewiesen, indem sie ihren Kindern Manieren und Sprachen beibrachte.

Sie hatte sich gegen Arthur von Suttners Liebeserklärungen gewehrt. Er war nicht nur sieben Jahre jünger als sie, auch die Bedeutung von Standes- oder Besitzunterschieden war ihr bewußt. Doch sie war nicht aus Stein. Sie liebte Arthur. Der einzige Vorwurf, den sie sich machte, war, sich nicht früher zurückgezogen zu haben. Als sie sich über ihre Gefühle klar geworden war, war es zu spät. Ihr hatte die Kraft zu diesem Schritt gefehlt. Andererseits sah sie ebensowenig wie Arthur ein, daß sie auf ihr Glück verzichten sollten. Der Gedanke, Arthur zu verlassen, war ihr unerträglich.

Allerdings hätte sie die Reaktion der Familie voraussehen und sich die Demütigung ersparen müssen. Blind war sie gewesen, blind vor Liebe. Dabei fühlte sie sich den Suttners durchaus ebenbürtig. Aber Bildung und

Schönheit zählten bei ihnen nur, wenn sie mit Geld verbunden waren. Wäre Arthur doch auch von dem Dünkel seiner Familie angesteckt gewesen! Dann wäre seine Leidenschaft nicht erwacht.

Sie konnte in jeden Spiegel blicken. Auf Bällen oder Gesellschaftsabenden konnte sie Körbe voll Komplimenten einsammeln, ohne dafür kokettieren zu müssen. Manche warfen ihr Stolz vor, weil sie ihre Zurückhaltung nicht verstanden. Es lag ihr nicht, Männer mit Blicken und Gesten zu fangen. Einige mieden sie auch, weil sie ihnen zu klug und schlagfertig erschien.

Sie lief den Parkweg entlang, überquerte eine Brücke, sah das Grün der jungen Blätter wie durch einen Schleier. Warum schien die Sonne? Regnen sollte es, stürmen; Blitze und Donner wünschte sie herbei. Sie schwankte zwischen Weinen und Lachen, einem bitteren Lachen.

Ihre Zukunft lag vor ihr wie eine nebelgraue Wand. Ihre Ersparnisse würden zwar eine Zeitlang ausreichen, doch im Alter von dreiunddreißig Jahren war sie, obgleich jünger aussehend, längst aus dem Alter heraus, in dem Mädchen verheiratet wurden.

Sie trauerte dem nicht nach, denn sie empfand das Verheiratetwerden als demütigend. Der Mensch war kein Kalkulationsobjekt verwandtschaftlicher oder kommerzieller Interessen. Sie wollte aus Liebe heiraten, nur aus Liebe. Sie hatte frühzeitig gemerkt, daß die meisten Männer zuerst nach der Mitgift fragten, ganz abgesehen von den Eltern, die geradezu nach einem Vermögensgewinn gierten. In diesem Punkt war sie so empfindlich geworden, daß sie lieber allein durchs Leben ziehen wollte, als eine für sie unwürdige Ehe einzugehen.

Vielleicht liebte sie Arthur auch deshalb, weil seine Gefühle und Gedanken frei waren. Nie hatte es zwischen ihnen eine Rolle gespielt, daß sie eine Angestellte des Hauses war. Für ihn war sie stets eine Gleichgestellte, anfangs seine Schwester, später seine Freundin

und schließlich seine Geliebte. Er bewunderte sie, respektierte ihre geistige Überlegenheit, ohne sich dabei minderwertig zu fühlen. Sein Verhältnis zu Frauen unterschied sich sehr von dem der meisten Männer; für ihn waren sie gleichberechtigte Wesen, nicht dem Manne untertan.

Nie wieder würde sie einem Mann begegnen, den sie so achten und lieben können würde wie Arthur. Der Altersunterschied, der sie zuerst belastet hatte, war für ihre Liebe ohne Bedeutung. »Was zählen schon die Jahre, Bertha. Die Frauen werden ohnehin älter als die Männer. Da sehe ich gar nicht ein, warum sie so lange Witwe sein sollen.«

»Viele Menschen denken darüber anders«, hatte sie eingewandt.

»Aber geh, wir wollen uns doch nicht einem Urteil unterwerfen, das wider die Natur ist. Unser Leben ist unser Leben und nicht das der anderen.«

Nun rannte sie in ihrer trostlosen Einsamkeit in ein Hotel, verwünschte den Frühling und die Pracht der Blumen. Nach dem letzten Auftritt mit Baron von Suttner glaubte sie nicht mehr daran, daß Arthur gegen die Macht der Konvention etwas tun können würde. Die Drohung, ihn zu enterben und auszustoßen, mußte auch den edelgesinntesten Mann umstimmen. Er würde ihr noch ein paar Briefe schreiben, seine Liebe beteuern, seinen Willen, sich nicht unterkriegen zu lassen, bekunden, aber allmählich würde seine Kraft schwächer werden. Man sah sich nicht mehr, man sprach nicht mehr miteinander, die Liebe erhielt keine Nahrung, sie erlosch wie ein Feuer ohne Holz. Übrigbleiben würde die Erinnerung an eine schmerzvoll schöne Zeit, und auch diese würde überwuchert werden von neuen Erlebnissen und allmählich verblassen.

Sie putzte sich die Nase, trocknete die Augen, blickte in einen Handspiegel, legte etwas Puder auf ihre geröteten Wangen, bevor sie entschlossen den Park verließ

und ein Zimmer mietete, von dem sie über die Baumwipfel hinweg die Türme des Schlosses Harmannsdorf sehen konnte. Durch den ständigen Anblick wollte sie ihren Haß auf die Sippschaft schüren, um ihren Schmerz zu betäuben und sich alle Hoffnungen aus der Seele zu brennen.

Nach einigen Tagen merkte sie, daß sie sich mit dem Wüten gegen sich selbst schadete. Ihr Magen rebellierte gegen ihre Fastenkur, ihre glatte Haut wurde grau, die ersten zarten Falten um Mund und Augen vertieften sich.

Das war kein Leben mehr. Zum Dahinvegetieren war sie zu jung. Sie wollte tätig sein, etwas bewirken, verändern. Diese Männergesellschaft war ihr zuwider. Aber eine Frauengesellschaft wollte sie auch nicht.

Gott hatte Mann und Frau geschaffen, daß sie ein Leib und Blut waren, und nicht, daß ein Geschlecht das andere unterjochte. Alles wollten die Männer bestimmen, da lag der Hase im Pfeffer. Und was dabei herauskam, war schlimm genug: Herrschsucht, Machtgelüste und Kriege, in denen sie sich gegenseitig umbrachten oder zu Krüppeln verunstalteten.

Sollten die Frauen dafür Kinder gebären? Wahrscheinlich wären die Männer weniger kampfeslüstern, wenn sie außer der Lust zum Zeugen auch den Schmerz der Geburt kennen würden. Aber der Mühe, sich in die Seele einer Frau hineinzudenken, unterzogen sie sich nicht.

Im Restaurant bestellte sie sich einen erlesenen Wein und ein herzhaftes Menü. Ich werde nicht versauern, sagte sie sich. Mit ihren Kenntnissen würde sie überall eine passende Stellung finden. Leider waren Frauen auch darin enge Grenzen gesetzt, aber sie würde schon etwas ermitteln, was ihrer Bildung und ihren Ansprüchen entsprach.

Nach den ersten Schlucken des edlen Getränks fühlte sie sich leichter. Nicht alles war so schwer, wie es er-

schien. Sie griff nach einer Zeitung, las die Stellenangebote durch. Die Texte glichen sich, aber einer fiel ihr wegen seiner Originalität auf.

»Ein sehr reicher, hochgebildeter, älterer Herr, der in Paris lebt, sucht eine sprachkundige Dame, gleichfalls gesetzten Alters, als Sekretärin und zur Oberaufsicht des Haushalts.«

Diese Annonce las sie zwei- und dreimal. Sie gefiel ihr immer besser. Warum sollte sie es nicht einmal als Sekretärin versuchen? Hochgebildet war gut, reich, das interessierte sie weniger, jedenfalls würde er sie ordentlich entlohnen können. Oberaufsicht des Haushalts – das klang ein bißchen wie »suche Hausfrau« oder auch »Hausdame«. Immerhin, es reizte sie, diesem Herrn zu schreiben! Paris war jedenfalls ein besserer Ort als Harmannsdorf.

Sie sprach drei Fremdsprachen, vielleicht reichte das dem anspruchsvollen Herrn. Aber durfte sie sich als Dame gesetzten Alters verstehen? Vielleicht war der Herr um die sechzig. Dann hielt er sie bestimmt für zu jung.

Das Essen wurde aufgetragen. Die würzige Suppe, das Backendl, die Zuckererbsen und die Herzoginkartoffeln waren ein Hochgenuß; das Dessert, Eis mit Schlagobers und Erdbeeren, vortrefflich. Man aß nicht nur im Schloß Harmannsdorf gut, sie konnte sich selbst Vorzügliches leisten. Mit einem Mokka und einem Zuckerl beendete sie die Mahlzeit.

Das Leben war doch schön. Man konnte nicht alles haben, was man wollte.

Trotz des kleinen Rausches ging sie aufrecht und sicher in ihr Zimmer. Sie warf sich aufs Bett, sortierte die Briefe, die Arthur ihr geschickt hatte, entschloß sich, endlich einen zu öffnen.

Immer diese Liebesschwüre! Er gab sie nicht auf, doch was sollte er machen? Er war im Reichtum aufgewachsen. Einen Beruf hatte er nicht gelernt. Wie sollte er eine Familie ernähren? Er wollte Bücher schreiben, Ro-

mane, Schauspiele, aber davon ließ sich nicht leben, wenigstens in den ersten zehn Jahren nicht.

Seine Ratlosigkeit regte sie auf. Irgendwie wären sie schon durchgekommen, denn sie konnte mitverdienen. Warum setzte er nicht alles auf eine Karte? War seine Liebe so schwach, daß sie ohne familiären Rückhalt zerbrechen mußte? Sie wäre ihm gefolgt, wenn er sie zu einem selbständigen Leben aufgefordert hätte.

Aber in diesem Sinn wollte sie ihm nicht antworten. Wenn er nicht von selbst darauf kam, daß sie alles hinter sich lassen konnten, mußte sie sich abfinden.

Am nächsten Tag kündigte sie das Zimmer, reiste nach Wien. Fast jeden Tag bekam sie einen Brief von Arthur. Er hielt zu ihr, er quälte sich, aber das entscheidende Wort fehlte. Überraschend schnell erhielt sie eine Antwort aus Paris. Der Absender machte sie stutzig. Alfred Nobel, Zivilingenieur. Wo hatte sie diesen Namen schon gehört? War er nicht mit dem Skandal um die Sprengstoffkatastrophen verbunden?

Sie überflog die Zeilen, die sie auf eine merkwürdige Art berührten. Er schrieb intelligent, witzig und aufrichtig, aber über allem lag ein Hauch von Melancholie und Spott, als wollte er damit eine tiefe Traurigkeit überdecken. Seine Selbstdarstellung unterstrich diesen Eindruck.

»Bin Misanthrop und doch äußerst wohlwollend, es sind eine Menge Schrauben bei mir los, und ich bin Überidealist, eine Art untalentierter Rydberg, verdaue Philosophie besser als Essen. Meine Ansprüche sind schrecklich: ausgezeichnetes Englisch, Französisch, Deutsch und Schwedisch, Stenographie, Fertigkeit in der Benutzung der Remingtonschen Schreibmaschine, aber ich gehöre nicht zu denen, die Unmögliches verlangen, und wenn mir jemand sympathisch ist, lasse ich verschiedene meiner Ansprüche wie ein Kartenhaus zusammenfallen.«

Witz und Humor schien Herr Nobel zu haben. Von

Johannes Victor Rydberg kannte sie nur den Namen, aber sie konnte sich informieren.

»Er ist ein in Schweden berühmter Schriftsteller«, erklärte ihr ein Universitätsprofessor, »aber durchaus auch im Ausland bekannt wegen seiner liberalen und dem Humanismus verpflichteten Anschauungen. Er hat Erzählungen und historische Romane geschrieben, über das schwedische Mittelalter und über die letzten Athener, so heißt wohl auch einer seiner Buchtitel. Er setzt sich für die Reinheit der schwedischen Sprache ein, befaßt sich auch mit Kunstgeschichte und Ästhetik. Seine Gedichte sind der Gedankenlyrik zuzuordnen; er strebt nach sozialer Gerechtigkeit und Toleranz Andersdenkenden gegenüber. Umstritten ist allerdings seine Schrift ›Bibelnns lära om Kristus‹, in der er nachzuweisen versucht, daß Christi Gottheit in der Bibel keine Stütze fände. Tja, das ist wohl das wichtigste, was über den Schweden Victor Rydberg vorerst zu sagen ist, Komtesse.«

Der Professor geleitete sie hinaus. »Ja, und noch etwas«, fügte er hinzu, »Rydberg wurde beeinflusst von der deutschen idealistischen Philosophie und Dichtung, besonders von Goethe.«

Er reichte ihr die Hand.

So ähnlich wie den Professor stellte sie sich Herrn Nobel vor. Seine Traurigkeit mochte daher rühren, daß er seine Frau verloren hatte und sich als Witwer verlassen vorkam. Je älter er ist, um so besser, dachte sie, dann war das Angebot unverfänglich.

Ihr Herz war noch nicht frei, es hing trotz aller Enttäuschungen an Arthur.

»Die Zeit heilt alle Wunden«, tröstete sie ein Bekannter. Im Augenblick aber fühlte sie den Schmerz noch viel zu heftig – und jeder Brief Arthurs verstärkte ihn –, um sich mit der Trennung abfinden zu können.

»Das wird anders werden, Bertha, wenn tausend Kilometer zwischen dir und Arthur liegen. Da dir Herr No-

bel sympathisch vorkommt, solltest du auf sein Angebot eingehen. Auch ältere Herren haben ihre Reize.«

»Ich werde die Stellung antreten.« Sie erhob sich. Jetzt wünschte sie, daß Herr Nobel ihre Bewerbung annahm, auch wenn sie nicht in allem so perfekt war, wie er es sich vorstellte. Aber sie wollte ihn auch nicht im unklaren lassen, daß sie selbständig und eigenwillig war.

Seine Antwort befriedigte sie sehr. »Eigensinnige Menschen schätze ich wenig, eigenwillige um so mehr. Es gibt Bereiche, in denen ich allein zu bestimmen haben werde, aber in dem, was Ihnen, Komtesse, anvertraut sein wird, werden Sie wie ein absoluter Herrscher regieren. Mein Arbeitsgebiet ist so umfassend, daß ich stets bemüht bin, mich persönlich nur um die Sachen zu kümmern, die ohne mich nicht gehen würden. Alles andere muß ich mir vom Halse halten, um den Überblick zu behalten, um forschen zu können und nicht in einem Ozean von Verpflichtungen unterzugehen.

Wenn ich einen Menschen anstelle, dann nur, wenn er mir etwas von dem abnimmt, was mir Zeit und Kraft raubt. Sie mögen das vielleicht für anmaßend halten, aber bei meinen Unternehmungen gibt es keine andere Wahl für mich.

Trotzdem bin ich ein Mensch, und ich achte jeden Menschen, gleich, ob er ein einfacher Arbeiter oder ein Gelehrter ist. Ich schreibe so eindeutig, denn mein Grundsatz lautet: Man kann nur mit Menschen gut zusammen arbeiten und leben, wenn von vornherein Offenheit und Vertrauen vorhanden sind.

Ich würde mich glücklich schätzen, verehrte Komtesse, wenn Sie mich verstehen und meine Vorstellungen respektieren könnten. Ihre Briefe machen mir den Mut, Sie nach Paris einzuladen. Teilen Sie mir bitte Ihre Ankunft mit. Ich werde Sie persönlich vom Bahnhof abholen. Ihr aufrichtig ergebener Alfred Nobel.«

Der Mann faszinierte sie. Er schien einen geraden Charakter zu haben, der ohne Umschweife auf sein Ziel

zusteuerte. Er bot ihr Unabhängigkeit, Selbständigkeit. Er war gebildet, trotz seines Reichtums bescheiden. Wenn er wirklich so viel zu tun hatte, konnte er gar nicht anders handeln, als die Arbeiten sinnvoll aufzuteilen. Das Gefühl, anderen zu helfen, war ihr nicht neu. Vielleicht konnte sie ihm nützlich sein. Warum sollte sie es nicht versuchen?

Immer noch zögerte sie. Arthur bestürmte sie, in Wien zu bleiben. Er hoffte nach wie vor, seine Familie umstimmen zu können. »Ich mache ihnen die Hölle heiß«, schrieb er. »Warte, gedulde Dich. Ich leide mit Dir. Verlaß mich nicht. Ich schreibe an einem Roman, er soll uns helfen, die harten Herzen milde zu stimmen. Bleib in meiner Nähe. Dein Dich immer liebender Arthur.«

Er scheute die Trennung von seiner Familie, also durfte sie die Trennung von Wien ebensowenig scheuen. Der Gedanke zerriß ihr das Herz, aber sie mußte hier weg, wo sie nichts tun konnte, als tatenlos herumsitzen.

Am gleichen Tag teilte sie Nobel ihre Ankunft in Paris und Arthur von Suttner die Abreise mit. »Ich weiß, daß ich immer nur Dich werde lieben können, mein liebster Arthur, aber das Leben zwingt mich, für meinen Unterhalt zu sorgen. Glaube mir, daß ich nur schweren Herzens diesen Entschluß gefaßt habe. Verzeih mir, daß ich Dich allein lassen muß, doch ohne Hoffnung auf unsere Zukunft kann ich nicht länger warten. Immer Deine Bertha.«

Berge, Wälder, Wiesen, Flüsse wanderten an ihren Augen vorbei. Überall sah sie das Gesicht des geliebten Mannes. Die vielen gemeinsamen Erlebnisse bestürmten ihr Herz. Sie mußte sich zusammennehmen, um den anderen Reisenden kein Schauspiel zu bieten. Sie wollte sich auf Paris freuen. Vielleicht fand ihr Leben dort einen neuen Sinn.

Je näher sie der französischen Grenze kam, desto freier fühlte sie sich. Ihre Gedanken richteten sich auf die Begegnung mit dem Dynamitkönig, wie ihr Bekannter Alfred Nobel genannt hatte. Er mußte ein seltsamer Mensch sein, wenn er sich einerseits als Idealist bezeichnete und andererseits die gefährlichsten Sprengmittel erzeugte.

Bisher hatte sie nicht die geringste Vorstellung von diesen Dingen gehabt. »Ist ja eigentlich nichts für Frauen«, hatte ihr Bekannter gesagt. »Nobel hat auch in unserem Land eine Fabrik; er muß unglaublich viel verdienen, denn er beliefert die ganze Welt. Erfindungen, wenn sie was taugen, sind halt einträglicher als ein Ministerposten.«

Die Äußerungen ihres Bekannten liefen immer darauf hinaus, wie arm er doch war. Sie kannte dieses Lied zur Genüge. Er bemäntelte damit nur seinen Geiz. Für ihn begann Reichtum erst, wenn man ohne Beruf gut leben konnte. Aber in ihren Augen war Arbeit keine Schande, sondern eine Frage des Anstands. Ein Leben ohne eine Tätigkeit, die auch anderen Menschen nutzte, erschien ihr unerträglich.

Deshalb wollte sie sich auf die neuen Aufgaben freuen; wenn sie ihr nicht zusagten, konnte sie sich nach etwas anderem umsehen. Vorerst aber mußte sie wieder Geld verdienen, ihre Barschaft war zusammengeschmolzen wie ein Schneeball in der Sonne. Ihr Bekannter hatte ihr zwar eifrig zuredet, die Stelle ja anzutreten, aber nicht den geringsten Betrag für die teure Reise zugesteuert.

Um so besser, so war sie unabhängig. Wer nicht aus freien Stücken helfen wollte, sollte ihr gestohlen bleiben.

Der Zug überquerte den Rhein, der auf der Höhe von Straßburg etwa so breit war wie die Donau bei Wien.

Das Münster tauchte auf. Gern wäre sie ausgestiegen, um dieses Bauwerk anzuschauen. Mit der Kutsche müßte man fahren können, um Land und Leute kennenzulernen.

Sie verfolgte die Strecke auf ihrem Taschenatlas. Hin und wieder schloß sie ein, ab und an suchte sie den Speisewagen auf. Sie wollte weder müde noch hungrig in Paris ankommen. Dennoch fühlte sie sich abgespannt, als sie den Gare de l' Est erreichte.

Ein Träger holte ihr Gepäck aus dem Abteil. »Wohin, Madame?« fragte er. »Darf ich Ihnen ein Hotel empfehlen?«

»Gedulden Sie sich bitte einen Augenblick, Monsieur. Ich werde erwartet.«

Der Zug fuhr ab, der Bahnsteig leerte sich. Sie spürte forschende Blicke und wandte sich zur Seite. Ein Herr trat auf sie zu, in der linken Hand einen Strauß mit dunkelroten Rosen. Er war elegant gekleidet, Mund und Kinn waren von einem struppigen dunklen Bart bedeckt. Er mochte etwa vierzig Jahre alt sein, war etwas unter Mittelgröße und ging mit kurzen, federnden Schritten.

Sicher eine Verwechslung, dachte sie, denn sie stellte sich Herrn Nobel grauhaarig und leidend vor. Doch bevor sie sich weiter umschauen konnte, stand der Herr vor ihr. Er schien ebenso verwundert wie verlegen zu sein.

»Verzeihung, Mademoiselle, mein Name ist Alfred Nobel. Ich nehme an, Sie sind Mademoiselle Kinsky?«

Er bemerkte ihre Überraschung, als sie seine Frage bejahte.

»Es blieben nur zwei Möglichkeiten, nachdem fast alle Reisenden den Bahnsteig verlassen hatten; Sie konnten den Zug verpaßt haben, oder Sie mußten es sein.«

Er führte sie zu seiner Kutsche. Die rassigen Pferde fielen ihr auf, das kostbare Geschirr, die weichen Polster. Im Handumdrehen war das Gepäck verstaut, der

Gepäckträger vom Kutscher entlohnt, offensichtlich reichlich, denn er verbeugte sich tief.

»Ich fahre Sie gleich ins Hotel, Mademoiselle Kinsky. Nach einer solchen Reise ist man abgespannt. Ich kenne das zur Genüge, denn leider bin ich durch meine Tätigkeit zu vielen und ausgedehnten Reisen gezwungen. Ihre Zimmer sind bestellt und werden selbstverständlich von mir bezahlt, volle Pension. Leider müssen Sie die ersten zwei Wochen mit dem Hotel vorlieb nehmen. Die Räume, in denen Sie dann wohnen werden, werden gerade renoviert. Wenn es Ihnen recht ist, würde ich Sie in zwei Stunden abholen.«

Der Wagen hielt vor dem eleganten Hotel Boulevard des Capucines. »Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, Monsieur Nobel. Ich werde Sie erwarten.«

Nobel öffnete die Tür, half ihr beim Aussteigen. Ein Hoteldiener eilte herbei; alles war vorbereitet, sie brauchte nur ihren Paß vorzuzeigen, und als sie ihr Appartement betrat, standen die Gepäckstücke bereits auf der Ablage.

Sie betrachtete sich im Spiegel. Ein wenig übernächtigt sah sie aus. Sie konnte baden – die Wanne war mit heißem Wasser gefüllt – und schlafen, man würde sie rechtzeitig wecken. Nach dem Stubenmädchen klingelte sie nicht, sie wollte allein sein. Schnell streifte sie das Reisekostüm ab, legte ein elegantes, aber praktisches Kleid zurecht, das ihre Figur betonte.

Schön war Nobel nicht zu nennen, dafür waren seine Züge etwas düster. Aber er sah nicht häßlich aus und auch nicht wie ein Durchschnittsmensch. Sie fand ihn interessant und imponierend. Hinter seiner kühlen Sachlichkeit vermutete sie Wärme, hinter seiner Schüchternheit Leidenschaft. Ihr schien, als wäre er traurig oder verbittert; seine Stimme hatte einen melancholischen Klang. Seltsamerweise war er ihr nicht fremd, wahrscheinlich durch die Briefe, die sie etwas miteinander vertraut gemacht hatten.

Das Bad erfrischte und entspannte sie. Unglaublich, wie sie verwöhnt wurde. So ein Appartement konnte nur bezahlen, wer sehr vermögend war. Ein Glück, daß sie derartiges von Kindheit an kennengelernt hatte, sonst hätte sie sich bestimmt linkisch benommen. Nichts war peinlicher, als wenn ein Mensch sich in einem Milieu nicht zu bewegen wußte, in dem fest eingewurzelte Konventionen über seinen Wert oder Unwert bestimmten.

Plötzlich erschrak sie. Wollte Nobel sie mit seiner Großzügigkeit gewissermaßen kaufen? Sie hatte nicht das Geringste für ihn geleistet. Er war reich, maß er, wie die Suttners, alles am Geld? Sollte sie vom Regen in die Traufe gestürzt sein? Nachdenklich stieg sie aus der Wanne. In dem breiten Bett lag es sich gut. Ihr Blick fiel auf die großen Fenster, hinter denen die Krone einer Linde ihre Äste ausbreitete. Ein sanftes Licht fiel durch die Tüllgardinen, ein Hauch von Sommerluft und Blütenduft wehte durch das Oberlicht. Nobel wirkte nicht anmaßend, nicht besitzergreifend. Warum sollte sie sich fürchten? Bisher hatte sie mit ihm nur gute Erfahrungen gemacht. Sie konnte ihm nicht vorschreiben, wie großzügig er sein durfte.

Sie war in Paris! Und sie war nicht allein, ein Mensch kümmerte sich um sie, bei dem sie arbeiten und sehr gut verdienen würde. Was wollte sie mehr?

Arthur war so weit von ihr entfernt. Sie hatte ein neues Ufer erreicht, von dem es kein Zurück gab. Sie durfte keine Wehmut in sich aufkommen lassen, mußte ihre Liebe tief in sich verschließen. Es begann ein anderes Leben, mit hohen Anforderungen, die ihre ganze Kraft beanspruchen würden. Nur daran durfte sie denken.

Die Sonne schien ins Zimmer, als sie erwachte. Der Gedanke an die nächsten Stunden vertrieb die letzte Müdigkeit. Prüfend betrachtete sie sich im Spiegel. Das Kleid war vielleicht ein wenig zu weit ausgeschnitten, es ließ die Schulter frei. Sie steckte die Haare hoch, band

sie leicht zusammen. Wie ein Schleier fielen sie auf ihren Rücken. Höffentlich hielt Nobel sie nicht für ein putzsüchtiges Frauenzimmer. Ganz symmetrisch war ihr Gesicht nicht; das linke Auge stand ein wenig höher als das rechte. Es wirkte auch größer. Nase und Mund waren gerade, gaben dem Gesicht einen entschlossenen Ausdruck.

Als Dame des Hauses wollte Nobel sicherlich kein Aschenputtel. Er würde nicht selten Gäste aus den sogenannten höheren Kreisen bei sich haben. Ganz ohne Repräsentation ging es dabei nicht. Also brauchte sie ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Nach seiner Kleidung zu urteilen, legte er Wert auf ein tadelloses Äußeres. Sie würde ja sehen, wie er auf ihre Garderobe reagierte.

Nobel erwartete sie im Foyer. »Wir wollen zuerst frühstücken, Mademoiselle Kinsky. Darf ich bitten?«

Er führte sie zu einem kleinen Tisch, der in einer Nische am Fenster neben einer Palme stand.

»Sie bringen mich in Verlegenheit, Monsieur Nobel. Ich hoffe, daß ich mich Ihrer Aufmerksamkeit würdig erweisen werde.«

»Ich hatte Sie mir nicht so hübsch vorgestellt, Mademoiselle Kinsky, eher ein bißchen gouvernantenhaft, wenn ich Ihnen das gestehen darf.«

Sie spürte das Rot auf ihren Wangen. »Und ich glaubte, Sie wären ein alter Mann. Nun sehe ich, daß Sie in den besten Jahren sind.«

»Die besten Jahre! Lassen Sie sich nicht täuschen. Manchmal bin ich sehr nervös, fühle mich elend, verzweifelt, wie ein Wrack.«

Sie wußte keine rechte Antwort auf dieses Geständnis und war froh, daß der Ober die Frühstücksplatten brachte.

»Ich habe ein paar Delikatessen zusammenstellen lassen; das Haus hat eine gute Küche. Bitte, wählen Sie nach Ihrem Geschmack.«

Sie hatte Hunger, richtigen Hunger, und sie ließ sich nicht ein zweites Mal auffordern. Es schien ihm zu gefallen, daß es ihr schmeckte. Sie genoß die Atmosphäre und die Speisen, eine vorzügliche Konfitüre, Honig, Lachsschinken, verschiedene Sorten Käse. Immer wieder mußte sie ein Stück vom Camembert, vom Frommage frais oder vom Roquefort nehmen. »Jetzt weiß ich, was es bedeutet, wenn man bei uns sagt: ›Leben wie der Herrgott in Frankreich.«

Der Champagner perlte in den Kristallkelchen. Nobel hob sein Glas. »Auf eine gute Zusammenarbeit – auf eine gute Freundschaft.«

Sie verschluckte sich. »Entschuldigen Sie, Monsieur Nobel. So spritzig hatte ich mir den Champagner nicht vorgestellt.«

»Er wird Ihnen bekommen. Ist es Ihnen recht, wenn wir eine kleine Fahrt durch Paris unternehmen?«

»Meine Zeit gehört jetzt Ihnen, Monsieur Nobel.«

»Ich dachte, Sie freuen sich ein bißchen.«

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie!«

Beschwingt stieg sie in die Kutsche. Er setzte sich neben sie und erklärte die Straßen, die Gebäude und Plätze. Die Seine glitzerte im Sonnenlicht, zahlreiche Boote trieben im Strom, Angler starrten auf das Wasser. Die Straßen waren von Wagen, Kutschen und flanierenden Passanten belebt. Sie fuhren über die Pont Neuf zur Ile de la Cité, hielten vor dem Louvre und der Notre Dame, deren mächtige Türme in den samtblauen Himmel ragten.

Im schnellen Tempo lenkte der Kutscher den Wagen zur Place de la Concorde, die er einmal umrundete, um dann gemächlich die Champs Elysées entlangzufahren, den Arc de Triomphe vor Augen.

»Der Ingenieur Eiffel will zur nächsten Weltausstellung einen dreihundert Meter hohen Turm aus Eisen errichten, den höchsten der Welt. Die meisten Franzosen sind davon begeistert; sie haben die Niederlage des

Krieges nicht überwunden und kompensieren sie auf diese Weise.«

»Sind Sie ein Gegner von Kriegen, Monsieur Nobel?«

»Ja, ganz entschieden. Er dient der Zerstörung, nicht dem Fortschritt.«

»Mein Vater war Feldmarschalleutnant; er war unglücklich, daß Österreich den Krieg gegen Preußen verlor, und dachte an Revanche.«

»Und Sie, Mademoiselle?«

»Österreich ist von Preußen oft gedemütigt worden. Aber der Traum von einem Imperium wie unter Karl V. ist seit der Gründung des neuen Deutschen Reiches wohl zu Ende.«

»Sie scheinen es zu bedauern.«

»Sie wohl nicht?«

»Ich bin in Schweden geboren, aber ich bin Kosmopolit. Der Nationalismus ist wie eine Kinderkrankheit, ein Relikt aus Zeiten, in denen man die anderen verteufelte, um ihnen mit moralischer Berechtigung Weideplätze oder Ackerland rauben zu können.«

»Das liegt weit zurück, wenigstens in Europa.«

»Vergangenheit ist immer gegenwärtig. Friedrich II. hat Ihnen nicht Schlesien geraubt, weil er die Schlesier liebte, sondern weil Schlesien über Bodenschätze verfügte, die in Brandenburg selten waren. Elsaß-Lothringen haben die Deutschen aus dem gleichen Grund annektiert.«

Sie umfuhren die Place de l' Etoile. Nobel deutete auf den Arc de Triomphe. »Alle diese Siegestore und ähnlichen Monumente sind für mich traurige Beispiele geistiger Verirrung. Man feiert den Sieg und den Sieger, anstatt sich darüber Gedanken zu machen, wie man den Völkermord ein für alle Mal beseitigen kann.«

»Kriege werden von Männern geführt.«

Nobel sah sie überrascht an. »Auch unter Königinnen wurden Kriege geführt.«

»Ja, aber auch da standen Männer dahinter.«

Nobel blickte aus dem Fenster, als suche er hinter den Häuserfassaden eine Antwort. »Wir fahren jetzt in die Rue Malakoff. Gleich werden Sie Ihr neues Heim kennenlernen.«

Sie war froh, aussteigen zu können. Das Gespräch hatte sie angestrengt. Nobel schien nur über den Verstand Kontakt aufnehmen zu können. Er hatte wie ein Pharaon neben ihr gesessen, die Arme eng an den Körper gepreßt, als hätte er Angst vor körperlicher Berührung.

Im Garten dagegen bewegte er sich ungezwungen. Er schwärmte von den Bäumen und Blumen. »In einer Sandöde könnte ich auf die Dauer nicht leben, wie zum Beispiel in Ardeer an der schottischen Westküste, wo eine meiner größten Fabriken steht. Ich brauche die Pflanzen; sie beruhigen meine Nerven nach Anspannungen, Ärger und Verdruß. Mit ihnen kann ich stumme Zwiesprache halten. Aber es gibt auch Menschen, mit denen ich mich gern unterhalte: meine Mutter, meine Brüder oder einige meiner Freunde und Mitarbeiter. Seltsamerweise fand ich von Anfang an, daß ich mich auch mit Ihnen gut verständigen kann. Dabei habe ich noch den Genuß, in drei verschiedenen Sprachen reden zu dürfen.«

»Ihr Kompliment möchte ich erwidern. Es kommt sicherlich nicht häufig vor; daß ein Forscher, Fabrikant und Geschäftsmann sich über so viele Dinge Gedanken macht und sie in mehreren Sprachen perfekt formulieren kann.«

»Fabrikant und Geschäftsmann bin ich notgedrungen. Wenn man seine Erfindungen nicht selbst verwerten kann, ist man Beutemachern ausgeliefert. Viel lieber würde ich meine Zeit für literarische und philosophische Arbeiten verwenden.«

Er führte sie ins Haus, stellte das Personal vor, zeigte ihr die Räume.

Sie war begeistert und sagte es. »Von der Straße aus hat man nicht den Eindruck, daß die Zimmer so geräu-

mig sind. Ich komme mir vor wie in einem kleinen Schloß. Alles ist praktisch und zugleich geschmackvoll. Und überall Gewächse und Blumen. Haben Sie alles selbst eingerichtet?»

»Ja, leider. Aber das ändert sich in Kürze, wie ich hoffe. Ihre Räume wollen Sie bitte ganz nach Ihrem Geschmack ausgestalten. Hier beginnt Ihr Trakt.«

Die Zimmer lagen zur Gartenseite.

»Maler und Dekorateure warten auf Ihre Anordnung, Mademoiselle Kinsky. Vorerst werden Sie sich die Möbel aussuchen wollen. Ich bin schon gespannt, wie Sie alles arrangieren werden.«

»Die Lage entzückt mich. Ich hatte gedacht, in Paris sieht man nur auf Straßen, Häuserfronten oder günstigenfalls auf Plätze.«

»Darf ich Ihnen noch meine Orchideen und mein Laboratorium zeigen?«

»Blumen liebe ich sehr. Und etwas von Ihrer Arbeit muß ich verstehen lernen. Ich habe davon so gut wie keine Ahnung und betrachte das als Mangel.«

Zahl und Mannigfaltigkeit der Orchideen überraschten sie. »Ich hätte nicht erwartet, diese Pracht bei einem Menschen vorzufinden, der, entschuldigen Sie bitte, die fürchterlichsten Sprengstoffe produziert.«

»Sprengstoffe sind nicht schlimmer als Messer. Es kommt nur darauf an, wofür sie verwendet werden.«

»Ich wollte Sie nicht kränken, Monsieur Nobel. Es ist alles noch sehr neu für mich. Verzeihen Sie bitte.«

»So war meine Antwort nicht gemeint.« Nobels Miene hellte sich auf. »Und nun kommen wir dorthin, wo ich meine Zeit am liebsten verbringe.«

Er stellte ihr Doktor Fehrenbach vor, dessen Blicke verrieten, daß sie ihn beeindruckte.

»Hier gelang mir die Herstellung der Sprenggelatine. Allein durch die Anwendung beim Bau der St.-Gottard-Bahn wird die Schweiz einige Millionen Franken sparen.«

Unter dem Gesichtspunkt hatte sie seine Arbeit noch nicht betrachtet. »War es sehr gefährlich, mit diesen Substanzen zu arbeiten?«

»Außer einer Verletzung am Finger nicht.« Er erzählte ihr die Entdeckungsgeschichte, witzig und stolz zugleich.

Das Personal war auf ihren Arbeitsantritt vorbereitet und behandelte sie ebenso respektvoll wie den Hausherrn.

Die Atmosphäre gefiel ihr, der freundliche, sachliche Ton, die Ruhe und Selbstverständlichkeit, mit der das Essen bestellt und aufgetragen wurde. Sie würde sich einleben und wohl fühlen können.

24

Bertha von Kinsky hatte alle Selbständigkeit, die sie sich wünschte.

»So halte ich es immer. Ich treffe nur die Anordnungen«, sagte Nobel, »in die Ausführung mische ich mich nicht ein.«

Er wollte seine Briefe nicht diktieren, sondern sie sollte die Korrespondenz in seinem Sinne führen. Er zeigte ihr einige seiner Kopierbücher, damit sie sah, wie er seine Briefe und Geschäftsschreiben bisher abgefaßt hatte: kurz und bündig, das Wichtigste ohne Umschweife.

»Ich ordne die Briefe nach drei Kategorien, die Ihnen sicherlich lustig vorkommen werden: Briefe von Frauen, Briefe von Männern, Bettelbriefe. Letztere haben in den vergangenen Jahren sehr zugenommen, aber ich beantworte jeden.

Denen, die mich ausnehmen wollen, schreibe ich in dem Sinne, daß der wahre Reichtum in der Zufriedenheit besteht. Sie finden diese Antwort vielleicht sarkastisch, aber ich kenne die Armut aus eigenem Erleben

und weiß, daß wir, meine Mutter und meine Brüder, trotzdem glücklich waren.

Diejenigen, die mir vorjammern, wie ungerecht das Schicksal sie behandelt hat, tröste ich damit, daß Gerechtigkeit nur in der Phantasie besteht.

Wer aber unverschuldet in Not geraten ist, dem helfe ich gern. Ebenso denen, die etwas schaffen wollen, ohne die Mittel dafür zu haben.«

»Wenn nun eine Kirche Sie um eine Spende bittet?«

»Caritative Zwecke unterstütze ich, denn unter Christsein verstehe ich in erster Linie, anderen Menschen Gutes zu tun. Aber den Streit um Dogmen halte ich für unfruchtbar. Ich bin kein Freund derer, die zum wer weiß wievielten Male Texte ausdeuten, deren Ursprung wir nicht kennen.«

Manchmal reizte es sie, Nobel zu widersprechen, aber sie hielt sich zurück. Erst wollte sie ihn und seine Grundsätze kennenlernen. Schließlich war er im Vergleich zu Arthur ein erfahrener Mann.

Wenn ihr nach reiflichem Nachdenken etwas nicht richtig erscheinen sollte, würde sie mit ihm darüber sprechen können, denn er behandelte sie wie eine Gleichgesinnte.

In wenigen Tagen verlor er seine spröde, rauhe Art ihr gegenüber. Er nahm sich etwas mehr Zeit für sie, und manchmal glaubte sie förmlich zu spüren, daß er gern seinen Arm um ihre Schulter gelegt hätte. Aber er unterließ es. Nur ihre Hand hielt er oft länger in der seinen fest, als wollte er sich vergewissern.

Gern erzählte er aus seiner Kindheit und von den Anfängen seiner Forscherlaufbahn. »Eigentlich wollte ich mein Glück als Dichter versuchen. Ich habe nicht wenige Versuche unternommen. Doch ich zweifelte, ob mein Talent ausreichen würde. Außerdem war mir klar, daß ich keinen finanziellen Rückhalt hatte. Wenn es Sie interessiert, vielleicht gefällt Ihnen eines meiner Jugendgedichte. Auf jeden Fall erfahren Sie darin etwas sehr

Persönliches über mich, was sich in der alltäglichen Sprache nur schwer sagen läßt.«

Sie durfte das Gedicht »The Riddle« mit ins Hotel nehmen. Erwartungsvoll öffnete sie die Mappe. Die Verse, die wie ein Bekenntnis wirkten, berührten sie stark. Ihr offenbarte sich die Seele eines Menschen, der sich aus tiefem Leid heraus an hohen Idealen aufrichtete.

Einen Tag später erhielt sie einen Brief von Arthur. Aufgeregt öffnete sie das Kuvert.

»Meine liebe Bertha!

Seit Du Wien verlassen hast, bin ich todunglücklich. Ich kann nicht mehr schlafen, ich mag nichts mehr essen. Allen Menschen gehe ich aus dem Weg, besonders der Familie. Unsere Liebe ist zu wertvoll, als daß wir sie auf dem Geldaltar opfern dürfen. Wir müssen einen Weg finden, um wieder glücklich sein zu können.

Immer, Dein Dich ewig liebender Arthur Gundaccar.«

Sie trat ans Fenster. In der wolkenlosen Nacht glänzte der Mond nahe der Milchstraße. In wenigen Tagen würde er nicht mehr zu sehen sein.

Entschlüsse, die man in einer solchen Nacht faßte, sollten Glück bringen.

Auch Nobel hatte den Verlust seiner Liebsten ertragen müssen. Tränen traten ihr in die Augen. Warum gab Arthur sie nicht frei! Er lebte in gesicherten Verhältnissen. Seine Eltern würden ihn standesgemäß verheiraten. Er mußte nicht für sich selbst aufkommen. Sie verschloß den Brief in ihrer Schatulle. Die Vergangenheit wollte sie einholen, sie aber hatte sich der Gegenwart zu stellen.

In der Nacht träumte sie von ihrem Liebsten. Er stand auf der anderen Seite eines breiten Flusses. Sie warf ihm ein Seil zu, das er an einen Baum band. Während er auf dem Seil entlanglief, hob sich der Baum aus der Erde. Sie wollte das Seil festhalten, doch es riß sie an der Seite Arthurs ins Wasser. Im gleichen Augenblick wachte sie auf.

War der Traum eine Warnung – oder eine Verheißung?

Sie war nicht glücklich, sie war nur abgelenkt. Wenn sie ein Paar sah, spürte sie ihren Verlust doppelt stark. Es wäre besser, Arthur hätte sie verstoßen. Aber kam sein Verhalten dem nicht gleich? Seine Beteuerungen und Beschwörungen lösten sich auf in frommen Wünschen. Davon konnte auf die Dauer niemand leben.

Diese Gedanken quälten sie. Von nun an würde sie Arthurs Briefe nicht mehr öffnen. Sie freute sich auf Nobel, in dessen Gegenwart sie auf andere Gedanken kam. Er verstand geistreich zu plaudern, er machte sich Gedanken über Politik, Philosophie, Kunst, Christentum, soziale Probleme. Leider hatte er nicht viel Zeit, und mit ihrer Tätigkeit sollte sie erst nach der Fertigstellung ihres Wohntraktes beginnen.

Sein Tagesablauf war streng eingeteilt. Vormittags empfing er Besucher, Geschäftspartner, Direktoren, Politiker oder Militärs. Zum Mittagessen war sie stets eingeladen, und am Nachmittag sprach er mit ihr über die verschiedenen Aufgabengebiete. Aber nur sehr kurz. »Wegen des Überblicks«, sagte er fast entschuldigend, »alles andere ergibt sich aus der Praxis.«

Salons besuchte er nicht. »Die meisten Unterhaltungen sind schal bis frivol, die wenigsten Leute zeigen ihr wahres Gesicht. Ich gewinne nicht, verliere nur Zeit. Gespräche mit Ihnen dagegen sind ein Hochgenuß, wenn ich das sagen darf.«

Da er nicht zum Schmeicheln neigte, fühlte sie sich sicher, angenommen worden zu sein. Sie würde mit ihm auskommen, denn er verlangte nicht, daß sie sich allen seinen Ansichten anschloß. Er konnte Widerspruch ertragen, wenn dieser in angemessener Form vorgebracht wurde. Viele seiner Gedanken waren aber für sie neu, besonders diejenigen, die aus seiner naturwissenschaftlichen Tätigkeit resultierten.

Manches an ihm erschien ihr widersprüchlich. Den

meisten Menschen gegenüber war er mißtrauisch, hielt sie für selbstsüchtig und unaufrichtig.

So wenig er den gegenwärtig Lebenden vertraute, so sehr hoffte er auf zukünftige Generationen. »Die Naturwissenschaften werden eine andere Spezies von Menschen hervorbringen. Jede Entdeckung und Erfindung führt zu neuen Fähigkeiten. Wenn einmal Leute mit höher entwickelten Gehirnen zur Welt kommen werden, können sie auch ihr Leben vernünftiger gestalten.«

»Das höher entwickelte Gehirn hat in der bisherigen Geschichte nicht dazu beigetragen«, warf sie ein.

»Leider. Das erschüttert meine Überzeugung jedoch nicht. Es schimmert ein Lichtstrahl in dem schrecklichen Dunkel Europas. Eine menschlichere Anschauungsweise macht sich in allen Klassen geltend. Dieser Gedanke entlehnt seinen wunderbaren Schimmer einer verzauberten untergegangenen Welt. Wir können stolz darauf sein, daß bei uns die Fahne der Zivilisation aufgepflanzt wurde. Es war unser Kolumbus, unser Galilei, unser Leonardo, unser Bruno, unser Campanella, es waren unsere Philosophen, Dichter und Künstler, die als erste der Welt höhere Ziele gewiesen haben als die, unsere Mitmenschen zu verbrennen und ihre Gehirne auszudörren.«

Nobels Augen schimmerten verklärt, als habe er eine Vision.

Sie dagegen fand Campanellas Utopie gar nicht erstrebenswert. Dort war alles nach Plan geregelt, sogar der Beischlaf. Eine derartig organisierte Gesellschaft erschien ihr wie ein Alptraum.

»Da mögen Sie recht haben«, gab er zu. »Ich bin ja eigentlich ein ausgesprochener Individualist. Gerade das schätze ich an Ihnen besonders, daß Sie mich nicht umschmeicheln, sondern mir auf geistreiche Weise widersprechen.«

Wieder hatte sie das Gefühl, daß er gern ihre Hand ergriffen hätte. Er blickte sie liebevoll an. Doch sie hätte

nicht so reagieren können, wie er es sich vielleicht wünschte.

»Sie würden mir sicherlich widersprechen, wenn Sie meine Ansichten über die christlichen Kirchen kennen würden.«

»Sie haben in dieser Hinsicht bereits etwas angedeutet. Warum sprechen Sie nicht?«

»Die Kirchen stützen sich auf einen Aberglauben, der von Unwissenheit und Furcht genährt wird. Dazu zählt die Furcht vor der Hölle im Jenseits und im Diesseits die vor der Inquisition. Christus predigte Menschenrecht und Verbrüderung. Seine Statthalter und ihr scheinheiliges Gefolge verübten jede Tortur und jede Gemeinheit, die ein menschliches Raubtier sich ausdenken kann.«

»Finden Sie nicht, daß diese Epoche vorüber ist, Monsieur Nobel? Innerhalb der Kirchen hat sich viel von dem durchgesetzt, was Sie vorhin sagten, wenn auch nicht in der Konsequenz, die wünschenswert wäre. Bei aller Kritik, wenn ich das noch sagen darf, sollten wir nicht die zivilisatorischen und kulturellen Leistungen der Kirchen vergessen.«

»Viele Kirchenmänner sind intolerant und gegenüber den Naturwissenschaften indolent. Dennoch will ich Ihnen gern zugestehen, daß mein Urteil sich mehr auf die Vergangenheit bezog. Sie ist mir aber so lebendig, daß ich seelisch und körperlich unter den Schrecken der damaligen Zeit leide.«

Sie sah es ihm an. So fremd war ihr sein Denken und Empfinden nicht. Grausamkeiten, gleich, zu welcher Zeit sie begangen worden waren, quälten sie. Die Vorstellung, daß Mädchen und Frauen einiger Generationen vor ihr als Hexen verbrannt worden waren, empfand sie wie eine Bedrohung.

»Ich danke Ihnen«, sagte Nobel leise. »Wenn man sehr oft mit sich und seinen Gedanken allein ist, gelangt man leicht zu einer einseitigen Beurteilung der Phänomene.

Auch deshalb bin ich Ihnen dankbar, daß Sie zu mir gekommen sind.«

Von Arthur erhielt sie jeden Tag einen Brief, den sie ungeöffnet zu den anderen in ihre Schatulle steckte. Es kostete sie einige Überwindung, doch sie mußte konsequent bleiben.

Nobel schien zu merken, daß ein verborgener Kummer sie quälte. Seine eigene Situation hatte seinen Blick dafür geschärft. Er fragte sie nicht direkt, und einige Male konnte sie ihm ausweichen, doch als er in sie drang, erzählte sie ihm die Geschichte ihrer Liebe und Entsagung.

Ihre Worte schienen ihn zu erleichtern. »Eine so schöne, kluge, reife Frau wie Sie konnte, durfte unmöglich unbeachtet bleiben. Doch«, wehrte er ihren Protest ab, »doch, so muß ichs sagen. Es ist mehr, als Sie wissen und denken können, weil Sie mir etwas bedeuten, das ich Ihnen noch gar nicht zu eröffnen wage.« Er sprach sehr schnell und fuhr nach kurzem Nachdenken fort: »Ich wünschte, Sie wären freien Herzens. – Sie haben tapfer gehandelt, seien Sie ganz mutig, brechen Sie auch den Briefwechsel ab. Etwas Zeit wird vergehen. Neue Eindrücke, neue Erlebnisse, neue Bekanntschaften werden kommen. Sie werden beide vergessen, er vielleicht noch früher als Sie.«

Seine Stimme klang beschwörend, aber obgleich er in ihrem Interesse gesprochen hatte, war sie verwirrt. Nicht Arthur tat ihr in diesem Augenblick leid, sondern Nobel, ohne daß sie eine Erklärung für dieses Gefühl hatte. Sie schwieg. Ihr Innerstes war aufgewühlt von Erinnerungen, die sie noch nicht überwunden hatte.

»Sie sind sicher sehr müde, Mademoiselle Kinsky. Darf ich Sie in Ihr Hotel bringen? Zum Glück werden Ihnen diese Fahrten bald erspart sein. Ich freue mich unsagbar auf den Tag, an dem Sie Ihr neues Heim in Besitz nehmen werden.«

In dieser Nacht konnte sie nicht einschlafen. Der Ge-

danke, Nobel könnte sich in sie verlieben, beunruhigte sie.

Sie fand ihn sehr sympathisch. Sie bewunderte ihn, sie achtete ihn, sie war bereit, seine Anforderungen zu erfüllen, doch sie liebte ihn nicht und wußte nicht, ob sie ihn je würde lieben können.

Seine Erfahrung, sein Wissen, seine Gedanken begeisterten sie. Mit Arthur hätte sie solche Gespräche nicht führen können. Vom Alter her paßte Nobel besser zu ihr als Arthur. Wäre aber unter den Voraussetzungen, unter denen sie sich kennengelernt hatten, eine Ehe möglich? – Eine solche Romanze gab es nur in Kitschromanen: Eine arme, unglückliche Sekretärin heiratet einen Millionär. Beide sind glücklich.

Was hatte sie nur angestellt? Hatte sie Nobel etwa schöne Augen gemacht! Was konnte sie dafür, wenn sie ihn beeindruckte. Sie wälzte sich von einer Seite auf die andere. Morgen würde sie aussehen wie eine Schleiereule, mit Ringen unter den Augen. Sie preßte das Kissen zwischen den Händen, schlug mit den Fäusten darauf, weinte und schluchzte, bis sie vor Erschöpfung einschlief.

Nobel hatte sie erst für den Nachmittag bestellt. Um nicht in ihrem Zimmer herumzusitzen, wollte sie gleich nach dem Frühstück durch die Stadt bummeln. Gerade als sie das Hotel verließ, fuhr Nobels Wagen vor.

»Gut, daß ich Sie noch erreiche, Mademoiselle Kinsky.« Er senkte den Blick. »Darf ich Sie in meinen Wagen bitten?«

»Verfügen Sie über mich. Ich hatte nichts als Müßiggang vor.« Sie freute sich, schon jetzt mit Nobel zusammen sein zu können. Wahrscheinlich gab es Probleme mit den Handwerkern oder Möbellieferanten.

»Ich breche ungern unsere Verabredung, doch gestern wußte ich noch nicht, daß ich plötzlich verreisen muß. Heute früh erhielt ich eine Depesche aus Stockholm, vom schwedischen König persönlich. Eine Dynamitfa-

brik soll in Anwesenheit Seiner Majestät eingeweiht werden. Dem kann ich mich schwer entziehen, so ungern ich gerade jetzt . . .« Er unterbrach sich. »Ich werde keinen Tag länger als nötig bleiben, dessen darf ich Sie versichern.«

»Sicherlich wollen Sie mich mit einigen Dingen beauftragen, die ich in der Zwischenzeit regeln soll.«

»Ja, gewiß. Mein Zug fährt bereits um 14.20 Uhr ab. Es gibt keine Probleme, für solche Fälle steht mein Reisegepäck immer gepackt bereit. Vielleicht darf ich Sie bitten, in der Zwischenzeit schon die Aufsicht im Haus zu führen. Nicht, daß Sie ständig anwesend sein müßten, aber es wäre gut, wenn Sie ab und an nach dem Rechten sähen. Auch können Sie dort selbstverständlich die Mahlzeiten einnehmen.«

»Das alles werde ich um so lieber tun, als mir die Zeit ohne Sie bestimmt sehr lang werden wird.«

»Danke.« Er nahm ihre Hand. »Sie glauben nicht, wie sehr mich Ihre Worte beruhigen. So ungern habe ich Paris noch nie verlassen.«

Der Wagen rollte durch den Torweg. Nobel half ihr beim Aussteigen, führte sie in sein Arbeitszimmer.

Ihr war merkwürdig zumute, als wäre es ein Abschied für immer. Hatte sie sich bereits so an ihn gewöhnt, daß er ihr unentbehrlich war? Aber das lag sicherlich daran, daß hier alles neu für sie war.

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Mademoiselle, verfügen Sie bitte über alles in diesem Haus. Sollte etwas Wichtiges geschehen, schicken Sie mir bitte eine Depesche.« Er gab ihr seine Adresse in Stockholm, hob seine Reisetasche auf, stellte sie wieder ab.

»Mademoiselle Kinsky, vielleicht darf ich Ihnen andeuten, was ich Ihnen eigentlich später sagen wollte. Denken Sie bitte nicht, daß ich aus einer spontanen Regung heraus spreche. Seit Sie bei mir sind, spüre ich täglich stärker, was ich bisher entbehrt habe. Durch Sie hat sich mein Denken und Empfinden verändert.« Er preßte

die Hände zusammen. »Wenn ich zurückkomme, werde ich eine sehr wichtige Frage an Sie richten. – Vielleicht spüren Sie, was ich damit meine. Bitte denken Sie daran, ich habe mir alles gründlich überlegt.«

Er küßte ihre Hand, sah ihr in die Augen, wandte sich abrupt ab. Bevor die Kutsche die Toreinfahrt verließ, blickte er noch einmal aus dem Fenster, ohne zu winken.

Sie setzte sich in Nobels Lehnstuhl und schloß die Augen. Ihr war klar, daß Nobel ihr einen Antrag angedeutet hatte, den er nach seiner Rückkehr in aller Form vorbringen würde.

Was sollte sie tun?

Hier wurde ihr alles geboten, Reichtum, Verehrung, Liebe, eine große gesellschaftliche Rolle. Kinder, die sie kriegen würde, waren für ihr Leben versorgt. Nichts würde ihr und ihnen fehlen. Nobel würde ihr die Regentschaft über den Haushalt überlassen. Keinen Handschlag brauchte sie zu tun, für alles war Personal vorhanden. Verglichen mit den Suttners, wäre sie ein Krösus.

Am Abend fuhr sie der Kutscher ins Hotel. Er behandelte sie jetzt schon, als wäre sie Madame Nobel, nicht anders die Köchin, das Serviermädchen, die Kammerzofe, der Gärtner und Doktor Fehrenbach.

In ihrem Fach lag wieder ein Brief von Arthur. Wieder legte sie das Kuvert ungeöffnet in die Schatulle.

Nobel würde sie nicht bedrängen, wenn sie sich Zeit zur Besinnung ausbitten würde.

Sie wurde nicht froh bei dieser Vorstellung. Immer wieder drängte sich Arthur in ihre Gedanken. Sie spürte seine Nähe, hörte seine Stimme. Sie kam nicht los von ihm.

Wie sollte sie sich entscheiden?

Mechanisch verrichtete sie die ihr von Nobel übertragenen Aufgaben. Sie empfand keine richtige Freude dabei. War sie undankbar? Ihre Unruhe wuchs von Stunde

zu Stunde. Sie wollte Nobel auf seiner Reise begleiten, aber wenn sie die Karte anschaute, irrte ihr Blick nach Wien.

Als eine Woche vergangen war, überreichte der Portier ihr zwei Depeschen, eine kam aus Stockholm, die andere aus Wien. Mit letzter Kraft erreichte sie ihr Zimmer. Ohne die Depeschen zu öffnen, warf sie sich auf den Diwan. Ihr war, als habe sie Fieber.

Verzweifelt fragte sie sich, was eigentlich mit ihr los sei. Verstand und Gefühl kämpften einen wilden Kampf in ihr. Sie riß die Depesche aus Stockholm auf.

»Glücklich angekommen. Bin in acht Tagen wieder in Paris. Ihr Alfred Nobel.«

In acht Tagen würde alles gut sein. Sie stützte den Kopf in die Hände.

»Ich fühle wie alle anderen oder vielleicht noch stärker als sie die drückend schwere Einsamkeit«, hatte Nobel zu ihr gesagt. »Und so habe ich manche langen Jahre nach einem Menschen gesucht, dessen Herz den Weg zu meinem Herzen finden könnte.«

Der Weg von Herz zu Herz war nicht mit dem Verstand zu finden. Nobel meinte, es müßte eine Philosophie des Gefühls geben – wie es eine Philosophie des Verstandes gab. Aber das Gefühl ließ sich nicht analysieren, es entzog sich allen Überlegungen, es war irrational.

Sie konnte die Depesche aus Wien nicht auf den Stapel der ungeöffneten Briefe legen. Plötzlich griff die Angst nach ihr. Sollte Arthur krank geworden sein? Hastig riß sie den Umschlag auf.

»Kann ohne Dich nicht leben, Dein Arthur.«

Zornig warf sie die Depesche in den Papierkorb. Sie öffnete das Fenster. Warme frische Luft, vom Duft der ersten Lindenblüten angefüllt, drang ins Zimmer.

Was wollte ihr Arthur sagen? Sie nahm den letzten Brief aus der Schatulle und öffnete ihn.

»Liebe Bertha, warum antwortest Du mir nicht? Ich

habe alle Brücken hinter mir abgebrochen. Ohne Dich ist mein Leben sinnlos. Wir wollen heiraten, auch ohne den Segen der Familie. Bitte komm zurück. Bitte. Dein Dich ewig liebender Arthur.«

25

Wie immer sie sich auch entschied, einem Menschen mußte sie weh tun.

Alfred Nobel hatte ihr deutlich zu verstehen gegeben, was sie ihm bedeutete, und er war ihr sympathisch, sie bewunderte und achtete ihn. Aber sie liebte Arthur. »Wenn man sich wirklich liebt«, hatte sie zu ihm gesagt, »dann gibt es keine Macht der Welt, die verhindern könnte, miteinander zu leben.«

Mehrmals versuchte sie, Nobel ihre Entscheidung zu erklären, doch erst beim dritten Male gelangen ihr die Zeilen.

»Lieber, verehrter Herr Nobel!

Ich wünschte innig, mich Ihrer Freundlichkeit und Güte würdig erweisen zu können, denn ich bin glücklich, Sie kennengelernt zu haben. Verzeihen Sie mir bitte, wenn ich der Stimme meines Herzens folge. Alle Versuche, sie zum Schweigen zu bringen, waren vergeblich.

Möge Ihr Herz die Größe besitzen, mir trotz allem ein freundschaftliches Andenken zu bewahren, selten in meinem Leben ist mir ein Abschied so schwergefallen.

Ihre ergebene Bertha Kinsky.«

Obleich sie sich schon auf den Augenblick freute, Arthur in die Arme zu schließen, war sie zornig auf ihn. Schließlich hätte er sich denken müssen, wohin sein Zögern führen konnte. Außerdem, wie stellte er sich ihre Rückfahrt vor? Noch hatte sie kein Geld verdient, und ihre Barschaft war so zusammengeschmolzen, daß sie keine Fahrkarte mehr kaufen konnte. Hätte er sich nicht

in ihre Lage versetzen müssen? Aber vielleicht hatte ihm seine Familie alle Zuwendungen entzogen?

Es fiel ihr sehr schwer, sich von dem mit Brillanten besetzten Kreuz zu trennen, das sie einst von ihrem Vormund Fürstenberg geschenkt bekommen hatte.

Sie bezahlte die Hotelrechnung und packte schnell ihre Sachen, als fürchtete sie, ihren Entschluß im letzten Augenblick umstoßen zu können, obgleich sie sich durch ihn wie befreit fühlte.

Nobels Mutter wunderte sich, als Alfred so schnell wieder abreisen wollte. Ihre Frage, ob er eilige Geschäfte zu besorgen habe, verneinte er. Auch fuhr er nicht nach New York, wo mit seiner Sprenggelatine ein Felsenriff im East River gesprengt werden sollte. Er wollte mit Shaffner, Bürstenbinder und Dittmar, die ihn hintergingen, nichts zu tun haben.

Plötzlich ging der Mutter ein Licht auf. Selten hatte sie ihren Sohn so heiter erlebt. Sollte er endlich ein weibliches Wesen gefunden haben, das auf ihn wartete? Überdachte sie einige seiner Äußerungen, so wurde ihr ihre Vermutung zur Gewißheit.

Alfred war verliebt!

Obgleich es sie schmerzte, freute sie sich darüber, denn so ungern sie Alfred mit einer anderen teilen mochte, so wichtig erschien es ihr doch, daß er eine Familie haben würde. Es gelang ihr bald, Alfred aus der Reserve zu locken. Wes das Herz voll war, des lief der Mund über! Selbst wenn sie etwas von dem abstrich, was Alfred ihr vorschwärmte – das Fräulein Kinsky war gewiß die richtige Frau für ihn.

»Warum hast du sie nicht mitgebracht? Ich hätte sie gern kennengelernt. Daß du die junge Frau allein gelassen hast, besonders jetzt, da sie ihre unglückliche Liebe noch nicht verwunden hat . . .«

Mamas Worte beunruhigten ihn. Er war wirklich leichtsinnig gewesen, Bertha allein in Paris zu lassen, wo

noch alles neu und fremd für sie war. Keinen Tag länger durfte er bleiben, er mußte sofort aufbrechen.

Zug und Schiff waren ihm viel zu langsam. Für solche Fälle müßte der Mensch fliegen können! Er las eine Erzählung von Lew Tolstoi, er blätterte Zeitungen durch, blickte aus dem Fenster, wechselte das Abteil mit dem Speisewagen.

Immer wieder trat ihm Berthas Gesicht vor Augen. Sie hatte ihm gestanden, daß ihr Herz noch an Arthur von Suttner hing. Wie konnte er nur so selbstsicher sein und glauben, daß sie auf seine Rückkehr und seinen Heiratsantrag warten würde.

Aber warum sollte sie nicht? Hatte sie doch aus ihrer Zuneigung zu ihm kein Hehl gemacht. War der Baron von Suttner überhaupt ein ernstzunehmender Rivale? Solche Herren »Von« würden nicht auf ihr Einkommen und ihr Erbe verzichten. In diesen Kreisen heiratete man nach spekulativen Gesichtspunkten. Die Mitgift war wichtiger als die Person.

Sie würde auf ihn warten. Und sie würde ihn lieben gewinnen. Wenn er wieder bei ihr war, würde sie den Suttner nach und nach vergessen und sich ihm ganz zuwenden. Ein Königreich wollte er ihr zu Füßen legen.

Lange blickte er sich auf dem Bahnsteig um. Erst, als der letzte Reisende gegangen war, wandte er sich dem Ausgang zu. Bertha würde im Wagen sein. Schließlich war sie noch nicht seine Frau. Hastig betrat er den Vorplatz. Der Kutscher öffnete die Wagentür. Beklommen setzte er sich. »Schnell!« rief er dem Kutscher zu, der sich mit unbewegter Miene auf den Bock schwang.

Was war geschehen. Er spürte Stiche in der Herzgend. Wollte Fräulein Kinsky ihn nicht in der Öffentlichkeit begrüßen? Scheute sie sich, eine Rolle zu spielen, die ihr nicht zustand, noch nicht?

Der Gedanke erleichterte ihn, aber er befreite ihn nicht von seiner Angst. Die Vorstellung, Bertha könnte ihn verlassen haben, wies er weit von sich. Schließlich

hatte sie sich bei ihm beworben. Sie hatten sich gut verstanden, er hatte sie angenommen. Unmöglich konnte sie mit etwas unzufrieden gewesen sein. Es lag nicht in ihrem Charakter, so etwas zu verschweigen.

Sein Personal erwartete ihn. Ihm war, als blicke er in traurige Gesichter. Sollte es zwischen Fräulein Kinsky und den Hausangestellten Streit gegeben haben?

Die inzwischen eingegangene Post lag wohlgeordnet auf seinem Schreibtisch. Er beachtete sie nicht, er sah nur das weiße Kuvert mit den Schriftzügen von Bertha.

»Herrn Alfred Nobel«.

Er setzte sich in den Lehnstuhl, schloß die Augen. Der Brief lag noch immer vor ihm.

Langsam öffnete er den Umschlag, entfaltete den Bogen, überflog den Text, las ihn noch einmal Wort für Wort, um sich zu überzeugen, daß er ihn verstanden hatte.

Aus! Vorbei! Ein Traum, ein Kartenhaus.

Wie ein angeschossenes Wild verkroch er sich in sein Arbeitszimmer. Niemand durfte ihn stören.

Er hatte versagt. Seine Mutter hatte es ihm vorhergesagt. Er war ein Tölpel, ein Unglücksrabe, ein Misanthrop erster Ordnung. Nur ein Narr konnte so handeln wie er. Hätte er Bertha mitgenommen, säßen sie jetzt Seite an Seite bei seiner Mutter. Herr von Suttner hätte schreiben und telegraphieren mögen, soviel er wollte. Nur ein Schritt hatte noch gefehlt, und er hätte diese Frau sein eigen nennen dürfen.

Genau vor zwei Tagen war sie abgereist. Der nächste Zug nach Wien fuhr in einer Stunde. Er mußte ihr nachfahren, er wollte sie zurückholen. Sie gehörte ihm. Er würde sie umstimmen, er liebte sie, sie mußte ihn erhören.

Sein Personal war es gewohnt, daß er kam und ging. Der Kutscher spannte an, verstaute sein Gepäck im Wagen.

Die Straßen lagen im Dämmerlicht. Gaslaternen er-

hellten mit gelbem Schein winzige Kreise. Die Hufe klirrten, die Räder rollten lärmend über das Pflaster.

Er preßte die Hand gegen die Stirn. Nur nicht die Nerven verlieren. Er war todmüde. Im Zug konnte er schlafen, endlich schlafen. Die Lokomotive stieß Dampf- wolken aus, der Schaffner schlug die Türen zu.

Nobel nahm seinen Platz ein, lehnte sich zurück. Kaum merklich setzte sich der Zug in Bewegung.

Den größten Teil der Strecke legte er im Dämmer- schlaf zurück. Nur ab und zu schreckte er auf, wenn der Zug anhielt oder die Lokomotive einen schrillen Pfiff in die Nacht schickte. Schon um drei Uhr in der Frühe färbte das Morgenrot den Horizont. Die Sonne stieg auf, ein rotleuchtender Ball, der immer heller wurde, bis er weißglänzend den Himmel überstrahlte.

Nobel zog den Vorhang vor das Fenster. So gern er sonst auf die vorübergleitende Landschaft blickte und sich an der schnellen Fahrt freute, er wollte nichts sehen. Auch zum Lesen fehlte ihm die Ruhe. Er dachte nur an Bertha Kinsky, malte sich aus, wie sie reagieren würde, wenn er ihr gegenübertrat, überlegte, welche Worte er sagen wollte, um sich ihr verständlich zu machen. Er durfte sich keine Enttäuschung, nicht seine Verbitterung und Verzweiflung anmerken lassen. Allein die Tatsache, daß er ihr nachgereist war, mußte sie umstimmen. Er würde ihr einen Ring überreichen, ihr gestehen, daß er ihr auch die Oberaufsicht seines Herzens anvertrauen wolle. Dann würde sein Haus, ihr Haus keine Öde mehr kennen, sondern voller Leben sein.

Kurz vor Wien sank sein Mut. Vielleicht würde sie ihn als aufdringlich empfinden, ihn abweisen, auslachen. Er stellte sich die Peinlichkeit einer solchen Szene vor: Herr von Suttner amüsierte sich über den alten Narren, der mit seinem Geld ein junges Weib zu gewinnen versuchte. Aber das würde Bertha nicht zulassen.

Das Hotel »Astoria« hatte ihm ein Appartement reser-

viert, große, hohe Zimmer mit Blick auf den Park. Kleine Räume konnte er nicht ertragen, darin bekam er Platzangst. Den Kopf in die Hände gestützt, überlegte er seine weiteren Schritte. Sollte er sich mit einem seiner Geschäftsfreunde in Verbindung setzen, um erst einmal Erkundigungen einzuziehen? Er könnte einen Advokaten darum bitten. Doch er wollte keinen Fremden in seine Herzensangelegenheit einbeziehen. Am besten war, er suchte ihren Bekannten, den Herrn Minister auf. Vielleicht wohnte Bertha bei ihm.

Mit Herzklopfen wartete er im Vestibül. Porträts in schweren goldenen Rahmen hingen an den Wänden. Heitere, ernste, stumpfsinnige, bärtige, glattrasierte Gesichter sahen auf ihn herab.

Der Minister kam persönlich, um ihn in sein Arbeitszimmer zu holen. »Welch eine Überraschung«, sagte er lächelnd. »Da hätte die Bertha doch wirklich die zwei Tage noch warten können, nicht wahr.« Er bot Nobel eine Zigarre an. »Wissen Sie, die jungen Leute heute haben keine rechte Geduld mehr. Alles muß gleich geschehen, als gäb es nicht genügend Zeit auf Gottes Erde.« Er hustete, blinzelte durch den Rauch der Zigarre. »Sehr liebenswürdig, mich zu besuchen. Habe schon viel von Ihnen und Ihren erstaunlichen Erfindungen gehört.« Er lächelte, wurde aber schnell wieder ernst, da er Nobels Miene nicht zu deuten wußte.

»Ist Fräulein Kinsky wohlauf?«

»Bertha? – Hat sie Ihnen denn nicht telegraphiert? Ich dachte schon, Sie wollten ihr nachträglich gratulieren. Heiratet heimlich Arthur von Suttner, kümmert sich um keine Verwandten, setzt sich mit ihrem Mann in den Zug und fährt – das hat sie mir noch mitgeteilt – ab in den Kaukasus. Das sind die jungen Leute von heute. Nicht mal ein Geschenk konnte ich ihr mitgeben.«

Nobel war bleich geworden. Als der Minister fragte, ob ihm nicht wohl sei und er ein Glas Wasser wünsche, wehrte er ab. »Die Anstrengung, die lange Fahrt. Schön,

daß ich Sie kennengelernt habe, Herr Minister. Wenn ich mich jetzt empfehlen darf.«

Der Boden schien aus Watte zu sein. Die Porträts schienen ihn anzugrinsen. Er kündigte das Appartement, ließ sich nach Baden fahren, einem Kurort südlich von Wien, um endlich allein zu sein.

Gleich nach dem Frühstück ging er in den Wald, wählte die schmalsten Pfade, um niemandem zu begegnen. Er lauschte den Vogelstimmen, beobachtete Käfer, Schmetterlinge, starrte lange auf die wirbelnden Fluten der Schwechat.

Allmählich kam er zur Ruhe. Bertha Kinsky hatte ihm nichts versprochen, ihn auch nicht hintergangen. Ihren Dienst hatte sie verlassen, ohne mit ihm zu sprechen. Aber angesichts der Hoffnungen, die er sich gemacht hatte, war es sinnlos, einen Gedanken daran zu verlieren. Er hatte versagt.

Seine Bitterkeit wich der Traurigkeit; er hatte einen Menschen verloren, der seinem Leben einen tiefen Sinn hätte geben können. Mit dieser Tatsache mußte er sich abfinden. Bertha von Suttner, so hieß sie ja nun wohl, war für ihn verloren.

Er ging den anderen Menschen nicht länger aus dem Weg, wich Begegnungen und Gesprächen nicht mehr aus. In einigen Tagen würde er nach Paris zurückfahren. Er mußte seine Unternehmungen konzentrieren, unter den verschiedenen Firmen die Marktanteile festlegen. Arbeit überwindet alles, hieß ein Spruch der Lateiner. Sollte es eine Schicksalsgöttin geben, dann hatte sie für ihn wohl nur diese vorbehalten. Die Liebesgöttin mußte bei seiner Geburt geschlafen haben.

Seine Wirtin fühlte sich bestimmt schlecht behandelt. Sie verwöhnte ihn mit Aufmerksamkeiten, während er nur einsilbige Antworten für sie übrig hatte. Er würde ihr ein ordentliches Trinkgeld geben, sie vorerst mit einem Blumenstrauß verwöhnen.

Bisher hatte er Blumenläden gemieden. Blumen erin-

nerten ihn an Hochzeiten. Zögernd betrat er das Geschäft.

»Sie wünschen?« Die Verkäuferin blickte ihn an.

»Ja«, er stockte, sah sich um.

»Wofür soll es denn sein, mein Herr?«

»Kein besonderer Anlaß, nur eine freundliche Geste.«

»Darf ich Ihnen einen Strauß zusammenstellen, mein Herr?«

»Ja, bitte, gern.«

Aufmerksam verfolgte er ihre Hantierungen. Sie hatte flinke Hände, eine zierliche Figur, die ihn an seine Mutter erinnerte. Geschickt ordnete sie die Blumen.

»Schön, wie Sie das arrangiert haben, Fräulein . . .«

»Hess, Sofie Hess.« Sie legte den Kopf in den Nacken. Ein Sonnenstrahl fiel auf ihr blondes Haar.

»Danke.« Er legte eine Münze auf den Tisch.

»Oh, sind Sie immer so großzügig?« Ihre Stimme klang angenehm.

»Mein Name ist . . . Alfred.« Verwirrt nahm er den Blumenstrauß an sich.

Sie kam hinter dem Ladentisch hervor, öffnete die Tür. »Servus, mein Herr.« Sie machte einen Knicks und lächelte, als er sich noch einmal umblickte.

Ihm war seltsam zumute, während er seine Pension aufsuchte. Er hatte sich mit seinem Rufnamen vorgestellt. Das war ihm noch nie passiert.

Den Strauß bekam seine Wirtin nicht, er steckte ihn in eine Vase auf dem Wandbrett seines Zimmers.

Sofie!

Immer wieder kehrten seine Gedanken zu der Blumenverkäuferin zurück. Am nächsten Vormittag suchte er abermals das Geschäft auf, er brauchte ja noch einen Strauß für seine Wirtin. Doch Sofie war nicht im Laden.

Enttäuscht schlenderte er die Straße entlang. Plötzlich blieb er stehen.

Sofie trat aus einem Gartentor, verhielt den Schritt. »Ach«, sagte sie, »schade, aber heute habe ich frei.«

»Das trifft sich ja gut.« Er reichte ihr die Blumen. »Dann darf ich Ihnen wohl eine Freude bereiten?«

Sie nahm den Strauß mit einem Knicks entgegen. »Ich wollte gerade ins Café gehen. Würden Sie bitte einen Augenblick warten?« Sie verschwand in dem kleinen Haus, das von einer Kastanie überragt wurde.

Als sie zurückkehrte, trug sie ein Rhabarberblatt, in dem sich Walderdbeeren befanden. »Die habe ich heute in der Frühe gepflückt, mein Herr. Sie werden Ihnen bestimmt schmecken.«

»Nur, wenn Sie mit zugreifen, Fräulein Sofie.«

Sie bummelten bis zum »Café Rose«, aßen abwechselnd von den Früchten. Die letzte Erdbeere gehörte ihm, doch er steckte sie ihr in den Mund. Ein seltsames Gefühl ergriff ihn, als er ihre Lippen berührte. Sie aber lachte und funkelte ihn aus dunklen Augen an.

»Ich habe auch Appetit auf einen Kaffee. Darf ich mich Ihnen anschließen?« Er fühlte sich unternehmungslustig, legte seine Hand auf ihren Rücken, führte sie an einen Tisch.

»Bestellen Sie sich bitte alles, was Ihr Herz begehrt. Sie sind mein Gast.«

»Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr. Danke.« Sie zierte sich nicht und bestellte außer Kaffee und Kuchen noch eine große Portion Eis.

Ihm gefiel ihre ungezwungene Art. Sie plauderte munter drauflos. Bald wußte er, daß sie allein in Baden lebte, hin und wieder Verehrer gehabt hatte, ohne bisher den Richtigen gefunden zu haben. »Entweder waren sie mir zu grün, zu geizig oder zu frech. Ein anständiges Mädchen muß auf sich halten, besonders dann, wenn es außer sich selbst nichts in die Ehe einbringen kann. Meine Eltern sind sehr früh gestorben, ich bin bei Stief-

eltern aufgewachsen. Auf ihre Art meinten sie es sicherlich gut, doch nach meinem einundzwanzigsten Geburtstag hielt ich es für besser, auf eigenen Füßen zu stehen.« Sie ließ Eis auf der Zunge zergehen. »Wollen Sie mir nicht verraten, mit wem ich die Ehre habe?«

»Doch, aber wir sollten dabei ein bißchen ausfahren. Ich werde einen Fiaker bestellen, wenn Sie mögen. Wir fahren zu einem Gasthaus und werden dort zu Mittag essen. Einverstanden?«

Ihre Begeisterung rührte ihn. Sie freute sich über die Pferde, über die Fahrt durch den Wald, lachte und schwärmte wie ein Kind. »Ich könnte Sie umarmen, aber ich glaube, Sie sind ein sehr feiner Herr und würden Fal-sches von mir denken.«

»Auch meine Eltern waren sehr arm.«

»Und wodurch sind Sie reich geworden?«

»Ich hatte Glück mit einigen Erfindungen.«

»Wenn Sie einmal arm waren, können Sie sich sicher in meine Lage versetzen, Herr . . .«

»Alfred Nobel.«

»Nobel sind Sie wirklich«, sagte sie anerkennend.

»Aber mein Name hat damit nichts zu tun, Fräulein Sofie. Wir betonen die zweite Silbe, denn der Name leitet sich von einem Vorfahren ab, der sich Nobellius nannte. Dieser war Soldat und fürs Kurze. Er ließ den Rest des Namens weg.«

»Das finde ich lustig, ist aber eigentlich schade. Nobellius klingt so vornehm.«

»Wir müssen mit den Sünden der Väter zurechtkommen.«

»Da haben Sie recht.« Sie seufzte, gleich darauf lachte sie wieder. »Wir wollen deswegen nicht traurig sein. Ihr Name gefällt mir, wie er ist.«

»Nennen wir uns lieber beim Rufnamen.« Er reichte ihr die Hand, hielt sie lange fest. »Ich bin froh, daß Sie mir Gesellschaft leisten.«

Sie errötete wieder. »Sind Sie denn nicht verheiratet?«

»Ich hatte dazu bisher keine Zeit.«

Sie blickte ihn ungläubig an. »Das kann ich mir nicht vorstellen. Haben Sie denn nicht Ihre Leute?«

»Doch, viele sogar, aber die haben mehr Zeit als ich, schließlich muß ich für alle dasein und obendrein immer wieder Neues erfinden.«

»Davon verstehe ich nichts. Was machen Sie denn eigentlich?«

»In meinen Fabriken werden Sprengstoffe hergestellt.«

Sie rückte von ihm ab. »Aber das ist ja furchtbar.«

»Aber nein. Sprengstoffe erleichtern die Arbeit. Ich werde es Ihnen erklären.«

Sie hörte aufmerksam zu. »Verzeihen Sie mir bitte, ich hatte bei Sprengstoffen immer nur an Krieg gedacht.«

Das Ausflugsziel lag vor ihnen, der Hügel mit dem Gasthaus, von dem sie einen weiten Blick ins Tal und auf die Berge hatten.

»Hier bin ich noch nie gewesen!« Sie jauchzte. »Haben wir ein Glück mit dem Wetter! Ein Vogel möchte ich sein und einfach so über Bäume und Felsen dahinschweben.«

»Das Fliegen wird der Mensch sicher noch lernen.«

»Wollen Sie das auch erfinden?«

»Ich weiß nicht. Damit hätte ich wohl früher anfangen müssen.«

»So alt sind Sie doch noch gar nicht.«

Er legte seinen Arm um ihre Schulter, zog sie sanft an sich. Er spürte ihre Wärme, den Duft ihres Haares, ihren leichten Widerstand.

Unterhalb des Gasthauses schäumte ein Gebirgsbach dahin. In den stillen Buchten standen Forellen, den Kopf gegen die Strömung gerichtet. Ab und an schnellte eine wie ein Blitz aus dem Wasser. Sonnenstrahlen zitterten über den Bachgrund, auf dem sich die Baumkronen spiegelten.

»Ach, ist es hier schön!« Sofie Hess atmete die feucht-

kühle Luft tief ein. »Wie würzig es hier riecht. Wenn ich einmal genügend Geld gespart habe, werde ich mir so ein Gasthaus kaufen. Dann können Sie mich immer besuchen, ich werde Ihnen das beste Zimmer aufheben und die schmackhaftesten Speisen zubereiten.«

»Das ist wirklich sehr lieb von Ihnen, Fräulein Sofie. Worauf haben Sie denn Appetit?«

»Eine Forelle möchte ich essen, frisch aus dem Bach. Ob das möglich sein wird?«

Der Wirt stieg gerade eine Holztreppe hinunter, die bis in den Bach hineinreichte. Dort schwamm ein mit kleinen Löchern versehener Kasten. Der Mann öffnete den Deckel, tauchte einen Kescher hinein und fischte zwei Forellen heraus, die wild in dem Netz um sich schlugen.

»Die armen Tierchen.« Sofie lehnte sich an Nobels Arm.

»Und Sie wollen ein Gasthaus führen?«

»Ich werds schon noch lernen.« Sie beugte sich über das Wasser und betrachtete ihr Spiegelbild.

»Gut sehen Sie aus, Fräulein Sofie. Sie haben ordentlich rote Wangen bekommen.«

»Blaß gilt als vornehm. Aber Puder ist teuer.«

»Ich bin für eine natürliche Hautfarbe. Gekünsteltes gefällt mir nicht.«

»Sie sehen auch aus wie ein Naturbursche. O Gott, entschuldigen Sie, das ist mir so herausgerutscht. Ich meine, daß Sie aussehen wie jemand, der sich viel im Freien aufhält.«

»Es hat außer mir niemand etwas gehört, Fräulein Sofie. Kommen Sie, wir wollen einen Platz wählen. Wie wäre es hier draußen unter den Kastanien?«

Der Kutscher hatte an einem Tisch für Dienstleute Platz genommen. Er aß und trank nach Herzenslust, Nobel hatte ihn eingeladen.

»Hoffentlich findet er den Rückweg«, sagte Sofie. »Bei dem Durst, den er hat.«

»Schon gut«, beruhigte sie Nobel. »Er wird wissen, wieviel er verträgt.«

Der Wirt erkundigte sich persönlich nach ihren Wünschen. Zufrieden stellte Sofie fest, daß Nobel von allem nur das Beste bestellte und der Wirt sie wie eine feine Dame behandelte, obgleich sie nur ein schlichtes Kleid trug.

Noch nie hatte sie so einen wohlschmeckenden Wein getrunken. Sie wagte kaum zu nippen, bis Nobel sie ermunterte und die ersten Schlucke sie erwärmten. »So ein Glückstag! Noch nie ist es mir so gut ergangen.« Sie stieß mit ihm an, trank, verschluckte sich, ließ sich auf den Rücken klopfen, lachte.

Beim Essen gab sie sich Mühe, die Speisen nach der Etikette zu verzehren, aber es gelang ihr nicht immer. Er sah um so leichter darüber hinweg, als ihre Anmut ihn bezauberte. Auch waren sie hier im Freien, den Blicken anderer kaum ausgesetzt. Sie konnten sich ungezwungen bewegen.

Sofie aß mit dem Appetit eines Menschen, der seine Bedürfnisse bisher nur an einer unteren Grenze befriedigen konnte. Das Menü war vorzüglich, es fehlte nicht an Salaten und Früchten, der Wein erhöhte den Genuß, das Zuckerl mit dem Mokka rundete die Mahlzeit ab. »So lecker habe ich überhaupt noch nie gegessen!« rief sie aus. »Mamma mia, bin ich satt.« Sie japste, ließ sich gern noch von dem Wein nachschenken.

Während des Spaziergangs fühlte sie sich beschwingt. Hin und wieder blieb sie stehen, drehte sich im Kreis, daß ihr Rock einen weiten Bogen beschrieb. Sie ergriff Nobel bei den Händen, wirbelte ihn um sich herum, bis er außer Atem kam.

Plötzlich wurde sie ernst. Besorgt fragte er, ob ihr etwas fehle, doch sie schüttelte den Kopf. »Ich dachte an morgen. Der Tag heute dürfte nie zu Ende gehen. Es ist wie ein Traum, bei dem man das Erwachen fürchtet.«

»Vielleicht ist es gar kein Traum, Sofie.«

»O doch. Für mich schon. Sie können vielleicht jeden Tag so leben.«

»Da irren Sie, verehrtes Fräulein. Auf mich wartet mehr Arbeit, als Sie denken. Allerdings arbeite ich gern. Die Arbeit war mein Lebensinhalt, vorwiegend, bis heute.«

»Dann ist Ihre Arbeit bestimmt viel interessanter als meine und wird sicher ganz anders bezahlt. Ich würde mich so gerne schön machen, elegante Schuhe und Kleider tragen. Wie ein richtiges Fräulein.«

»Aber Sie gefallen mir so, wie Sie sind.«

»Ich könnte Ihnen noch viel besser gefallen.« Sie umarmte ihn und küßte ihn auf die Wange, sprang zurück, senkte den Kopf. »Verzeihen Sie. Sie sind sehr gültig zu mir.«

Er zog sie an sich. »Sie gefielen mir vom ersten Augenblick. Haben Sie nicht Lust, mir öfters Gesellschaft zu leisten?«

Es tat ihm gut, sie in den Armen zu halten. Ihm war, als müßte er sie beschützen, gleichzeitig zog sie ihn an.

Sie hob den Kopf. Ihre Augen waren naß. »Sie stehen so weit über mir, Herr Nobel, daß ich Ihnen nie genügen würde.«

»Sagen Sie nicht so etwas, Sofie. Ich bin kein Graf oder Baron, sondern ein einfacher Mann.«

»Sie sind reich und gebildet, ich bin arm und ein dummes Frauenzimmer.«

»Sie sind schön und jung, das ist mehr als alt und reich. Ihre Bildung können Sie vervollkommen. Es ist nicht schwer, Sprachen zu erlernen.«

»Sagen Sie mir bitte etwas auf französisch.«

»Oui, oui, Mademoiselle, vous êtes très beaux et très aimable.«

»Oh, das klingt gut. Wie heißt das auf deutsch?«

»Sie bringen mich in Verlegenheit, Sofie. Nach einer so kurzen Bekanntschaft schickt es sich nicht, einer Dame so etwas zu sagen.«

Sie zog einen Schmollmund, doch sie bedrängte ihn nicht. »Gut, ich werde Französisch lernen. Ihnen zu liebe.«

Der Tag verging mit heiteren Gesprächen. Ihm gefiel ihr Liebreiz, ihre Herzlichkeit. Was ihr an Bildung und gutem Benehmen fehlte, konnte sie lernen. Er würde ihr helfen.

Ihr Schicksal berührte ihn. Hatte er sich in sie verliebt? Der Gedanke, sie in Kürze nicht mehr sehen zu können, beängstigte ihn. Er wunderte sich über sich selbst, daß er sich in so kurzer Zeit ein zweites Mal für eine Frau interessierte. War ihm Bertha nur deshalb begegnet, um ihn zu Sofie zu führen?

Wie schnell hatte er Bertha über Sofie vergessen. War sie ein Ersatz oder in Wirklichkeit die Richtige?

Diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf, nachdem er Sofie nach Hause gefahren hatte. Es war schon spät, die Sterne funkelten über den Bäumen, der Mond hing wie ein Schiff neben der Milchstraße dicht über dem Horizont. Er spürte noch den Kuß, den Sofie ihm auf die Wange gedrückt hatte. Sie hatte volle Lippen, gern hätte er sie richtig geküßt, doch er fürchtete, sein struppiger Bart könnte sie abschrecken.

Er war sich höchst unsicher, ob sie ihn mochte. Vielleicht hatte er ihr nur imponiert. In ihren Augen mußte er schon ein alter Mann sein. Auf jeden Fall würde er noch bleiben, um sich über seine und ihre Gefühle mehr Sicherheit zu verschaffen.

Sofie wollte sich einige Tage freigegeben lassen. Dann konnten sie in den Wiener Wald fahren. Er wußte sehr wenig von ihr und sie noch viel weniger von ihm. Auf jeden Fall war sie nicht gebunden wie Bertha.

Ob die Komteß überhaupt zu ihm gepaßt hätte? Ihre Erziehung und Bildung waren vorzüglich, aber viel Herz war bei ihren Gesprächen nicht dabei gewesen. Vielleicht hatten sie ihre Gefühle totgeredet? Die Komteß war mehr Dame, weniger Frau. Sie hätte später auch da

regieren wollen, wo er allein zu bestimmen gewohnt war.

Das könnte ihm mit Sofie Hess nicht passieren. Und sie würde ihm sicherlich dankbar sein, wenn er ihr eine Entwicklung ermöglichte, von der sie nicht einmal träumen konnte. Sie schien gutherzig zu sein, anhänglich, vielleicht sogar liebevoll.

An eine Heirat wollte er allerdings vorerst nicht wieder denken. Nur weil er einen Korb bekommen hatte, konnte er sich nicht einfach umdrehen und die Nächste beste auffordern. Aber der Gedanke an ein Zusammenleben mit Sofie erschien ihm gar nicht so abwegig. Wenn sie sich als das zeigte, was er sich wünschte, dann würde er sie auch heiraten.

Alles brauchte seine Zeit, er wollte sich nicht drängen lassen. Doch sein Wunsch, eine Frau an seiner Seite zu haben, war stärker denn je. Er fühlte sich zu der kleinen Sofie hingezogen. Hoffentlich bekam sie frei, aber das Geld, das er dem Inhaber des Blumengeschäfts als Entschädigung bot, würde schon dafür sorgen. In Gedanken an sie schlief er ein.

Sofie kam sich vor wie ein Sterntalerkind. Wenn sie es sich auch oft gewünscht hatte, die Aufmerksamkeit eines feinen Herrn zu erringen, daran geglaubt hatte sie nicht. Sie betrachtete sich im Spiegel. Ihre Wangen glühten, ihre Augen funkelten fröhlich. Eigentlich fand sie sich ganz hübsch, wenn auch ein bißchen zu klein. Aber dem Herrn Nobel schien es nichts auszumachen. Er war einfach nett, sie hatte sich in seiner Gesellschaft wohl gefühlt. Eingebildet war er nicht, obgleich er ein bedeutender Mann sein mußte. Er war bestimmt gutmütig. Daß sie ihm in ihrem einfachen Kleid gefallen konnte! Zweifelnd sah sie an sich herunter. Morgen mußte sie wieder in diesen Sachen erscheinen. Ihre Schuhe waren auch ziemlich abgelaufen. Außer einer bescheidenen silbernen Kette besaß sie keinen Schmuck. Einen Augenblick lang wünschte sie, daß ihr Chef ihr nicht freigeben

möge. Aber dann dachte sie an den schönen Tag und fürchtete, Herr Nobel könnte seine Einladung zurücknehmen.

27

Alles erschien ihr wie ein Traum. Nobel holte sie mit einem Wagen ab und fuhr mit ihr zu dem teuersten Modengeschäft am Platz.

»Ich möchte Ihnen eine Freude bereiten, Fräulein Sofie. Wir wollen ein paar Tage verreisen, ich habe Sie dazu überredet, also muß ich auch für die entsprechende Kleidung aufkommen. Bitte, suchen Sie sich ein Reisekostüm aus und Garderobe für abends, zu allem das passende Schuhwerk, Handschuhe, Hüte, Bänder, Schirm und so weiter, kurzum alles, was dazugehört. Und nehmen Sie bitte von allem das Beste. Die Rechnung geht an mich.«

Er half ihr aus dem Wagen, führte sie ins Geschäft. Als er ihre Hilflosigkeit bemerkte, ließ er den Geschäftsführer rufen. »Wollen Sie bitte persönlich dafür sorgen, daß Fräulein Hess in jeder Hinsicht auf das Zuvorkommendste bedient wird. Ich hinterlege zu Ihrer Sicherheit zweitausend Gulden.«

»Aber das ist doch nicht nötig«, erwiderte der Geschäftsführer, verbeugte sich zweimal, nahm das Geld, verbeugte sich gegenüber Fräulein Hess, geleitete sie in den Salon, nachdem er nochmals versichert hatte, daß in einer Stunde alles zur Zufriedenheit geregelt sein würde.

Als Nobel das Geschäft wieder betrat, war er selbst überrascht. Vor ihm stand eine Prinzessin. Sie trug ein Reisekostüm aus rehbraunem Wollstoff, hellbraune Stiefelchen und Handschuhe, ein bordeauxrotes Halstuch und einen Hut mit schwarzer Feder. In der einen Hand hielt sie ein passendes Handtäschchen, in der anderen einen Koffer.

Offensichtlich hatte sie die Wirkung der neuen Kleidung im Spiegel geprüft, denn sie blickte ihn siegessicher an.

Als er ihr freundlich zunickte, ließ sie den Koffer fallen und fiel ihm um den Hals. Nach der ersten Überraschung schob er sie zurück, mühsam seinen Verdruß verbergend. »Warten Sie bitte im Wagen, Fräulein Hess«, sagte er förmlich. Er beglich die Rechnung und verließ eilig das Geschäft.

»Habe ich zuviel ausgegeben?« fragte sie zaghaft, als er sich neben sie gesetzt und dem Kutscher Anweisung zum Abfahren gegeben hatte.

»Es schickt sich nicht, vor Dienstleuten so aus sich herauszugehen, verehrtes Fräulein.«

»Aber ich habe mich doch so sehr über Ihr Geschenk gefreut. Gefalle ich Ihnen denn nicht?« Sie blickte ihn mit Tränen in den Augen an.

»Doch, sehr, mein Kindchen.« Er streichelte ihr über den Kopf. »Es war dumm von mir, Sie zu tadeln. Da unternehmen wir eine Ferienreise, und ich alter Brummbar nörgle herum. Vergessen wir es.« Er tupfte ihr die Tränen ab. »Sonst verwischen Sie noch Ihre Schminke«, scherzte er. »Noch einmal wollen wir diesen Salon nicht aufsuchen.«

Auf der Fahrt in den Wiener Wald kamen sie schnell ins Gespräch. »Erzählen Sie mir bitte von der großen weiten Welt. Wie war es in Rußland, wie in Amerika, wie ist es in Schweden, wie leben Sie in Paris?«

Ihre bewundernden Ausrufe erheiterten ihn. Als er ihr von dem heftigen Sturm auf dem Atlantik erzählte, zitterte sie vor Angst. »Aber Mut haben Sie«, sagte sie anerkennend.

»Wenn man mit Sprengstoffen umgeht, darf man nicht ängstlich sein, besonders als Verantwortlicher. Mein Freund Alarik Liedbeck hat in Vinterviken eine Katastrophe dadurch verhindert, daß er, als beim Löschen von Salpeter ein Feuer ausbrach, sämtliche Behälter mit

Nitroglyzerin aus den brennenden Gebäuden herausholte.«

»Hätte er dabei umkommen können?«

»Man muß die Größe der Gefahr beurteilen. Ich sah aus einem Fabrikgebäude gefährliche Dämpfe aufsteigen. Der Sprengstoff war in Zersetzung geraten. Ich befahl den Arbeitern, sich sofort in Sicherheit zu bringen, dann öffnete ich die Fenster und Türen, legte Eis auf die Behälter. Die Explosion blieb aus.«

»Da müßte ich ja immer Angst um Sie haben, wenn . . .« Sie unterbrach sich.

»Wie meinen Sie das, Sofie?« fragte er leise.

»Ach, das war nur so ein Gedanke. Ich hätte Sie zurückgehalten. Sie dürfen Ihr Leben nicht einfach aufs Spiel setzen.«

»Das ist lieb von Ihnen, so zu denken, doch ganz ohne Risiko gehts im Leben nicht.«

Sie nahm seine Hand und streichelte sie. »Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt nicht neben Ihnen sitzen dürfte.«

»Ist doch nichts passiert, Sofie.« Er legte seinen Arm um ihre Taille. »Jetzt wollen wir aber von schöneren Dingen sprechen. Sehen Sie den Felsen und dahinter das Gasthaus?« Er zog sie über sich an sein Fenster.

»Da ist ein Wasserfall!« rief sie begeistert. »Wollen wir hier eine Pause einlegen?«

Sie stiegen aus, vertraten sich die Beine, bestellten Frühstück. Am liebsten hätte sie die Arme in die Luft geworfen, doch sie war jetzt eine feine Dame und mußte sich würdig bewegen. So ein Kostüm bewirkte mehr als ein schönes Gesicht, denn noch nie war sie so zuvor kommend bedient worden. Sie machte sich darüber lustig, doch Nobel sagte, daß sich das nicht gehöre.

Sie schwieg eingeschüchtert. Ihre Stiefelern unterhielten ein kleines Geschäft, in dem keine vornehmen Leute einkauften. Aber sie wollte ihn nicht wieder blamieren. Einiges hatte sie ja den Kavalieren und Damen,

die im Blumenladen einzukaufen pflegten, abgeguckt. Nur hatte sie nie geglaubt, selbst einmal so vornehm tun zu müssen. In ihren Kreisen hätte man sie ausgelacht.

Am Nachmittag stiegen sie in einem eleganten Hotel ab. Es fiel ihr nicht leicht, sich so zu bewegen, wie es allem Anschein nach von ihr erwartet wurde. Sie fühlte sich eingeengt und kam sich linkisch vor. Zum Glück schien Nobel das nicht zu bemerken.

Erst in ihrem Appartement fühlte sie sich wieder sicherer. Staunend betrachtete sie die kupferne Badewanne, die gemusterten Fliesen, den großen goldgerahmten Spiegel. Sie lief barfuß über die dicken Teppiche, zog die Gardinen zurück, trat auf den Balkon. Unter ihr lag ein kleiner See mit einer bewaldeten Insel in der Mitte. Über den Bäumen erhob sich der Turm einer Kapelle. Boote glitten über die glänzende Wasserfläche, die an einer Seite von einem hohen Felsen begrenzt wurde. Das Gestein schimmerte weiß, und oben thronte ein Schloß mit einer Kirche.

Sie hörte eine Uhr schlagen und zählte die Glockenschläge mit. In zwei Stunden wollte Nobel sie abholen. Sein Appartement lag direkt neben dem ihren, ihre Balkons grenzten aneinander. Sie lief in den Salon zurück, sprang auf das breite Bett, hüpfte herum, bis sie erschöpft auf die Kissen fiel.

Als Nobel klopfte, war sie noch nicht fertig angezogen. Sie ließ ihn eintreten und im Salon warten. »Nur einen Augenblick noch«, sagte sie. Er mußte sich eine Viertelstunde gedulden, doch ihm wurde die Zeit nicht lang. Hin und wieder sah er sie durch die weitgeöffnete Flügeltür und auch im Spiegel. Sie bewegte sich graziös, Kleid und Schmuck sowie die Schuhe standen ihr vorzüglich. Jederzeit konnte sie neben Bertha bestehen! Aber diesen Vergleich wollte er nicht mehr ziehen, denn damit tat er Sofie unrecht. Was ihr noch fehlte, würde sie nachholen. Auf jeden Fall war sie der Komteß an Ursprünglichkeit und Gemüt überlegen.

Sorgfältig betrachtete Sofie sich im Spiegel, bevor sie in den Salon trat. Nobel erhob sich. »Schön sehen Sie aus, wie eine Elfe.« Er schloß sie in die Arme, spürte ihre Wärme und Freude.

»Alles verdanke ich nur Ihnen. Noch nie war ich so glücklich. Aber ich habe Angst, daß alles nur ein Traum sein könnte.«

»Die Angst will ich Ihnen nehmen.« Ein lang entbehrtes Gefühl ergriff ihn. Er preßte sie an sich und erwiderte den Kuß.

Die Tage vergingen auch ihm wie im Traum, und immer schneller näherte sich das Ende ihres Urlaubs. Unruhe und Hast mischten sich unter die besinnlichen Stunden. Aber er mußte nach Paris zurück, und noch wollte er sie nicht mitnehmen. Sie sollte ihre Verhältnisse ordnen, ihre Stelle aufgeben, sich eine Lehrerin für französische Sprache suchen und fleißig üben. Die Kosten wollte er übernehmen, auch für eine kleine Wohnung in Wien, damit sie unabhängig und standesgemäß leben konnte.

Sie konnte es noch nicht fassen. Am liebsten wäre sie gleich mit nach Paris gefahren, aber sie verstand ihn.

Der Abschied auf dem Wiener Bahnhof fiel ihr schwer. Es war ihr, als habe sie ihren Beschützer für immer verloren. Das Geld, das er ihr gab, noch nie hatte sie soviel besessen, kam ihr wie eine Abfindung vor. Wahrscheinlich hatte er sich nur ein paar lustige Tage machen wollen. Traurig stand sie am Zug, der ihn in unerreichbare Ferne entführen würde. Sie versuchte zu lächeln, dennoch liefen ihr Tränen über die Wangen.

Alfred war gerührt, doch zugleich schien es ihm peinlich zu sein. Solche Szenen vor anderen Leuten mochte er nicht; er strich ihr nur kurz über die Haare, bevor er in sein Abteil ging. Aus dem Fenster warf er ihr einen mahnenden Blick zu; da wandte sie sich ab und rannte vom Bahnsteig.

Wie in Trance lief sie durch die Straßen, bis sie vor

dem ihr vertrauten Café in der Prager Straße stand. Ein paar Häuser weiter wohnten ihre Stiefeltern, doch die wollte sie nicht sehen.

Die Serviererin betrachtete sie erstaunt. »Ja, bist du nicht das Sofferl!« rief sie aus. »Hast du einen Schatz gefunden?«

Sofie war nicht nach Reden zumute. Schweigsam trank sie ihren Kaffee, aß ein Stück nach dem anderen von der Sachertorte, die sie sich früher nicht hatte leisten können.

Inzwischen schickte die Wirtin ein Küchenmädchen zu Sofies Stiefeltern. Gerade wollte Sofie bezahlen, als ihre Stiefmutter durch die Tür rauschte. Sie blieb überrascht stehen, als sie Sofie erblickte.

»Ja, mein Gott, bist du es wirklich?« Sie pflanzte sich vor Sofie auf, stemmte die Hände in die Hüften, holte tief Luft. »Und da kommst du nicht nach Hause?« Sie bemühte sich um einen freundlichen Ton, doch sie konnte weder ihren Neid noch ihre Bewunderung ganz verbergen.

»Willst mir nicht auch etwas spendieren?«

»Doch, doch. Aber ich habe keine Zeit mehr.«

»Für deine Mutter keine Zeit? – Mußt du ins Geschäft oder wohin so eilig?« Sie tätschelte Sofies Hand. »Mußt nicht denken, daß wir dich gern fortgelassen haben, Sofferl. Fehlst uns an allen Ecken und Enden.«

Sofie bestellte der Stiefmutter einen Kaffee und Torte, bezahlte gleich, denn sie mußte sich um ihre Wohnung kümmern und das Gepäck vom Bahnhof holen.

»Willst doch deine Mutter nicht allein hier sitzen lassen. Hast mir noch gar nicht erzählt, wie du lebst und woher du so feine Sachen bekommst.«

Nach und nach holte sie alles aus Sofie heraus, was sie wissen wollte. Sie begriff schnell, daß ihre Tochter einem Goldesel begegnet war.

Sofie erging es wie Hans im Glück. Sie spürte zwar, daß die Sorge, die sich ihre Stiefmutter plötzlich um sie

machte, vorgetäuscht war, doch es tat ihr gut, sich mit jemandem über ihre Erlebnisse unterhalten zu können.

»Wirst schon sehen, mein Kind, daß du nicht allein bist. Vater wird dein Gepäck abholen. Das Geld für die Wohnung können wir doch wirklich sparen. Du bekommst das schönste Zimmer bei uns ganz für dich allein, brauchst dich nicht mit fremden Leuten abzugeben und ins Gerede zu kommen. Können das Geld doch wahrhaftig selbst gut genug gebrauchen, Sofferl.«

Widerstrebend, zugleich erleichtert, nicht auf Zimmersuche gehen zu müssen, gab Sofie nach. »Ich habe aber gar keine Zeit, im Haus mitzuhelfen«, sagte sie.

»Werden wir das wollen?« Frau Hess lächelte besitzergreifend. »Wirst alle Freiheiten haben, Sofferl, bist jetzt eine feine Dame. Wenn der Herr Nobel sein Versprechen hält, wirst du eines Tages ein sehr gutes Leben haben. Und vielleicht auch an deine armen Eltern denken. Denn undankbar wirst du doch nicht sein wollen. Gott hat ein Auge auf dich geworfen. Wenn du gut zu deinen Eltern bist, wird er dich lieben und deine Wünsche erfüllen.«

Vom Stiefkind wurde sie zum Hätschelkind. Ihre Stiefschwester, die immer bevorzugt worden war, mußte für sie ihr Zimmer räumen. Hausarbeiten brauchte sie nicht zu übernehmen, denn sie sollte ihre Hände pflegen. Allerdings verlangte die Stiefmutter nicht wenig für Kost und Logis. Sie hatte sich heimlich genaue Kenntnisse über Sofies Mittel verschafft.

Als diese zur Neige gingen, sagte sie: »Willst du deinen Kavalier nicht daran erinnern, daß du deine Arbeit aufgegeben hast?«

Sie hatte sich inzwischen erkundigt, wer Alfred Nobel war, und sie meinte, daß er unsagbar reich sei und mehr für Sofie tun müsse.

Sofie weigerte sich zu betteln. Sie bereute, daß sie wieder in die Abhängigkeit der Stiefeltern geraten war. Außerdem quälte sie das schlechte Gewissen, denn die

paar Stunden Unterricht in der französischen Sprache standen in keinem Verhältnis zu allen anderen Dingen, die sie unternommen hatte. Wenn sie in einem eleganten Hotel speiste, fühlte sie sich Alfred verbunden. In ihrer neuen Garderobe konnte sie Bälle besuchen, tanzen, die Aufmerksamkeit genießen, die ihr Kavaliers entgegenbrachten.

Die Angst, Nobel nie wiederzusehen, schwand, als sie den ersten Brief erhielt. »Mein liebes süßes Kindchen, es ist Mitternacht, die Direktoren haben mich soeben verlassen. So bald wie irgend möglich telegraphiere ich Dir, wo und wann wir zusammentreffen können. Unterdessen grüßt Dich tausendmal recht herzlich und wünscht Dir alles Gute Dein ergebener Freund Alfred.«

Unmöglich konnte sie ihn jetzt um Geld bitten. Ihre Stiefmutter sah das ein. »Ich leihe es dir, Sofferl. Wirst es mir vergelten, sobald du ihn wiedersiehst, nicht wahr?«

Doch statt der Depesche kam ein Brief, der ihre Hoffnung zunichte machte. »... Leider ist heute früh die Unglückspost von einer Explosion in der schottischen Fabrik eingetroffen, so daß ich gezwungen bin, dorthin zu reisen. Ich werde nicht wenig jubeln, wenn ich zurückkehren kann. Du weißt wohl, daß ich darunter auch ganz andere Gründe verstehe. Pflege Dich gut, liebes Kind, und mach Dir keine Sorgen. Ein herzlich Lebewohl, Dein Freund Alfred.«

Ihre Stiefmutter fand den Brief nicht besorgniserregend. »Was soll ihm passieren? Hauptsache ist, er mag unser liebes kleines Sofferl. Mit einem solchen Herrn muß man viel Geduld haben. Bestimmt wird er dich nach Paris einladen. Stell dir vor, was für schöne Sachen du da mitbringen kannst!« Frau Hess verdrehte die Augen, als sähe sie in eine Schatzkammer. »Laß es dich nicht verdrießen, genieße das Leben. Ich leihe dir gerne noch mehr Geld.«

Sofie konnte nicht widerstehen, doch sie wollte spa-

ren. Ungeduldig lief sie jeden Morgen und Nachmittag zum Postamt. Nach drei Tagen bekam sie den nächsten Brief.

»... ich sitze in diesem kleinen Nest, wo der Wind aus allen Richtungen heult. Wie geht es Dir, mein liebes, gutes Kind, in Abwesenheit des alten Brummbären? Spinnt Deine Phantasie goldene Fäden in die Zukunft, oder wandert die junge Seele durch das Schatzkammerlein des Gedächtnisses? Oder sind es süße Bilder der Gegenwart, die Deine Stunden bezaubern? Vergeblich versucht meine Wahrsagerei dieses Rätsel zu ergründen. Aber ich flüstere Dir aus weiter Entfernung einen sehnlichsten Wunsch, daß es Dir wohlgerhe. Gute Nacht...«

Lange dachte sie über die Zeilen nach, mit denen sie nichts Rechtes anzufangen wußte. Sie hatte sich auf ein Wiedersehen gefreut, doch es schien in weite Ferne gerückt. Sie fühlte sich zwischen Himmel und Erde, sah kein Ziel und keinen Weg. Doch ihre Stiefmutter machte ihr Mut.

»Wirst ihn schon wiedersehen. Schreibe ihm nur fleißig. Solltest ein bißchen klagen, daß du so lange mit dem Geld nicht ausreichen konntest.«

Endlich kam die ersehnte Einladung nach Paris. In dem Brief steckte ein Scheck, mit dem sie das geliehene Geld zurückzahlen konnte.

»Hab ichs dir nicht gesagt, Sofferl?« Die Stiefmutter drückte ihr die Hand. »Wirst nicht alles Geld mitnehmen wollen. Herr Nobel wird für dich sorgen. Das schöne Kleid laß bittschön deiner Schwester. Für Paris ist es ohnehin nicht gut genug. Herr Nobel wird dich in einen Modesalon führen, daß du dich vielleicht hinterher nicht wiedererkennen magst.«

Sofie trennte sich nur schwer von dem Kleid, mit dem sie viele Erinnerungen verband. Aber sie gab dem Drängen nach, um ihre Stiefschwester zu besänftigen.

Eine Last fiel von ihr ab, als der Zug sich in Bewegung

setzte. Sie wollte nicht wieder bei den Stiefeltern wohnen, die sie wie eine kostbare Gefangene überwacht hatten.

Was erwartete sie in Paris? – Alfred würde sich um sie kümmern müssen. Französisch konnte sie sich noch nicht unterhalten. Sie zog das Lehrbuch aus ihrer Tasche. Ein paar Vokabeln wollte sie wenigstens lernen. Es fiel ihr schwer, sich zu konzentrieren. In ihr war Freude, aber auch Furcht.

28

Ihm war sonderbar zumute, als er zum Bahnhof fuhr, um Sofie abzuholen. Bertha hatte ihm Arbeit abnehmen sollen, Sofie würde ihm im Gegenteil Zeit abfordern. Aber die Tage im Wiener Wald waren ihm gut bekommen. Der Mensch lebte nicht von Arbeit allein.

Lange hatte er überlegt, ob er Sofie in dem für Bertha eingerichteten Trakt unterbringen sollte. Einiges sprach dafür, mehr dagegen.

Sofie war nicht in der Lage, die Aufsicht seines Hauses zu übernehmen. Als was sollte er sie dem Personal vorstellen?

Heiraten wollte er sie vorläufig nicht, dafür kannte er sie zu wenig. Deswegen hatte er ihr in der Rue Newton ein Haus eingerichtet. Mit dem Wagen konnte er diese kleine, in der Nähe des Etoile liegende Straße schnell erreichen.

Sofie sollte sich eine Gesellschafterin wählen, damit sie sich einleben und die Sprache erlernen konnte.

Schon während der Zug in die Halle einfuhr, entdeckte er ihren blonden Kopf. Sie winkte ihm heftig zu, befreit von der Furcht, allein und ohne Mittel dastehen zu müssen. Am liebsten wäre sie ihm um den Hals gefallen, doch sie bezwang sich und grüßte ihn mit einem Knicks. Er küßte ihr wie einer Dame die Hand.

»Bonjour, Monteur«, sagte sie.

»Das heißt Monsieur«, korrigierte er. »Ein Monteur ist ein Facharbeiter!«

»Da wollte ich dir nun eine Freude machen, ach, bin ich dumm.«

»Keine Angst, Sofferl, das kommt schon noch.« Er bot ihr den Arm und führte sie zur Kutsche. »Bist du sehr müde?«

»Ich bin aufgeregt und ganz ausgelassen vor Freude.« Sie setzte sich und rückte dicht an ihn heran. »Gehört der Fiaker dir?«

Er nickte und hob ihre Hand an seine Lippen. »Bald sind wir für uns, Sofie.«

Die Stadt erregte ihr Interesse. Geduldig nannte er ihr die Namen der Straßen, Plätze, Kirchen. Alles wollte sie kennenlernen. Am liebsten wäre sie ausgestiegen, um sich die eleganten Geschäfte anzusehen, deren Schaufenster mit verführerischen Kleidern dekoriert waren. »Werden wir hier einkaufen?« fragte sie begeistert.

»Aber gewiß doch. In den nächsten Tagen wirst du deine Garderobe vervollständigen. Morgen werden sich drei Damen bei dir vorstellen. Such dir eine aus. Sie wird bei dir wohnen und dich mit allem vertraut machen.«

»Wohne ich denn nicht bei dir?«

»Ganz in der Nähe in einem eigenen Haus mit eigenem Personal.« Seine Antwort half ihr nicht über ihre Enttäuschung hinweg. Sie wollte den Grund wissen.

»Das hängt mit meiner Arbeit zusammen, Sofferl. Im Laboratorium kannst du mir nicht helfen, ebensowenig bei den Beratungen und beim Erledigen der Post. Du würdest dich langweilen.«

»Wirst du mich oft besuchen?« fragte sie zaghaft.

»Sooft ich kann, jeden Tag.« Er zog ihren Kopf an seine Brust. »Heute bleibe ich bei dir, wenn du es erlaubst. Die ganze Nacht.«

Die nächsten Tage fand sie keine Zeit, sich Gedanken

über ihre Lage zu machen. Mit ihrer Gesellschafterin, Fräulein Bach, streifte sie durch Paris, besuchte die ersten Modehäuser, kleidete sich ein, daß sie für alle Gelegenheiten bestens ausgestattet war. Einmal vergaß sie sogar, daß Alfred sie nachmittags besuchen wollte. Er kam am Abend wieder, machte ihr keine Vorwürfe, ließ sich ihre Einkäufe vorführen.

»Verlaß dich nicht allein auf die Gesellschafterin, du mußt die Sprache lernen, daß du unabhängig bist«, ermahnte er sie. »Schau dir auch von ihrem Benehmen etwas ab. Sie hat durchaus eine feine Art.«

»Bin ich dir nicht fein genug?«

»Das ist es nicht, Sofie. Es geht um die Manieren, sie gehören zum gesellschaftlichen Umgang.«

Sie bemühte sich, seinen Vorstellungen zu entsprechen. Aber Französisch fiel ihr schwer. Zuweilen brach ihr Temperament durch, dann tanzte und jubelte sie, daß die Gesellschafterin entsetzt aus dem Salon rannte. Sonst vertrug sie sich ganz gut mit ihr. Sie war zehn Jahre älter, sprach außer Französisch noch Englisch und Deutsch. So hübsch war sie nicht, daß sie Alfred gefallen könnte.

Wie ihre Stiefmutter vorausgesagt hatte, sorgte Nobel für sie. Er bezahlte alle Rechnungen, den Lohn für ihre Zofe, für die Köchin, für das Dienstmädchen, für Fräulein Bach. Außerdem überließ er ihr jeden Monat einen Betrag, für den sie in Baden ein Jahr hätte arbeiten müssen.

Zuerst wußte sie nicht so recht, was sie mit dem Geld anfangen sollte, doch bald entdeckte sie Cafés und Bars, deren Preise den höchsten Einkommen angepaßt waren. Es gefiel ihr dort, und Alfred redete ihr zu, sich zu amüsieren.

»Du hast meinen Segen nach allen Richtungen, Soffel, nur vergiß nicht im Rausch der Fröhlichkeiten den anderen und die Würde, ohne die kein Weib eine wahre Gattin oder ein wahrer Mensch werden kann.«

Er nannte sich öfters einen unverbesserlichen Grübler.

»Dann bist du eben mein Grübi«, sagte sie keß. Ihm gefiel das Wort; wenn er sie mal nicht antraf, hinterließ er ihr eine Mitteilung und unterschrieb mit Brummbär, Grübi oder Alfred.

Sie hätte zufrieden sein können, doch nach und nach empfand sie Langeweile. Morgens lag sie lange im Bett, las ohne rechte Freude in Romanen, die Alfred ihr empfohlen hatte. Lustlos verzehrte sie das Frühstück, das sie sich ans Bett bringen ließ. Lange aalte sie sich im Bad, bevor sie sich ausgiebig schminkte. Gern wäre sie durch die Straßen und Parks gelaufen, doch ihre französische Gesellschafterin meinte, in ihrem Stand müsse man mit dem Wagen fahren.

Ihr fehlte Bewegung. Das üppige Mittagessen – sie aß gern – machte sie träge. Um einigermaßen munter zu sein, wenn Alfred sie aufsuchte, brauchte sie einen starken Mokka. Dazu aß sie feines Gebäck, trank einige Gläschen Cognac. Nicht immer war sie dann so gut gelaunt, wie Alfred es sich erhoffte.

»Du hast zu wenig Zeit für mich«, klagte sie.

»Ich möchte ja viel öfter mit dir zusammensein, Sofferl, doch woher die Zeit nehmen? Gewöhnlich sitze ich bis zwei Uhr nachts über meinen Berechnungen oder meiner Korrespondenz. Stell dir bitte vor, ich bin für über fünfzig große Fabriken in allen möglichen Ländern verantwortlich. Habe schon viel vereinfacht. Alle Fäden laufen nach Paris, zu unserem internationalen technischen Beratungsbüro, dem Syndikat der Dynamitfabriken. Wenn ich auch tüchtige Geschäftspartner und Direktoren habe, ich muß für sie dasein. In mein Laboratorium komme ich fast gar nicht mehr. Hätte ich nur soviel Zeit wie meine liebe kleine Kröte, dann wäre ich sehr glücklich.«

»Oder auch nicht.« Sie zeigte ihm einen Schmollmund, doch dann lachte sie unbekümmert. »Mußt die

kleine Kröte nicht so oft warten lassen, komm, sei gut zu ihr.«

Nobel war ziemlich unerfahren in der weiblichen Psyche. Er kannte bisher nur Frauen, die für ihn da waren, wenn er sie brauchte. Seine Mutter hatte ihn umsorgt, nie etwas für sich verlangt, war immer verständnisvoll gewesen. Unbewußt suchte er nach diesem Ideal.

»Du solltest deine Zeit besser nutzen und mehr Fortschritte in der Sprache und Grammatik erzielen, Sofie. Um vollends glücklich zu sein, fehlt dir die Bildung, die deiner jetzigen Lebensstellung zukommt.«

»Ich gebe mir die größte Mühe«, antwortete sie auf französisch. Das war der einzige Satz, den sie perfekt beherrschte; sie hatte ihn auswendig gelernt.

»An deinem guten Willen zweifle ich nicht, Sofie, doch du mußt mehr üben. Du willst meine Brüder, meine Freunde kennenlernen, wie stellst du dir die Unterhaltung vor?«

»Sie sprechen doch alle deutsch.«

Ihre Logik entwaffnete ihn, billigen konnte er sie nicht. Sie sah nicht ein, daß er ihre Erwartungen nur erfüllen konnte, wenn sie die seinen nicht enttäuschte. Sie hingegen wollte nicht nur ein Anhängsel sein, sondern an seinem Leben teilhaben.

Er fühlte sich wie zwischen zwei Magneten. Unmöglich durfte er seine Verpflichtungen vernachlässigen, aber Sofie hielt ihn fest, ließ ihn nur nach langem Tauziehen gehen. Einerseits freute er sich über ihre Anhänglichkeit, andererseits kostete ihn der ständige Kampf viel Kraft.

So war er ganz froh, als sie ihn mit dem Vorschlag überraschte, nach Franzensbad zu fahren, um sich einer Kur zu unterziehen. In einem Bäderprospekt hatte sie gelesen, daß die dortigen Heilquellen gut wären gegen Herzkrankheiten, Zirkulationsstörungen, chronische Katarre sowie Frauen- und Nervenkrankheiten. Sie war nervös, bekam hin und wieder Stiche in der Herzge-

gend, neigte zu Bronchitis und hatte während der Menstruation Unterleibsbeschwerden.

Sie hoffte, da er hin und wieder über Herzschmerzen, Migräne und Atembeschwerden klagte, daß er mitreisen würde, doch er war gerade mit dem Neubau eines Laboratoriums in Sévran beschäftigt und wollte die Zeit dort nutzen. Sie einigten sich schließlich, daß sie vorausfahren und einen Wohntrakt unter seinem Namen mieten sollte. Er würde seine Briefe an Frau Sofie Nobel adressieren. Dafür herzte und küßte sie ihn, ohne daß er den Grund begriff.

Ihr gegenüber hatte er die Vorstellung entwickelt, daß es gleich wäre, ob man verheiratet sei oder nicht.

»Ich mache keinen Unterschied zwischen verheirateten und unverheirateten Frauen. Hauptsache, es besteht beiderseits Einverständnis und Freiwilligkeit.«

Sofie dagegen erfuhr nicht selten, daß unverheiratete Frauen als Freiwild angesehen und weitaus weniger geachtet wurden als verheiratete. Eine verehelichte Frau konnte sich Liebhaber halten und wurde deswegen noch bewundert. Eine unverheiratete aber wurde beargwöhnt und kam schnell in den Verdacht, eine Kurtisane oder Hure zu sein, selbst wenn sie nur einen festen Freund hatte.

Eine Ehefrau war im Vorteil. Nicht nur, daß sie eine gesicherte Lebensstellung hatte, sie besaß auch mehr Einfluß auf das Zusammenleben. Obgleich Sofie die höhere Bildung Alfreds und seine Tüchtigkeit anerkannte, wollte sie sich nicht in allem von ihm dirigieren lassen. Er verdiente genug, er konnte sich mehr Zeit für sie und gemeinsame Unternehmungen leisten. Die Vorbehalte, die er ihr gegenüber äußerte, würde er aufgeben, wenn sie seine Ehefrau war. Dann hörte auch endlich das getrennte Wohnen auf und das Versteckspiel gegenüber allen möglichen Leuten, auf die Alfred Rücksicht nehmen zu müssen glaubte, weil er in einen schlechten Ruf kommen könnte.

Schon auf dem Weg zum Bahnhof merkte sie, daß ihm die Trennung schwerfiel. »Versprich mir bitte, daß du mir jeden Tag schreibst. Ich möchte alles wissen, wie es dir geht, mit wem du in Gesellschaft bist, womit du deine Zeit ausfüllst, wie dir die Kur bekommt, die Bäder, die Brunnen.«

Dann erhielt sie jeden Tag einen Brief. Und wenn sie ihn nicht gleich beantwortete, beschwerte er sich. »Mein liebes Sofferl, es ist heute der dritte Tag, seit ich ein Briefchen von Dir empfangen habe, und ich bin daher nicht ganz ohne Unruhe. Mir ist wirklich bang, und es macht mir viel Kummer, daß Du fremden Menschen überlassen bist. Ja, es macht mich krank.

Es ist auch ein wunder Punkt zwischen uns, welcher stark an meinem Vertrauen zwischen uns rüttelt. Aufrichtig solltest Du stets gegen mich sein, sogar, wenn es Dir schwerfällt. Das französische Telegramm hast Du doch nicht selbst aufgesetzt?

Pflege Dich trotz der Vergnügungen und denke an Deine Gesundheit, man hat nur die eine, ohne sie ist das Leben selbst nicht mehr viel wert.

Liedbeck beschäftigt mich von morgens bis abends.

Es grüßt Dich mittlerweile liebevoller denn je Dein alter Brummbär.«

Etwas Eifersucht konnte ihr nur nützen. Doch sein Vertrauen wollte sie nicht verlieren, darum klärte sie ihn auf, daß ihre Gesellschafterin das Telegramm aufgesetzt hatte. Gleichzeitig bat sie ihn um ein Bild, das er ihr in seinem nächsten Brief schickte.

»Mein liebes, süßes Kind! Also das Fräulein war es. Oh, die Männer, Männer, Männer! . . . Ich sende Dir tausend liebevolle Wünsche, daß Du den alten Brummbären nicht vergißt, den sein kleines, armes, krankes Kinderl dauert; aber ich will Dich in kurzer Zeit wieder gesund kriegen. Sei fröhlich wie ein kleiner Vogel, dem man die Freiheit wiedergibt. Ich schließe mit einem herzlichen und innigen Gruß.«

Jeden Tag schrieb er ihr, aber er kam nicht, obgleich seine Sehnsucht groß war. »Liebes Sofiechen, wie meine Gedanken zu Dir hinüberfliegen, so möchte ich es auch tun können.

Wie viel angenehmer ist doch die ländliche Ruhe als dieses Stadtleben, wo man jeden Augenblick von Menschen belästigt und überlaufen wird, für die man gar keine Sympathien hegt und denen man doch aus Konversationsgründen schöne Verbeugungen machen muß. Das macht mich im höchsten Grad nervös und hindert mich, ordentlich zu arbeiten.

Ich gehe jetzt energisch an meine Neuerungen; Mühe machen sie genug. Du mußt deshalb entschuldigen, mein liebes, krankes Kind, daß ich Dir in den nächsten Tagen nur kurze Briefchen schreibe. Gestern abend zum Beispiel war Fehrenbach bei mir bis zwei Uhr, und heute früh schon wieder um sieben Uhr. Am Tag kommen so viele Menschen in mein Haus, als ob es ein Hotel wäre.«

Ihre Ungeduld wuchs. Wann endlich würde er ihr Flehen beachten? Sie mußte ihn aus seinen Arbeitsräumen herausholen! Nur dann hatte sie ihn wirklich für sich. Auf Eifersucht reagierte er am empfindlichsten. Als sie ihn in einem Brief mit »My Darling« anredete, fragte er sofort, ob sie von einem Engländer oder einer Engländerin diesen schönen Ausdruck gehört habe.

»Hast Du einige gute Bekannte gefunden; welche lädst Du ein, mit welchen fährst Du aus? Ich gönne Dir gern etwas gesunde, wohltuende Zerstreuung. Hier hast Du gar zuwenig davon. Aber wessen Fehler ist das?

Liedbeck bin ich endlich los. Es freut mich wenig, mit dem Menschen zu schreien, daß mir die Kehle austrocknet. Er ist doch herzensgut, aber er scheint nicht zu begreifen, daß seine Taubheit andere belästigt. Dafür sind jetzt die Verwandten Roberts gekommen, eine wahre Plage. Ich werde hoch vergnügt sein, wenn ich wieder zur Ruhe komme . . .«

Schließlich reagierte er ärgerlich auf ihre Vorwürfe, sie allein zu lassen. »Was bist Du doch für eine Närrin, Dich selbst und mich ohne allen Grund zu plagen. Aber gegen Gefühle, wie toll sie auch seien, hilft wohl keine Lebensphilosophie. Man muß also der kleinen Kröte verzeihen, wenn ihr Verstand gegenüber dem Gefühl den kürzeren zieht. Nun sollst Du aber versprechen, während der kritischen Zeit Dich nicht unnötigerweise zu alternieren, sonst wird es nicht möglich sein, Dir die kostbarste aller Gaben, die Gesundheit, wiederzugeben . . .«

Begriff er denn überhaupt nicht, was ihr eigentlich fehlte!

Sofie wurde immer unruhiger, ungeduldiger, suchte Zerstreuung, wo immer sie sich bot. Sie besuchte Tanzvergnügen, spielte im Kasino, fuhr spazieren, sonnte sich in der Gunst junger Männer, die sich ihr aufdrängten. Aber es füllte sie nicht aus, sondern täuschte sie nur notdürftig darüber hinweg, daß ihr Alfred fehlte.

Sie hätte nach Paris zurückkehren können, doch sie konnte nicht nachgeben, dann wäre alles wie zuvor. Wenn sie ihm wirklich so viel bedeutete, dann würde er kommen.

Die Klagen über seine Einsamkeit nahmen zu. Auf ihren Vorwurf, daß er sich ohne sie anscheinend gut amüsiere, antwortete er heftig:

»Ist es nicht sonderbar, daß Du nicht zu beachten verstehst, daß ich gar kein Frauenverehrer bin? Ich sehne mich nach Ruhe, während Du Dir einbildest, daß ich links und rechts den Hof mache. Kannst Du Dir nicht diese Grillen vertreiben und zum gesunden Menschenverstand zurückkehren?«

Manchmal wurde sie nicht mehr schlau aus seinen Worten. Warum bemühte er sich um sie, wenn er meinte, alle Frauenzimmer wären Egoisten.

»Deine Lebenseinstellung ist eine schiefe, und deshalb zwingst Du mich, oft gegen Dich zurückhaltend zu

sein, damit Deine Neigung keine tiefen Wurzeln fassen soll«, schrieb er, oder: »Du glaubst vielleicht selbst, daß Du mich gern hast, es ist aber nur Dankbarkeit und vielleicht Achtung, und dieses Gefühl genügt nicht, um das Anhänglichkeits- und Liebesbedürfnis Deiner jungen Seele auszufüllen. Es wird die Zeit bald kommen, wo Dein Herz ein anderes liebhaben wird, und wie willst Du dann zu mir sein, wenn ich Dich mit den Banden der tiefen, innigen, unzertrennbaren Liebe in mein Herz geschlossen hätte?

Das alles fühle und begreife ich recht gut, und deshalb zwingt meine Vernunft mein Gefühl in enge Kreise zurück. Glaube aber deshalb nicht an das steinerne Herz, wovon Du schreibst.

Ich wie andere und vielleicht mehr als andere fühle den schweren Druck der Verlassenheit, der öden Einsamkeit, und ich habe lange jemanden gesucht, an dessen Herz sich das meine finden möchte. Das darf aber kein 21jähriges Herz sein, dessen Weltanschauung und Seelenleben mit dem meinigen wenig oder gar keine Gemeinschaft hat.

Dein Stern geht am Schicksalshimmel auf, der meinige hinunter; bei Dir spielt die Jugend mit den Hoffnungsfarben, bei mir sind die wenigen noch leuchtenden Strahlen diejenigen des schimmernden Abendrots. Zwei solche Wesen passen nicht als Liebende, können deshalb aber sehr gute Freunde sein und bleiben.

Du kümmerst Dich um die Meinung der Leute nicht, das wird Dir manche Kränkung ersparen, aber ganz unabhängig ist keiner davon, und die Selbstachtung ohne Achtung unserer Mitmenschen ist wie ein Kleinod, welches nicht an das Tageslicht gebracht werden darf.

Ich weiß ja, daß Du ein herzensgutes, liebes Kindchen bist, und ich habe Dich herzlich gern und denke mehr an Dein Glück als an das meine.

Da muß ich lachen, wenn ich von meinem Glück spre-

che, als wenn das überhaupt vereinbar wäre mit meiner zum Leiden geschaffenen Natur.

Aber Dir, mein Kindchen, lächelt das Leben wie selten jemandem entgegen.

Wenn ich jedoch Deine Briefe lese, finde ich, daß Du mit Deinen Gedanken nicht bei mir bist. Vielleicht ist das der Grund, warum Du Dich mit Fräulein Bach nicht mehr verstehst, denn sie wird wohl ungern sehen, daß Du zu viele Männerbekanntschaften machst. Nimm diese Bemerkung nicht für einen Vorwurf, ich sehe nur eine vernünftige Erklärung für das, was man mir erzählt . . .«

Einen Tag danach, er hatte ihre Antwort auf seine Vorwürfe erhalten, schrieb er:

»Herzenskinderl, eben kam von Dir so ein süßes, liebes, herziges Briefchen, daß es mir leid täte, es nicht gleich mit einem lieben Kuß zu beantworten . . . Sei tausendmal herzlich und innig begrüßt und geküßt von Deinem alten Brummbären.«

Und endlich, wieder einen Tag später, erhielt sie den Lohn für ihr zähes Ringen.

»Ich sehne mich hier weg, und sehne mich doppelt nach Dir, mein liebes süßes Sofiechen . . .«

29

Wie im Triumph führte sie Alfred ins Hotel. Sie war nicht mehr eine alleinstehende Frau und Zielscheibe bedauernder Blicke. An ihrer Seite ging der Mann, der zu ihr gehörte, zu ihr allein. Weggeblasen waren ihre Leiden. Sie brauchte keinen Arzt, keine Bäder, keine Behandlungen mehr. Jetzt konnte sie sich überall sehen lassen, ohne Anzüglichkeiten ausgeliefert zu sein.

Alfred sollte alles kennenlernen, was sie bisher allein angesehen hatte. Fräulein Bach, die sie weggeschickt hatte, zählte für sie ebensowenig wie die Kavaliere, die

glaubten, in ihr einen Goldvogel gefunden zu haben. Diese Stutzer hatten selbst ihre Patzer als Zeichen einer besonders hohen Stellung gedeutet. Sollten sie nur ihre Augen aufreißen, wenn sie am Arm Alfreds wie eine Königin durch den Park schritt, wenn sie mit ihm ausfuhr, im Restaurant oder Café oder im Spielkasino auftauchte.

Die Sonne schien, die Vögel zwitscherten, der Mond glänzte silbern, der Himmel lag ihr zu Füßen. Sie liebte das Wasser im Quellbach, die Gräser am Wegesrand, die Bäume und Sträucher, die Wolken, den Regen, ja sogar die aufdringlichen Spatzen, deren Geschilp sie nervös gemacht hatte. Ihr Schlaf war ruhig und tief. Froh gestimmt wachte sie auf, huschte ins Bad, um fertig angezogen zu sein, wenn Alfred aufwachte.

Der Etagenkellner brachte das Frühstück mit einer Miene, als müßte er sie um Verzeihung bitten. Sie deckte den Tisch, ordnete die Blumen, zündete die Kerzen an, trällerte vor sich hin, während Alfred sich wieder darüber mokierte, daß sie seine Zahnbürste benutzt hatte. Dabei spülte sie sie immer ganz sorgfältig ab. Er meinte Skorbut zu haben, doch das machte ihr nichts aus. Ihre Zähne saßen fest und glänzten wie Perlmutter.

Sie fand sich schön. Ihre Haut war frisch, ihr Blick munter. Die Kette mit dem kleinen Brillanten paßte gut zu ihrem Kleid. Alfred hatte sie ihr als Entschädigung für die lange Wartezeit mitgebracht, ebenso den Ring mit einem taubenblutfarbenen Rubin, der besonders wertvoll sein sollte. Das Leben war schön!

Alfred sollte sich erholen. Abgespannt war er, nervös; er hatte in den letzten Wochen viel zuviel gearbeitet. War mit dem Ergebnis nicht zufrieden, hatte sich wegen organisatorischer Probleme nicht auf die Forschung konzentrieren können. Er wollte aber nichts erzwingen, sondern arbeitete intermittierend, wie er sagte, damit die Gedanken in der Stille weiterreifen. Ruhe brauchte er, viel Ruhe. Aber er wollte auch nicht stillsitzen, sondern

durchaus etwas unternehmen, damit er auf andere Gedanken kam.

Abends schlief er oft nicht ein, stand auf, schlich ins Nebenzimmer an seinen Schreibtisch, erledigte seine Korrespondenz. Sie roch den Rauch der Petroleumlampe, die er gegenüber dem Gaslicht für diese Zwecke bevorzugte. Dann fühlte sie sich überflüssig. Gern hätte sie ihm geholfen, doch dafür war sie zu dumm, wie er sagte. Das verletzte sie, denn sie konnte nichts dafür, daß sie keine höheren Schulen besucht hatte. So roh brauchte er nicht zu ihr zu sein. Er war unzufrieden, daß sie noch immer dilettantisch französisch sprach, so daß er Bekanntschaften mied, um nicht blamiert zu werden.

Warum sollte sie nicht sprechen können, wie ihr der Schnabel gewachsen war? Der Wert eines Menschen wurde nicht allein von seinem Verstand, sondern vor allem von seinem Herzen bestimmt. Das erkannte Alfred zwar an, nur erwartete er eben mehr, und sie quälte sich damit. Er würde noch begreifen, daß zu den Pflichten einer Frau etwas gehörte, was nur ihr zukam. Seine Mutter, von der er gern erzählte, war ebenfalls eine einfache Frau. Im November wollte er sie besuchen; ob er sie mitnehmen würde?

Als Alfred unruhig wurde, bat sie ihn, mit ihr nach Bad Ischl zu fahren, in ihre österreichische Heimat, nach der sie sich sehnte.

Widerstrebend, aber doch interessiert, stimmte er zu. Sie war so glücklich darüber, daß sie sich beinahe im Foyer danebenbenommen hätte.

Bad Ischl lag im Mittelpunkt des Salzkammerguts und zählte zu den europäischen Modebädern. Neben den zahlreichen Bädern – Dampf-, Moor- und Flußbädern – besaß es alles, was einen Kuraufenthalt angenehm machte: Theater, Kasino, Kurhaus, Parkanlagen und eine Promenade entlang der Traun.

Seit 1856 diente das Bad der kaiserlichen Familie

Österreichs als Sommeraufenthalt. Sie besaß jenseits der Ischl eine prächtige Villa mit eigenem Park, der bei Anwesenheit des Kaisers geschlossen wurde. Zugleich war der Ort Lieblingsplatz des österreichischen Adels, und auch reiche Ausländer bevorzugten ihn, darunter der deutsche Kaiser Wilhelm I., der nicht nur wegen seiner Trink- und Bäderkur anreiste, sondern um Kaiser Franz Joseph zu treffen.

Alfred begegnete Geschäftsfreunden aus verschiedenen Ländern. Sofie war wenig darüber erfreut, doch da er nur an zwei Tagen der Woche Besucher empfing, fand sie sich damit ab. Sie hatte genügend Zeit für herrliche Ausflüge zum Hallstätter See, hinter dem sich südlich das mächtige Dachsteingebirge erhob, oder zum Grundlsee am Fuße des Toten Gebirges.

So konnte das Leben weitergehen! Der Himmel war so blau, wie er nur über einem Kalksteingebirge erscheinen konnte, das Wasser perlte kristallklar aus porösem Seegrund, Eiswasser von den Gletschern, die fernab schimmerten. Wildenten glitten über den See, wichen den Booten aus, mit denen man sich zum anderen Ufer übersetzen lassen konnte.

Sofie fühlte sich wie zu Hause. Die Leute sprachen ihren Dialekt, sie fand schnell Anschluß.

Alfred merkte, wie sie auflebte, und er war so glücklich darüber, daß er sie fragte, ob sie sich vorstellen könnte, hier mit ihm in einem Haus zu leben.

»Nicht nur mit dir allein«, fügte sie schelmisch hinzu.

»Natürlich nicht, etwas Personal werden wir benötigen.«

Ihren Anspielungen auf ein Kind wich er aus. Fürchtete er, Zeit opfern zu müssen, oder mochte er keine Kinder? – Letzteres schloß sie aus, denn er sagte oft, daß er sich nach einer Familie sehne. Sie wünschte sich ein Kind, doch erzwingen wollte sie eine Schwangerschaft nicht. Das hatte noch Zeit, jetzt wollte sie das Leben erst einmal richtig genießen.

Die Umgebung von Ischl war so vielgestaltig, daß sie Monate brauchen würden, um die schönsten Plätze kennenzulernen. Vom Schafberg sollte man einen der maleischsten Ausblicke haben, und es fiel ihr nicht schwer, Alfred für eine Tagestour zu gewinnen.

Der Morgendunst hing an den Bergen, als sie abfuhr. Die Gipfel glänzten im Sonnenlicht, im Tal herrschte noch die Dämmerung. Sie fuhr die Ischl entlang bis zum Wolfgangsee. Von da an ging es steil aufwärts. Die Pferde schnaubten, der Wagen rollte gefährlich nah an tiefen Abgründen entlang.

Die Luft roch würzig. An den Südhängen blühten die Alpenrosen. Schmetterlinge torkelten über die Almwiesen, die Blumen leuchteten in allen Farben. Bizarr gewachsene Bäume und Krüppelkiefern lösten die hohen Buchen, Fichten, Tannen ab. Zwischen Felsbrocken erstreckten sich mit Gras und Moos bewachsene Hänge. Ein herber Wind wehte über den Berg, doch es war nicht kalt, denn die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel. Wohin sie auch blickten, überall begegneten sie einer traumhaft schönen Welt. In der Ferne schimmerten der Chiemsee und der Waginger See, in der Nähe der St. Wolfgang-See, der Mond-See und der Atter-See, langgestreckte große Wasserflächen, an deren Ufern hohe Berge aufragten.

Einer Mondlandschaft gleich erschien das Panorama der Gebirge, nach Norden zu das Tote Gebirge, nach Süden der Grimmig, die Dachsteingruppe, das Tännengebirge, der Hochkönig, Erhebungen bis zu dreitausend Metern. Im Westen lagen die Stuhlwand, der Untersberg, der Schober. Fliegen müßte man können wie der Adler, der über dem Schafberg schwebte.

Sie lehnte sich an seine Brust, spürte seinen schützenden Arm, dankte Gott für diese Stunde.

Langsam stiegen sie die kahle Bergkuppe hinab bis zu ihrem Wagen, den sie vor dem Gasthaus an der Donner Alm zurückgelassen hatten.

Als sie ihre Pension in Bad Ischl erreichten, verschwand die Sonne hinter dem Schafberg.

Für Alfred war viel Post gekommen, darunter eine Depesche aus Ardeer. Er las sie gleich im Stehen, setzte sich in den Sessel, starrte aus dem Fenster auf die sich immer dunkler färbenden Berge.

Sofie hatte ihr Abendkleid angezogen. »Ist was Besonderes?« fragte sie ahnungslos.

»Ja. Mit dem nächsten Zug muß ich abfahren. Ich werde dringend in Ardeer gebraucht.« Er reichte ihr die Depesche.

Sofie wandte sich ab. Sie wollte nicht weinen, doch je stärker sie sich darum bemühte, desto heftiger begann sie zu schluchzen. Weibliche Verrücktheit nannte er solche Reaktionen.

»Diese Gefühlsausbrüche sind wie ein ekelhaftes Gericht, das man einem täglich aufischt.« Sein Zorn steigerte sich mit ihrem Schmerz. Aufgeregt rannten sie im Zimmer aneinander vorbei, jeder mit Vorwürfen, die sie gleich wieder bereuten.

»Verdirbst mir die ganze Freude, läßt mich einfach hier sitzen wegen einer Fabrik.«

»Statt mir mit deinen guten Eigenschaften das Leben zu versüßen, wie es eine Frau sollte, verbitterst und verleidest du unser Zusammensein.«

»Ich zerstöre es nicht. Ich würde mit dir nach Schottland fahren.«

»Das ist unmöglich! Die Schotten sind Puritaner. Ich habe dort Gemeinheiten über einen Bekannten wegen einer ähnlichen Beziehung gehört, daß ich keine Lust verspüre, mich zur Zielscheibe derartigen Geredes zu machen. Der Mensch kann viele Goldstücke erwerben, hat aber nur einen Namen, den er makellos bewahren muß.«

»Namen! Namen! Das ist dir wichtiger als unsere Liebe.«

»Müssen wir uns vor aller Welt zur Schau stellen?«

»Warum verleugnest du mich?«

»Du bist unfähig, dich in meine Lage zu versetzen. Ardeer ist nichts für eine Frau.«

»Liedbeck war mit seiner Frau dort.«

»Dir fehlt es offensichtlich an Beschäftigung, sonst würdest du nicht jeden Schritt mit mir teilen wollen.«

Der Ausbruch ging ebenso plötzlich zu Ende, wie er gekommen war. Sofie bat Alfred um Verzeihung, Alfred war froh, daß sie nicht im Streit Abschied nehmen mußten.

»Es tut mir herzlich leid, daß du einige Zeit ohne meine Stütze leben mußt. Aber denk mal an die Amerikanerinnen, welche allein um die ganze Welt reisen und sich zu helfen wissen. Vergiß meine guten Ratschläge nicht, Sofie. Ich freue mich auf unser Wiedersehen.«

Sie brachte ihn zum Bahnhof, fuhr einen Tag später nach Wien, quartierte sich im Grand Hotel ein, besuchte ihre Verwandten, beschenkte sie reichlich.

»Will Herr Nobel dich nicht bald heiraten?« fragte die Stiefmutter. »Er könnte dann ein bißchen für uns sorgen.«

»An etwas anderes denkst du nicht, wie?« Mürrisch rauschte Sofie durch die Wohnung. »Habt ihr nicht genug von mir bekommen?«

»Du willst keine undankbare Tochter sein, Sofferl.«

»Wofür sollte ich dankbar sein. Habt ihr etwas für meine Bildung getan?«

»Was redest du. Wir haben getan, was wir konnten, Gott ist unser Zeuge.«

»Ihr solltet euch freuen, daß ich euch noch besuche.«

»Führst ein feines Leben. Wirst uns mit Herrn Nobel bekannt machen wollen.«

»Nie!« Sofie stieß mit dem Fuß auf den Boden.

»Wirst dich doch deiner Herkunft nicht schämen, Sofferl. Wer sein Glück nicht mit seinen Eltern teilt, wird verdammt sein in alle Ewigkeit.« Die Augen der Stiefmutter glänzten drohend.

Sofie bekam Angst, doch sie lachte verächtlich. »Zum Glück bin ich nicht mehr auf euch angewiesen.«

Sie fuhr zurück ins Hotel, wütend, traurig. Nur das Gefühl, allein zu sein, hatte sie wieder in die Prager Straße getrieben. Sie schenkte gern, ein bißchen Großtun gefiel ihr auch. Sie packte ihre Sachen. Wenn sie sich beeilte, bekam sie noch den Nachtzug nach Paris.

Alfred erhielt ihre Depesche und schrieb: »Ich freue mich, daß Du nach Paris zurückkehrst. Hier ist alles eiförmig, nicht angenehm, aber ich muß die bittere Pille schlucken. Es liegt viel vor, was meiner Entscheidung bedarf. Die Direktoren konnten zu keinem Beschluß kommen. Sonst bin ich mit meinen Arbeitern zufrieden.

Uns umgeben weit und breit Sandhügel, eine Wüste, wo der Wind immer heult und die Ohren mit Sand zu-stopft, der wie ein feiner Regen auch im Zimmer umherfliegt.

Einige tausend Schritte entfernt beginnt der Ozean, dessen Wellen mitunter prachtvoll toben. Ohne Arbeit wäre der Ort unausstehlich, aber sie verschönt alles. Die Gedanken schaffen ein neues Leben, welches Luxus und Komfort entbehren kann und nie den bleiernen Druck der Langeweile zuläßt. Tausend und wieder tausendmal recht herzlich . . .«

Langeweile! Grüße! Der Brief ließ sie kalt. Liebte Alfred sie wirklich, oder war sie für ihn nur ein Zeitvertreib, wenn er von seiner Arbeit genug hatte?

Manchmal erhielt sie an einem Tag zwei Briefe, die sich recht unterschiedlich lasen. In dem ersten beklagte er sich, daß er einsam und verlassen wäre und deshalb doppelt fühle, wie sehr sie ihm recht lieb sei. In dem zweiten, daß sie ihr junges Leben nicht vergeuden und an einen Betrübten ketten solle. Den einen unterschrieb er mit »Dein Dich liebender Alfred«, den anderen mit »Dein Dich liebender Onkel«. Das Wort »Onkel« begann sie zu hassen, und sie bat ihn, es nicht mehr zu gebrauchen.

Manchmal klagte er über die nervenzerrüttenden Geschäfte und wünschte nichts sehnlicher, als sich in irgend einer Ecke zur Ruhe zu setzen, denn ihm passe das Getöse der Welt überhaupt nicht.

Dann schöpfte sie Hoffnung, daß er bald ganz mit ihr zusammenleben würde, doch wenn sie darauf anspielte, schrieb er ihr:

»Du kannst lebhaft und liebenswürdig, sogar schalkhaft sein, aber vernünftig nie. Um herauszufinden, wodurch man andere verletzen und es vermeiden kann – eine Eigenschaft des wahren Weibes –, dazu gehört ein angeborenes Zartgefühl, das Du teilweise besitzt, und Bildung, welche Dir gänzlich mangelt.«

Sie war schon an seine Vorhaltungen gewöhnt, aber sie regten sie immer wieder auf. So vollkommen war er nun auch nicht, daß er sich ihr gegenüber derartig hätte aufspielen dürfen.

Allerdings fehlte es ihr wirklich an Bildung. Sie hätte mehr dafür tun müssen, und das schlechte Gewissen quälte sie. Andererseits litt sie unter der Einsamkeit. Das Warten, wann er nun endlich von seinen Geschäften zurückkehren würde, zermürbte sie. Wenn sie sich beklagte, warf er ihr vor, die Ursache ihrer schlechten Gesundheit läge in ihrer Lebensweise. »Das ewige Faulenzen ist für jeden Menschen ungesund.«

Welche Rolle sollte sie eigentlich spielen: Schließlich hatte sie Alfred zuliebe ihre Arbeit aufgegeben.

Dann wieder versöhnte sie seine Antwort auf einen Brief, in dem sie ihrer Sehnsucht Ausdruck gegeben hatte.

»Ich sage Dir aber in meinen Gedanken alles Zärtliche und freue mich auf das baldige Wiedersehen. Noch ein kleines Busserl, mein Liebchen.«

Und als er kam, war für einige Zeit alles vergessen, was sie belastete.

Doch er konnte sich unmöglich soviel ums Sofferl kümmern, wie sie es sich wünschte. Noch wollte er die Hände nicht in den Schoß legen, obgleich er sich nach Ruhe sehnte und als Rentier bis ans Ende seiner Tage gut hätte leben können. Es befriedigte ihn nicht; nach einiger Zeit des Nichtstuns wurde er unruhig, unzufrieden, unglücklich. Dann überfielen ihn die Geister von Niflheim genauso wie nach den Wochen intensivster Arbeit.

Sein Ehrgefühl ließ es nicht zu, sich den sozialen Pflichten zu entziehen, die ihm als Unternehmer und Geschäftsmann zukamen.

Auch als seine Brüder um Unterstützung baten, wehrte er sie ihnen nicht. Robert war für Ludvig in den Kaukasus gefahren, um Walnußholz für Gewehrkolben zu beschaffen. Geeignetes Holz fand er nicht, dafür sah er die Erdölquellen am Kaspischen Meer. Die Förderungsmethoden waren sehr primitiv; Robert, von seiner Tätigkeit in Finnland mit der Raffinierung von Öl vertraut, sah eine große Chance.

Ludvig schrieb ihm dazu: »Robert ist von seiner Reise nach Baku zurückgekehrt und hat auf der Insel Tcheleken in zehn Klafter Tiefe ausgezeichnetes Naphtha gefunden. Folglich ist er jetzt mit Rohmaterial versehen. Werde nun sehen, wie er sich darauf versteht, die Herstellung und den Verkauf im Großen zu betreiben. Davon werden sein künftiger Erfolg und sein Glück abhängen. Ich für meinen Teil habe getan, was ich konnte, indem ich ihm mit Geld und Rat in technischer Hinsicht zur Hand gegangen bin. Robert erklärt, neue Erfindungen für die Destillation und Reinigung des Öls gemacht zu haben, deren Wert ich nicht beurteilen kann, weil ich in der Sache nicht zu Hause bin.«

Bald darauf kam Ludvig nach Paris. »Die Sache in Baku steht so, daß die Fabrik endlich fertig ist und arbei-

tet. Robert hat wirklich ein glänzendes Resultat erzielt, denn im Gegensatz zur gewöhnlichen Baku-Herstellung, die nur 30% schwere und schlechte Ware ergibt, erhält Robert aus dem selben Naphtha 40% ausgezeichnetes, gutes und leichtes Photogen, das sich vollständig mit der amerikanischen Primaqualität messen kann. Ich habe die Absicht, mein ganzes Vermögen für die Entwicklung der Anlagen zu verwenden – für so aussichtsreich halte ich dieses Unternehmen.«

»Um mir das zu sagen, bist du doch nicht nach Paris gekommen.«

»Natürlich nicht nur. Unser Geld reicht nicht aus. Es fehlen uns dreihunderttausend Rubel. Wir möchten mit dir die Naphtha-Produktionsgesellschaft – Gebrüder Nobel – »Branobel« gründen. Mit deinem Kapitalanteil könnten wir Rockefellers Oil Company, die den russischen Markt beherrscht, ausbooten.«

»Wie stellt ihr euch die Sache vor?«

»Wir wollen einen Teil der Ölfelder von Balakhani aufkaufen und eine Rohrleitung über zehn Kilometer bis Baku bauen, von dort das Öl mit Tankschiffen, die wir in Schweden herstellen lassen, über das Kaspische Meer verfrachten. Robert ist dabei, eine kontinuierliche Destillationsanlage zu bauen.«

Die Vorschläge gefielen Alfred. »So gerüstet, könntet ihr Rockefellers Preise unterbieten. Was an eurer Kalkulation nicht stimmt, ist die hohe Dividende: Fünfzehn Prozent müssen erst erwirtschaftet werden. Ihr braucht Rücklagen.«

»Unsere Profite werden ausreichen. Es war sehr schwierig, die anderen Gesellschafter zu gewinnen.«

Die Sache lief gut an, aber nach den ersten Erfolgen schlugen die Konkurrenten zurück. Brände brachen aus; Explosionen verwüsteten Anlagen; ein Tankschiff sank. Außerdem hatten andere Produzenten die modernen Methoden Roberts ausspioniert. Jetzt rächten sich die hohen Dividenden.

Die Lage wurde bedrohlich, als der Ingenieur Paspaschkowsky, der die Bahnlinie Baku-Batumi gebaut hatte, sein vom Staat erhaltenes Privileg für Öltransporte auf dem Schienenweg ausnutzte und seine kaukasische Ölraffinerie dem Bankhaus Rothschild in Paris verkaufte.

Mit diesem Finanzgiganten im Rücken griff die Konkurrenz an. Von den französischen und englischen Banken erhielten Robert und Ludvig keine Kredite mehr; selbst durch seine, Alfreds, Vermittlung nicht.

Wohl erreichten sie eine Verschnaufpause, als nach dem Berliner Kongreß 1878 Bismarck die Annäherung an Rußland förderte und deutsche Banken sich an der Gründung einer Deutsch-Russischen Naphtha-Gesellschaft beteiligten.

Dennoch schien der Zusammenbruch unvermeidlich, als die französischen Banken – wahrscheinlich auf Drängen Rothschilds, die Kündigung ihrer Kredite avisierten.

Robert erkrankte, verließ das sinkende Schiff, ging nach Schweden.

Ludvig stand allein. Seinen Hilferuf konnte Alfred nicht überhören.

Die weite Reise nach St. Petersburg war kein Vergnügen. Doch er mußte sich über die Situation genau informieren, bevor er eine Entscheidung treffen konnte.

Ludvig und die Gesellschafter fürchteten den Verlust ihres Kapitals. Sie hofften auf eine Patentlösung, verteidigten die hohe Dividende und wurden blaß, als er vorschlug, sie auf zwei Prozent herabzusetzen.

Sein Bruder sah nicht ein, daß ohne sorgfältige Buchführung und genaue Kenntnis der Kalkulation ein so großes Unternehmen nicht zu führen war. »Ein Mensch, der hart und entschlossen seine Pflicht erfüllt, steht über einem Geschäftsmann und Buchhalter.« Er wollte die Anlagen unbedingt ausbauen, doch das hatte nur Sinn, wenn die kaufmännische Leitung verbessert wurde.

»Ich will nicht mit dir streiten, mein lieber Ludvig,

denn das einzige, worin unsere Ansichten auseinandergehen, ist, daß du zuerst aufbaust und dich danach erst um die Finanzierung kümmerst, während ich der Meinung bin, daß es eine bessere Basis für die Zukunft bietet, erst das Geld zu beschaffen und es dann anzulegen. Wenn wir von dieser unserer Verschiedenheit absehen, so stimme ich nicht weniger als du für eine Erweiterung.«

Ludvig erklärte sich mit seinen Vorschlägen schließlich einverstanden. Auch die Halsstarrigen unter den Gesellschaftern gaben nach. Nun konnte er das Unternehmen sanieren.

»Für die rückständigen Steuerschulden werde ich mit meinen russischen Staatsobligationen bürgen. Für den Ausbau der Anlagen gebe ich ein Darlehen von vier Millionen Francs. Damit kannst du auch dein Lieblingsprojekt realisieren, Ludvig, die Pipeline über tausend Kilometer von Baku nach Batumi bauen und das Öl durch die Röhren schicken.«

»Papaschkowsky wird in die Röhre gucken«, triumphtierte Ludvig. »Außerdem werde ich neue Bohrungen anbringen, die Technik entwickeln, die Preise senken, die Konkurrenz ausschalten, mustergültige soziale Einrichtungen schaffen: Schulen und Siedlungen, Betriebsküchen und Hospitäler, Sportplätze und Parkanlagen. Wir werden die besten Ingenieure und Arbeiter bekommen, indem wir ihnen Prämien zahlen oder sie durch Firmenanteile am Gewinn beteiligen. Und wir werden die Arbeitszeit von vierzehn auf zehneinhalb Stunden herabsetzen und Kinder unter zwölf Jahren nicht mehr beschäftigen, damit sie in die Schule gehen können.«

»Überstürze nichts, Ludvig. Sonst bin ich mit deinen Plänen einverstanden. Bist und bleibst mehr ein Familienvater als ein Geschäftsmann. Aber auch der Gutmütigste muß rechnen.«

»Kannst dich auf mich verlassen. In Zukunft wird das Unternehmen richtig geführt und klug organisiert. Un-

ser Erfolg hängt ab von Voraussicht, Hartnäckigkeit, Arbeitsliebe und – Sparsamkeit. Ich danke dir herzlich.«

Wenn man seine Leistungen anerkannte, war er zufrieden. Noch wichtiger aber war, daß er sich mit Ludvig hatte verständigen können.

Erleichtert fuhr er nach Paris zurück, im Koffer ein Geschenk von Ludvig für Sofie. Ludvig hatte sie in Paris kennengelernt und reizend gefunden, wie Barbe übrigens auch.

Jeden zweiten Tag hatte Alfred ihr einen Brief geschrieben oder eine Depesche geschickt und regelmäßig Antwort erhalten. Es tat ihm gut, ihr abends von seinen Erlebnissen, Sorgen, Auseinandersetzungen, Anstrengungen und Problemen zu schreiben. Gern erteilte er ihr auch Ratschläge, ermahnte sie, auf ihre Gesundheit zu achten, wollene Unterkleider zu tragen, ihre Rechnungen zu bezahlen, ihre Diener korrekt zu behandeln, eine höhere Gesittung anzustreben, sich seines Namens nicht zu bedienen.

Letzteres war ein Punkt bitteren Streites. Zwar adressierte er seine Briefe an Madame Sofie Nobel – dort, wo man es nicht besser wußte, gab er sie als seine Frau aus –, aber sie waren nicht verheiratet, so daß er ihr das Recht, sich als seine Ehefrau aufzuspielen, nicht zugestand.

Mit peinlichkeit dachte er an den Tag in Sévran, an dem sie ihn auf diese Weise kompromittiert hatte, obgleich sie genau wußte, daß er die Dienerschaft nicht in ihr Verhältnis einweihen wollte. Auf seine Zurechtweisung reagierte sie mit einem Gesicht, das ihm ewig im Gedächtnis bleiben würde.

Immer, wenn er einige Wochen oder Monate von Sofie getrennt gelebt hatte, geriet er in einen unauflöslichen Zwiespalt. Auf der einen Seite sehnte er sich nach ihr, auf der anderen haderte er mit ihr. Gern hätte er sie auf seinen Geschäftsreisen mitgenommen, doch der Gefahr, blamiert zu werden, wollte er sich nicht aussetzen.

Er konnte ihr nicht einmal etwas vorwerfen, denn seine Begriffe vom Leben, von der Unentbehrlichkeit geistiger Nahrung, von den Pflichten als Menschen einer höheren Stufe und einer gebildeten Klasse würden ihr wohl stets ein Buch mit sieben Siegeln bleiben.

Immer, wenn er abgereist war, klagte sie über ihre angegriffene Gesundheit. Doch sobald er sie in einem Brief getröstet und ihr eine Bäderkur empfohlen hatte, ging es ihr wieder besser. Sie schrieb von allen möglichen Lustbarkeiten, klagte nicht mehr über Langeweile, und er sparte nicht mit Vorwürfen, daß sie ihre Zeit verplempere, anstatt sie für ihre Bildung zu nutzen.

Es fiel ihr nicht schwer, Verehrer zu finden, und er zweifelte daran, ob sie seine Ermahnungen, mit Maßen und Verstand zu kokettieren, wirklich beachtete. Eifersucht quälte ihn, und er bereute, ihr geschrieben zu haben, sie solle hübsche Ausfahrten unternehmen und nicht mit Geld sparen; denn sie gab es recht leichtfertig aus und tat sich mit ihrer Gutherzigkeit groß. Schließlich nannte er sie eine Banknotenfresserin.

Schrieb sie ihm aber einen lieben und stilistisch einwandfreien Brief, war er fast wieder versöhnt und freute sich aufs Wiedersehen. Sie war halt ein schwaches Weib, urteilslos und ohne rechten Willen. Allerdings wurmte es ihn, daß sie ihre Schwäche als Waffe gegen ihn benutzte. Oft mußte er den Unsinn, den sie ausbrütete, bewundern. Keine Idee schien verrückt genug zu sein, um in ihrem Kopf nicht zu gedeihen. Andererseits fand er gerade das Fehlen jeglicher Vernunft reizvoll, ihr unbekümmertes Wesen, das im völligen Gegensatz zu dem seinen stand.

Wenn sie ihn mit ihrer Fröhlichkeit auch nicht anstecken konnte, er war zu ernst und grüblerisch veranlagt, so lenkte sie ihn doch von seinen vielen Sorgen und Verpflichtungen ab. Denn seine Schöpfungen beherrschten ihn in einem Maße, daß sie alle seine Kräfte beanspruchten.

Sofie war lieb und launisch zugleich. Nur ihre Erziehung war entsetzlich vernachlässigt worden. Sie hätte das Versäumte längst nachholen können, doch sie hatte keine Lust dazu.

Es störte ihn sehr, daß die Leute sich wunderten, wie sie zu einer derartigen Garderobe kam. Unbedingt mußten ihre Kleider und Hüte von Moret oder Virot kommen, wo selbst der kleinste Fetzen fünfmal mehr kostete als anderswo, ohne besser zu sein. Am liebsten hätte er die Verkäuferinnen und Verkäufer dieser Wucherläden zum Fenster hinausgeworfen.

Sofie zuliebe kaufte er trotzdem dort, mit heimlichem Groll, obgleich es ihm nicht an Geld mangelte. Es wurde Zeit, ihr klarzumachen, daß mit seinen Geschäften auch riesige Verluste verbunden waren, er nicht immer aus dem vollen schöpfen konnte. Vielleicht dachte sie dann einmal etwas über das nach, was er Verschwendung nannte. Schließlich war das Leben ein ständiger Kampf. Trüge nicht jeder dazu bei, hausten die Menschen noch wie wilde Tiere in den Wäldern.

Ihre Naivität empörte ihn. Sie begriff nicht einmal, daß er hart arbeiten mußte, und erwartete, daß er sich auch noch um dergleichen wie Wein, Kaffee, Teppiche, Möbel kümmerte. Die Rolle eines Kindermädchens verabscheute er. Doch vergeblich kämpfte er gegen seine Gutmütigkeit an.

Sie verstand nicht, daß es ein Opfer für ihn war, seine Pflichten, sein geistiges Leben, sein Ansehen, seinen ganzen Verkehr mit der gebildeten Welt, schließlich sogar seine Geschäfte für ein mutwilliges, unverständiges Kind zu vernachlässigen.

Sie reagierte dann gewöhnlich in einer Weise, daß er nicht widerstehen konnte. In ihrer Gegenwart vergingen ihm die trüben Gedanken; Grübli und Brummbär wurde zum Buberl, das sich gern in eine Welt hineinziehen ließ, die ihm ebenso fremd wie reizvoll erschien. Seine düsteren Gedanken, seine Bitterkeit wichen der Vor-

freude, je näher er Paris kam. Die Aufregung von St. Petersburg, die ihm noch in den Knochen steckte, ebte ab, die Müdigkeit der langen Reise verflog. Er würde die kleine Hexe in die Arme schließen, ihre fröhliche Stimme hören und sich verwöhnen lassen. Ihr liebes Gesicht mit den munteren Augen sah er vor sich, ihre frischen Lippen, die immer ein wenig geöffnet waren.

Der Zug fuhr einige Minuten vor der planmäßigen Ankunft in die Bahnhofshalle. Immer wieder fand er es erstaunlich, wie schnell und bequem die Eisenbahn das Reisen gemacht hatte. Naturwissenschaft und Technik verwandelten die Erde, erleichterten das Leben, verbesserten den Komfort. Alles Zukünftige aber hing von dem richtigen Gebrauch der Erkenntnisse ab. Mit dem Wachsen der Kräfte mußte auch die sittliche Reife der Menschen wachsen; ihre Bereitschaft, einander zu tolerieren, sich zu verständigen, miteinander statt gegeneinander zu leben.

Der Kutscher hatte Mühe, die Pferde zu bändigen.

»Sie haben die Tiere im Stall gehalten.«

Schuldbewußt senkte der Kutscher den Kopf.

»Vollblüter müssen täglich ausgeführt werden, das wissen Sie doch!«

Wenn er längere Zeit nicht zu Hause sein konnte, mußte er sich auf seine Diener verlassen können. Ärgerlich setzte er sich in den Wagen.

Im gleichen Augenblick zogen die Pferde an. Sie gebärdeten sich wild. Der Kutscher bemühte sich vergeblich, sie zu einer ruhigen Gangart zu bringen. Plötzlich schoß aus einer Nebenstraße eine zweispännige Karosse heraus. Die Pferde scheuten, zerrten an den Zügeln und gingen durch. Der Wagen schwankte, der Kutscher klammerte sich am Bock fest, anstatt die Zügel anzuziehen und die Pferde gegen ein Hindernis zu lenken.

Die Tiere rannten blindlings weiter. Ein Rad prallte gegen einen Pfeiler, die Kutsche krachte zur Seite, doch die Pferde hielten nicht an. Fast wäre er aus dem Wagen

geschleudert worden, konnte sich aber im letzten Augenblick an einem Griff festhalten. Gleich darauf flog er gegen die Polster. Die Pferde standen vor einer Mauer, Schaumflocken vor dem Maul. Der Kutscher hing wie ein Haufen Unglück auf dem Bock, unverletzt.

»Bringen Sie die Angelegenheit in Ordnung.«

Er hielt nach einem anderen Gefährt Ausschau.

Zum Glück war ihnen eine Mietkutsche gefolgt. »Ich habe mir gedacht, daß Sie mich brauchen würden, Monsieur. Wird aber etwas kosten.«

»Soviel können Sie gar nicht fordern, wie Sie verdienen. Bringen Sie mich nach Hause, dann helfen Sie Ihrem Kollegen. Bitte zur Rue Newton.«

Erst jetzt wurde ihm bewußt, in welcher Gefahr sie geschwebt hatten. Wie sehr ihm doch eine Frau, die nach dem Rechten sah, wenn er unterwegs war, fehlte. Entlassen wollte er den Kutscher dieses Mal noch nicht. Eine weitere Nachlässigkeit jedoch konnte er nicht durchgehen lassen.

Sofie würde sich wundern, ihn in einem so ramponierten Zustand wiederzusehen. Seine Hand war verletzt, Blut auf der Manschette, ein Knopf seines Rockes abgerissen. Sie würde um ihn besorgt sein. Es war gut, daß er sich auf einen Menschen freuen konnte, der ihm nahestand.

Die Haushälterin öffnete ihm, blickte ihn verwundert an. »Haben Monsieur keine Nachricht bekommen? – Madame hat Ihnen depeschiert, sie ist vorgestern nach Wiesbaden zur Kur gereist, wie es ihr der Arzt empfohlen hatte.«

»Voila, Mademoiselle.«

Er mußte einen niedergeschlagenen Eindruck gemacht haben, denn die Haushälterin fügte hinzu: »Es besteht kein Grund zur Besorgnis, Monsieur, Madame hofft, daß Sie ihr bald folgen werden.«

Er ging nach Hause, fühlte sich wie verlassen. Die zwei Tage hätte Sofie auf ihn warten können. Müde

setzte er sich an seinen Schreibtisch, öffnete ihren Brief, der oben auf dem Stapel der Post lag.

»Sei mir nicht böse, liebes Buberl, . . . ich mache einstweilen Quartier für uns. Laß die kleine Kröte nicht so lange warten. Ich habe es in Paris nicht mehr ausgehalten. In Liebe . . .

31

Hundert Männer können ein Lager machen, für ein Haus braucht es eine Frau – dieses Sprichwort ging ihm im Kopf herum, als er nach Sévran fuhr.

War Sofie die Frau?

Die Enttäuschung saß ihm noch in den Knochen. Nach Erledigung seiner Korrespondenz hätte er ihr nachreisen können, doch so einfach, wie sie es sich dachte, ließ er sich nicht dirigieren.

Außerdem lagen ihm verschiedene Forschungen am Herzen: eine automatische Bremse für Lokomotiven, ein Verfahren zur Reinigung von Gußeisen. Vor allem aber dachte er seit längerem darüber nach, wie er Schwarzpulver durch ein geeigneteres Treibmittel ersetzen könne. Schon 1875 hatte er in der Schrift »Über die modernen Sprengstoffe« geschrieben: »Diese altbekannte Mischung besitzt eine wirklich erstaunliche Elastizität, die ihre Verwendung für die verschiedensten Zwecke erlaubt. So benötigt man in einem Bergwerk lediglich eine Explosion ohne Triebkraft; in einem Gewehr aber eine ohne Sprengwirkung. Bei einer Granate finden sich diese beiden Kräfte vereint. In einer Zündschnur, wie auch beim Feuerwerk geht die Verbrennung nur sehr langsam vor sich, und es erfolgt keine Explosion. Der Druck des Schwarzpulvers, der bei so zahlreichen Verfahren erprobt wurde, schwankt zwischen einer Unze (mehr oder weniger) auf den Quadratzoll bei einer Zündschnur und 85 000 Pfund auf den Quadratzoll in einer Granate. Doch wie bei einem Mädchen für alles fehlt die Perfek-

tion auf den einzelnen Gebieten. Die moderne Wissenschaft verfügt über bessere Geräte und greift damit allmählich auf dieses Gebiet über.«

Er war nicht der einzige, der versuchte, ein neues Schießpulver zu entwickeln. In Österreich arbeitete daran General Lenk, in Deutschland Hauptmann Schulze, der ein bereits verbessertes Pulver für Jagdgewehre erfunden hatte. Ein ähnliches wurde in England hergestellt. In Frankreich forschte der Chemiker P. M. E. Vieie auf diesem Gebiet, wahrscheinlich für die Administration des Poudres et Salpêtres. Auch andere Forscher, wie Duttenhofer in Deutschland und Skoglund in Schweden, wollten besseres Pulver – möglichst mit wenig Rauchgasen – entwickeln.

Er wußte noch nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. Auf keinen Fall würde er in die Fußstapfen der anderen treten; die Lösung des Problems erschien ihm nur durch ein völlig neues Verfahren möglich.

Mit Fehrenbach besprach er die Versuchsanordnungen. »Unter Umständen werden wir mehrere Serien nacheinander durchführen müssen. Ich bin aber überzeugt, daß wir bald zu einem Ergebnis kommen. Wir müssen eine Art Pulver gewinnen, das nach der Zündung in konzentrischen Schichten abbrennt, so daß keine Explosion, wohl aber eine starke Triebkraft entsteht, die Gewehr- oder Artilleriegeschossen eine hohe Triebkraft verleiht.«

»Sie kommen damit auf ein Gebiet, Monsieur Nobel, das vornehmlich diejenigen interessiert, die Sie Völkermörder nennen.«

»Das Pulver wird erfunden werden, entweder von uns oder von anderen.«

»Vielleicht sollten wir es den anderen überlassen, sich die Hände schmutzig zu machen.«

»Sie kennen meine Überzeugung, Fehrenbach. Ich verabscheue den Krieg, aber solange Menschen noch eine Chance sehen, andere zu besiegen, werden sie es

versuchen. Erst wenn die Mittel so fürchterlich werden, daß sie den Tod für alle bedeuten, besteht Hoffnung auf Frieden. Erfindungen lassen sich nicht verhindern.«

»Was treibt nur die Menschen, sich gegeneinander schlimmer als Raubtiere zu verhalten. Bis jetzt wurde noch jede Waffe angewandt.«

»Römische Legionäre haben Kriegsgefangene mit Rauchgas vergiftet. Im Dreißigjährigen Krieg wurden Frauen und Kinder umgebracht. So schlimm ging es im Krieg zwischen Frankreich und Deutschland nicht zu. Kurzum, mit der Wissenschaft und mit unseren Erfindungen wird sich die Humanität entwickeln.«

Im Grunde beschäftigten ihn die gleichen Bedenken. Doch er beschwichtigte sein Gewissen damit, daß trotz aller Rivalitäten zwischen den europäischen Staaten Frieden herrschte. Es gab zwar genug Leute, die ins Kriegshorn bliesen und immer Gründe dafür fanden, doch schien keine Regierung ernsthaft darauf aus zu sein, das Gleichgewicht zu zerstören.

Oft aber gingen ihm die Verse Goethes durch den Kopf:

»Übers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.
In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechten schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.«

Als die erste Versuchsserie lief, überließ er Fehrenbach die weitere Ausführung und fuhr nach Wiesbaden. Er hatte sich noch mit Barbe über seine Absicht beraten, die verschiedenen Nobel-Gesellschaften zu Trusts zu vereinigen, und Barbe war einverstanden. So konnten aufflackernde Rivalitäten beseitigt und die Märkte abge-

grenzt werden. Vorgesehen war die Gründung eines englisch-deutschen und eines romanischen Trusts.

Immer noch hoffte er, Sofie möge sich zu der Frau entwickeln, die er heiraten konnte. So schwer war es doch nicht, sich die nötigen Umgangsformen anzueignen und etwas Bildung zu erwerben. Sie hätte den Schlüssel zu seinem Herzen, wenn sie ihn mit ihren Kaprizen nicht dauernd vor den Kopf stieße.

Je älter er wurde, desto stärker sehnte er sich nach einem Menschen, der ihn verstand, für den er leben und sterben, den er ganz und gar lieben konnte.

Aber entfernte sich Sofie nicht mehr und mehr von ihm, während sie ihn zugleich immer stärker in Anspruch nahm?

Noch nie war es vorgekommen, daß sie ihn nicht vom Zug abgeholt hatte. Früher hatte sie ihm täglich einen Brief geschrieben, jetzt nur alle drei Tage. Ihr verändertes Benehmen führte er auf einen ihrer neuen Bekannten zurück.

Aber schon auf dem Bahnhof in Wiesbaden verflogen seine trüben Gedanken. Sofie empfing ihn mit heiterem Gesicht, führte ihn in das Appartement, bei dessen Wahl sie seinen Geschmack getroffen hatte.

»Eigentlich hast du tausendfach recht, mein liebes kleines Kröterl, daß ich mich nicht so ablagen sollte. In Zukunft will ich mir etwas mehr Freiheit schaffen, ich habe das alte Leben satt.«

Er fühlte sich abgerackert und gestand sich die Erholung zu. Es war doch etwas anderes, mit Sofie zu leben, als von Dienern umgeben zu sein, deren ewiges Getratsche ihm auf die Nerven ging. Er konnte sich Zeit lassen, denn sein Korrespondenzbuch führte er stets bei sich.

Robert gönnte sich schon wieder einen Kuraufenthalt. Sofie las seinen Brief und bedauerte ihn, doch Alfred spottete: »Was muß der Kerl gesund sein, wenn er nach all dem Kurieren noch auf den Beinen ist. Im Grunde ist

Robert ein Hypochonder. Täglich bildet er sich ein, eine neue Krankheit zu haben. Morgens ist es ein Herzfehler, zum Frühstück die Gicht, nachmittags die Schwind-sucht, abends Blutvergiftung und beim Schlafengehen Krebs, welcher sich bald im Magen, bald auf der Lunge, bald in den Nieren und bald im Bauch befindet. Jeden Winter sucht er ein neues Quartier in einem guten Klima. Bald wird er keines mehr finden.«

Als Sofie ihn verwundert anblickte, fügte er hinzu: »Ich übertreibe nicht, Sofferl, es ist buchstäblich wahr.«

Mit seiner Gesundheit war der Arzt zufrieden, doch er fürchtete, entgegen dessen Beteuerungen, einen Herzfehler zu haben.

»Aber geh«, meinte Sofie, »warum sollte der Arzt dich belügen?«

»Manchmal habe ich solche Schmerzen in der Brust, als wenn sich das Herz zusammenkrampft.«

»Weil du zuviel arbeitest und dir keine Ruhe gönnst.«

Die Bäder bekamen ihm, die Massagen, die Spaziergänge. Nach einiger Zeit bemerkte Sofie, daß er wieder unruhig wurde.

»Laß uns hier fortgehen, Buberl, Meran soll ein schönes Klima haben. Gerade jetzt im Herbst wird es dir gut-tun.«

Ihr Vorschlag gefiel ihm. Meran lag im Tal der Etsch und der Passer, war östlich von den relativ niedrigen Sarnthaler Alpen, westlich und nördlich von den auf über 3500 Meter ansteigenden Ötzthaler und Stubai-er Alpen umgeben. Der Zug fuhr über Innsbruck-Bozen, entlang der Eisach. Bizarre Bergrücken ragten weit über die Almwiesen und Wälder hinaus. In Südtirol, wo sich der italienische Einfluß bemerkbar machte, war die Luft trotz der Höhenlage mild.

In der Pension überwog die italienische Küche.

»Haben wir es nicht gut getroffen, Bubi?«

»Bis auf die Spaghetti, die dir offensichtlich Schwierig-keiten bereiten, zweifellos.«

»Du bist gar zu streng mit der kleinen Kröte. Aber das macht mir gar nichts aus. Hauptsache, wir sind zusammen.«

»Wollen wir einen Abstecher nach Venedig machen?«

»Oh, Venedig! Mamma mia, mein Traum. Woher wußtest du das?«

Er fand Geschmack an Reisen, auf denen er sich nicht mit geschäftlichen und technischen Problemen beschäftigen mußte. Das Leben war reicher, als er gedacht hatte, es fehlte ihm an nichts, um die Schönheiten zu genießen.

Sofie fühlte sich immer noch wie eine Märchenprinzessin. Alles, was sie sah, erregte ihre Neugier. Am liebsten hätte sie von jedem Abstecher eine Kiste voller Andenken mitgebracht. Sie bewegte sich ungezwungen, doch selbst wenn sie ausgelassen war, tadelte er sie nicht; sie waren hier unbekannt.

»Wollen wir nicht das schreckliche Paris aufgeben und uns in Meran ein Haus kaufen?«

»Wie stellst du dir das vor, Sofferl, wo soll ich arbeiten?«

»Verdienst du nicht auch so genug?«

»Darum allein geht es nicht. Ich habe Verantwortung für alles, was ich in die Welt gesetzt habe.«

»Du hast doch selbst gesagt, daß wir in einem abgelegenen Ort zusammenleben könnten. Und hier ist es so wunderbar.«

»Daß du mich nicht verstehst!«

Ihre Gespräche gingen nicht selten so aus, und jedesmal waren sie verstimmt. Sofie gelang es aber meist, humorvoll auf ein anderes Thema überzuleiten, indem sie über Bücher sprach, die er ihr empfohlen hatte.

Als sie von Venedig zurückkamen, lagen neben anderen Briefen wieder die verhaßten Depeschen auf dem Tisch. Sofie hätte sie am liebsten zerrissen und in die Passer geworfen.

Sie war noch so angetan von der Pracht und dem

Reichtum dieser Stadt und dem goldenen Schimmer, der über den Kanälen, Palästen und Kirchen zu liegen schien. Sie ahnte, daß Alfred aufbrechen und sie wieder monatelang allein sein würde, wenn sie ihm nicht nach Paris folgte.

»Du siehst, das Leben stellt Anforderungen an mich, denen ich mich nicht entziehen darf.«

Es klang, als freue er sich darüber.

»Mir ist schlecht.« Etwas Besseres fiel ihr nicht ein.

»Das ist die Aufregung, auch Reisen strengt an.«

Ihr war, als wäre er schon abgereist. »Bleibst du noch . . . eine Nacht?«

Er blätterte im Kursbuch. »Ich nehme den Zug morgen früh um sechs Uhr dreißig.«

Der Abend verlief, ohne daß sie viel miteinander sprachen. Sofie packte die Koffer, hin- und hergerissen von der Frage, ob sie mitfahren oder noch hierbleiben sollte.

Er spürte ihre Unentschlossenheit, doch er bedrängte sie nicht.

»Vielleicht tut der kleinen Kröte ein Abstecher nach Wien gut?«

Sie wußte es nicht. Erst, als er abgefahren war, entschloß sie sich, Bad Ischl aufzusuchen. Unmöglich konnte sie länger ohne Alfred in Meran bleiben.

Wieder würde eine Zeit kommen, in der sie ohne ihn leben mußte. Sie würden sich Briefe schreiben; eine Woche, vielleicht auch einige Monate. Über seine viele Arbeit würde er schreiben, über seine angegriffene Gesundheit, über seine Einsamkeit. Er würde ihr wieder Vorwürfe machen – er konnte ziemlich beleidigend werden –, daß sie nicht so war, wie er sie sich wünschte. Suchte er eine Frau nur zur Repräsentation? – Zählte Schönheit etwa nicht? Warum schämte er sich ihrer, wenn er sie liebte? Sie durfte nicht einmal vor Leuten sagen, daß sie eine Blumenverkäuferin gewesen war, obgleich er immer wieder betonte, wie wichtig die Arbeit

für einen Menschen wäre. War für ihn nur die Tätigkeit der Gebildeten etwas wert?

In Paris mochte sie nicht mehr wohnen. Dort war sie meist allein, und das ewige Warten hielt sie nicht aus. Mit ihren Sprachkenntnissen war sie wenig vorangekommen, niemanden kannte sie richtig. Dann blieb sie schon lieber in Österreich, in Deutschland oder in der Schweiz, wo sie schnell Kontakt fand. Eines Tages würde Alfred einsehen, daß es gut für ihn war, mit ihr dort, wo auch sie sich wohl fühlen konnte, zusammenzuleben. Er war überall zu Hause.

Lange betrachtete sie sich im Spiegel. Etwas über dreißig Jahre war sie alt. Ihre Haut war noch glatt, nur unter den Augen bildeten sich kleine Falten. Von dem guten Essen hatte sie zugenommen, doch ihre Figur war noch wohlproportioniert. Sie konnte sich überall sehen lassen.

Gern hätte sie ein Kind gehabt. Alfred wollte es nicht. Sonst machte er keinen Unterschied zwischen einer verheirateten und einer unverheirateten Frau. Zu einer Familie gehörte aber ein Kind. Immer richtete sie sich nach ihm. Sie war auf das Buberl angewiesen. Für sie gab es kein Zurück. Sie hatte ihr Leben nach ihm eingerichtet. Schließlich hatte sie Alfred ihre besten Jahre geschenkt. Jetzt würde sie kaum noch einen Mann finden. Das wollte sie auch nicht. Sie liebte Alfred und er sie. Zwar sagte er manchmal, sie solle sich einen Mann suchen, doch sobald ihr jemand den Hof machte, reagierte er eifersüchtig. Oft genug machte er ihr Vorhaltungen, selbst wenn irgendwelche Leute ihm aus purem Neid über angebliche Liebschaften berichteten. Sie hatte es nicht leicht, ihm sein Mißtrauen auszureden. Es war un begründet. Diejenigen, die zu ihr paßten, waren längst verheiratet. Die meisten suchten nur Abenteuer oder wollten Geld.

Lustlos packte sie die Koffer. Ein paar Tage würde sie sich elend fühlen. Aber sie war kein Kind von Traurigkeit. In der anderen Umgebung würde ihre gute Laune

bald zurückkehren. Sie liebte das Leben, noch war sie jung genug, sie besaß ein Recht auf vergnügte Stunden, sie wollte tanzen, lachen, fröhlich sein. Es kam für sie nicht in Frage, in einer Ecke zu sitzen und trüben Gedanken nachzuhängen.

Während der Fahrt durch die Alpen ging es ihr schon besser. Über die Täler möchte sie schweben, an den Berghängen entlanggleiten. Sie kuschelte sich in die Polster. Wenn Alfred schon wenig Zeit für sie hatte, wollte sie wenigstens das Leben, das er ihr ermöglichte, genießen. Vielleicht war es gut für die Liebe, daß sie öfters getrennt lebten. Das Zusammensein mit Alfred war anstrengend.

Wenn es ihr in Bad Ischl zu langweilig werden würde, konnte sie andere Orte aufsuchen. Es gab noch viele schöne Plätze auf der Welt. Irgendwann würde Alfred ihr nachreisen. Darauf mußte sie eben warten. Und wenn sie sich gut amüsierte, verging die Zeit am schnellsten.

Gern hatte er Sofie nicht allein gelassen, doch er kannte ihre Abneigung gegen Paris, und überreden wollte er sie nicht; er würde ihr in Österreich oder Deutschland ein Haus kaufen. Sie konnte dort als Witwe leben; niemand würde seine Besuche anstößig finden.

Alles wäre einfacher, wenn sie verheiratet wären. Er liebte sie. Aber der Zwiespalt zwischen ihnen, den er immer empfunden, doch überwinden zu können geglaubt hatte, war geblieben. Dennoch hoffte er immer noch, daß die kleine Hexe sich ändern würde. Das Sofferl war zwar schrecklich unselbständig, aber nicht eigentlich dumm.

Wenn sie nur begreifen würde, daß er nicht so wie sie dahinleben konnte. Geld ausgeben war leichter als verdienen. Ohne Arbeit konnte er nicht leben. Wenn er sich auch oft nach mehr Ruhe sehnte, seine Schöpfungen gaben ihn nicht frei. Er wäre schon glücklich, wenn er mehr Zeit zum Forschen besäße. Aber jetzt mußte er

sich um die Organisierung seiner Unternehmungen kümmern. Weit über fünfzig Fabriken waren zu koordinieren. Paul Barbe hatte dem vorgearbeitet, nun mußte er entscheiden.

Georges Fehrenbach hatte kein Ergebnis erzielt und wartete auf seine Vorschläge. Vorerst mußte er sich die zahlreichen Negativresultate ansehen. Immer wieder hatte er erfahren, daß ohne ihn die Dinge nicht richtig vorankamen. Fehrenbach war ein tüchtiger Mann, doch ihm fehlte etwas, was sich durch kein Studium erzwingen ließ. Wie man es auch nannte: Inspiration, Genialität, Beobachtungs- oder Kombinationsgabe, es ließ sich nicht fassen. Fleiß, Erfahrungen und Wissen gehörten auf jeden Fall dazu.

Zum Glück brauchte er sich nicht mehr um Ludvigs Naphthaproduktion zu sorgen; er war ein Arbeitstier und beherrschte nicht nur den russischen Markt. Auch seine sozialen Pläne, wie er es nannte, setzte er in die Tat um. Ihre Meinungsverschiedenheiten waren einem guten Einvernehmen gewichen. Er freute sich herzlich über Ludvigs Erfolge.

»Wir stehen beide auf der bergab gehenden Seite des Lebens, wo der Abend schon die Nacht vorspiegelt; und das ist keinesfalls der Augenblick für die Neigung zu Kleinlichkeiten, die fast allem zugrunde liegt, was Zwist heißt. Du denkst und fühlst zu groß, um dazu Lust zu haben, und was mich betrifft, so lebe ich eigentlich mit allem und allen in Frieden, außer mit meinem eigenen Inneren und den Geistern aus Niflheim. Am allerwenigsten will ich mit Dir Streit haben, und wenn ein Schatten zwischen uns gelegen hat, so ist er längst gewichen vor dem ›Es werde Licht‹ des Herzens.«

Nie hätte er geglaubt, sich im Alter von fünfundfünfzig Jahren noch so plagen zu müssen. Anstatt langsam das tägliche Pensum reduzieren zu können, wie es vernünftig gewesen wäre, mußte er ständig neue Aufgaben übernehmen.

Er hatte sämtliche Direktoren der Dynamitgesellschaften nach Paris bestellt. Endlose Verhandlungen über die Koordinierung der Firmen begannen, die alle ihre Sonderinteressen ins Spiel brachten. Aber er wollte den Zusammenschluß der Gesellschaften zu zwei großen Trusts durchsetzen.

Barbe und der Engländer Mosenthal unterstützten ihn. Schließlich gelang es, alle spanischen, portugiesischen, schweizerisch-italienischen Gesellschaften inklusive ihrer Tochterfirmen in Mittel- und Südamerika mit der französischen Société zu dem Trust Société Centrale de Dynamite zu vereinigen. Der Trust kontrollierte Rohstoffe und Preise in den verschiedenen Ländern. Sein Aktienkapital betrug sechzehn Millionen Francs.

Die englischen, deutschen, belgischen, luxemburgischen, australischen, japanischen, mexikanischen und südamerikanischen Gesellschaften bildeten den englisch-deutschen Trust mit einem Aktienkapital von zwei Millionen Pfund Sterling. Infolge der beherrschenden Stellung auf fast allen Märkten und des industriellen Aufschwungs fielen hohe Dividende an.

In Sévran kam er mit den Experimenten allmählich voran. Er war auf die Idee gekommen, den im Zelluloid enthaltenen Kampfer nach und nach durch Nitroglyzerin, den bisherigen Ausgangspunkt aller seiner Erfolge, zu ersetzen. Dabei erhielt er eine Masse, deren Konsistenz ausreichte, um daraus Körper zu formen.

Dieser Stoff verhielt sich tatsächlich ähnlich wie Schwarzpulver, er brannte mit vermindertem Schnelligkeitsgrad ab, aber er besaß entscheidende Vorteile. Er

hinterließ so gut wie keinen Rauch, und er entfaltete eine weitaus größere Triebkraft.

Liedbeck betrachtete das Ergebnis gleich mit den Augen des Technikers. »Erst muß ich wissen, wie sich das Zeug maschinell verarbeiten läßt, mein lieber Alfred.«

»Schrei doch nicht so!« Derartige Ermahnungen waren nötig, doch völlig wirkungslos, denn Alarik verstand nur noch, wenn man schreiend zu ihm sprach. Dummerweise regte er sich wieder darüber auf, während Fehrenbach sich amüsierte. Aber was war alles Geschrei gegen Liedbecks technisches Gespür.

Bald fand er heraus, daß sich die neue Substanz zwischen heißen Walzen rollen oder unter Hitzeeinwirkung in Streifen, Röhren und andere Formen pressen ließ.

»Damit hast du den dritten hellen Stern an deinen Erfinderhimmel geheftet«, sagte Liedbeck. »Gegen dein Dynamit, deine Sprenggelatine und dieses Zeug nehmen sich deine dreihundert anderen Patente wie schwach leuchtende Planeten aus.«

»Du redest so laut, daß es die Administration in Paris hören wird.«

»Das Militär wird dir das Pulver aus den Händen reißen«, fuhr Liedbeck unbeeindruckt fort. »Wir können es mit der neuen Technologie in jeder gewünschten Menge produzieren.«

»Welchem Land werden Sie zuerst das Teufelszeug anbieten?« fragte Fehrenbach.

»Ihrem Vaterland, der Administration des Poudres et Sâlpêtres.«

»Die stellt seit einigen Jahren bereits das rauchlose Vieille-Pulver her.«

»Das ist doch viel schwächer als das Nobel-Pulver.« Liedbeck war überzeugt, daß sich die Minister bei der wieder aufkommenden Kriegsgefahr für das bessere Pulver entscheiden würden.

Aber in den Augen der französischen Regierung war ein starkes Pulver mit schwachen Beziehungen offensichtlich schlechter als ein schwaches Pulver mit starken Beziehungen. Das war der erste Rückschlag, dem weitere folgten. Als die italienische Regierung sein neues Pulver, das er Ballistit nannte, übernahm, begannen einflußreiche Kreise in Frankreich gegen ihn zu intrigieren und bössartige Artikel zu veröffentlichen.

Gerade jetzt hätte Sofie ihm zur Seite stehen müssen. Doch sie reiste von Ischl nach Wien und von dort nach Aix-le-Bain, von dort an den Genfer See nach Montreux und wieder zurück nach Wien. Als er ihr seine Not klagte, wollte sie kommen, doch da war er schon so verärgert, daß er ihr abriet.

»Ich weiß ganz gut, was es bedeutet, wenn du kommst. Es heißt, mir zuzumuten, mit meiner kranken Lunge herumzulaufen, mit Dir eine Wohnung zu suchen, Klagelieder anzuhören, daß dieselbe nicht gut genug sei. Das ist schon für einen Gesunden schwer zu ertragen, vielmehr für einen Kranken, der außerdem noch schwermütig ist.«

Von verschiedenen Seiten wurde ihm erneut zugetragen, daß Sofie als Madame Nobel aufträte und sich mit Liebhabern abgebe, für die sie sein Geld aus dem Fenster werfe. Waren sie alle Jagos, oder sprachen sie die Wahrheit?

Gegen den Biß der Verleumder gab es kein Mittel.

Sofie hätte ihm das Gegenteil beweisen müssen, in ihren Briefen beteuerte sie es, und er konnte nicht vergessen, daß sie ihm zugetan war, doch sie verschwendete in der Tat sehr viel Geld. Zwanzig Familien hätten davon gut leben können. Sie hätte ihn trotz seiner Absage aufsuchen müssen.

Wenn es aber stimmte, daß sie sich als Madame Nobel mit Kavalieren herumtrieb, ihn damit der Lächerlichkeit preisgab, seine Ehre besudelte, dann mußte er sich von ihr trennen.

Der Gedanke schmerzte ihn. Es mangelte ihr nicht an Liebenswürdigkeit, an wahrer Weiblichkeit und Kindlichkeit. Vielleicht beneideten sie andere nur um ihr großes Glück?

Wenn er doch einen Menschen an seiner Seite hätte, der ihn verstehen könnte!

Er hatte liebevollen Umgang nötig. Seine Gesundheit und sein Gemüt hatten so gelitten, daß er sie nicht einmal Weihnachten besuchen können würde. Dabei sehnte er sich nach ihren zarten Händen und ihrer fröhlichen Stimmung.

Endlich wurde er die Leiter der Dynamitgesellschaften los, die ihn mit Verträgen, Plänen, Betrügereien und Eifersüchteleien gequält hatten. Er wünschte, ein neuer Mephisto möge die Hölle mit diesen schändlichen Wesen bereichern.

Alles mögliche stürmte auf ihn ein. In der Presse mehrten sich die gemeinen Artikel gegen das neue Pulver und ihn, als habe er damit Frankreich den Krieg erklärt.

Die Friedensgesellschaften, die gegen die Aufrüstung polemisierten, beschuldigten ihn, dem Kriege Vorschub zu leisten. Er war es doch nicht, der von einem Revanchekrieg faselte und den Steuerzahlern Mittel für die Rüstung abverlangte!

Bertha von Suttner kreuzte wieder seinen Weg. Sie hatte ihn ebensowenig vergessen wie er sie. Als sie nach ihrem siebenjährigen Aufenthalt in Tiflis zurückgekehrt war, ließ sie es ihn wissen.

Wollte sie erfahren, ob er ihr verziehen hatte? Oder bereute sie, ihn im Stich gelassen zu haben?

Seit zwei Jahren war sie wieder in Österreich. Die Familie Suttner schien sich mit der Heirat abgefunden zu haben. Arthur war mit Bertha in Schloß Harmannsdorf eingezogen.

Eine Rundreise durch Europa stand auf ihrem Programm. Besonders gut war es ihnen bei den Bekannten

im Kaukasus nicht gegangen, auch mußte der russisch-türkische Krieg schreckliche Eindrücke bei ihnen hinterlassen haben.

Als sie mit ihrem Mann in Paris eintraf, schickte sie ihm ein Billett, daß sie sich über ein Wiedersehen beziehungsweise Kennenlernen freuen würden.

Ein bißchen neugierig folgte er der Einladung ins Hotel. Elf Jahre hatten sie sich nicht gesehen. Alles schien sich zu wiederholen. Doch die Zeit ließ sich nicht auslöschen.

Unbefangen konnte er Bertha noch nicht gegenüber treten. Sie wirkte reifer, kräftiger, zielstrebig. Ihr Gespräch verlief konventionell, förmlich und gestelzt.

Arthur von Suttner war ihm sympathisch; er erkundigte sich nach seinen Forschungen.

»Besuchen Sie mich doch. Morgen bin ich in Sévran, da werde ich Sie mit der neuesten Erfindung bekanntmachen.«

Im Laboratorium lockerte sich ihr Gespräch. Baron von Suttner interessierten die Tiegel und Apparate so, als wollte er selbst experimentieren. Er überreichte Nobel zwei seiner Bücher, die 1884 und 1886 in München und Stuttgart erschienen waren, und sprach davon, daß seine Skizzen über seine Erlebnisse im Kaukasus demnächst erscheinen würden.

Auch Bertha schenkte ihm zwei ihrer Bücher: »Inventory einer Seele« und den Roman »Ein schlechter Mensch«.

»Sie meinen hoffentlich nicht mich damit.«

»Keinesfalls. Aber ich wollte Ihnen noch sagen, daß ich den ersten Band eines Buches abgeschlossen habe, der unter dem Titel »Die Waffen nieder« erscheinen soll.«

»Damit sprechen Sie mir aus dem Herzen, Baronin.«

»Darf ich dennoch fragen, wieso das möglich ist – bei Ihren Forschungen und Fabriken.«

»Ich hasse den Streit wie die Pest, selbst mit Leuten,

die mir den Grund dazu geben. Aber nichts gibt es auf der Welt, was man nicht mißverstehen oder mißbrauchen kann.

Kriege sind das Schrecklichste der Schrecken und das größte aller Verbrechen!«

»Sie sprechen mir aus dem Herzen, Monsieur Nobel, trotzdem . . .«

»Meine Fabriken brauchen den Krieg nicht, um ihre Dividende zu steigern. Jedes Unternehmen, das dem Frieden dient, werde ich unterstützen.«

»Danke. Ich werde darauf zurückkommen.«

Immer wieder drehte sich ihr Gespräch um diese Frage. »Ich habe viel darüber nachgedacht, verehrte Baronin, und werde es in Zukunft weiter tun.«

Sie war von der Idee besessen, Kriege durch Friedensappelle, Friedenskongresse, aufrüttelnde Reden und Schriften verhindern zu können.

Ob eine Frau wie sie ihn hätte glücklich machen können?

Aber auf jeden Fall besaß sie Geist und ausgezeichnetes Benehmen. Mit ihr hätte er sich überall sehen lassen können.

Sie würde seine Beziehung zu Sofie nicht verstehen. Hoffentlich kam ihr das Gerede nicht zu Ohren.

Nachdem er die Suttners mit den Vorzügen seiner Küche und seines Weinkellers bekanntgemacht hatte, führte er sie in das Haus von Madame Juillette Adam ein, das er hin und wieder besuchte. In ihrem Salon verkehrten Schriftsteller, Künstler und Politiker.

Madame Adam trug ein dunkelrotes Samtkleid mit Brillanten besetzt. Trotz ihres weißen Haares wirkte ihr Gesicht jugendlich.

Das Gedränge wurde immer stärker; unmöglich konnte sich jeder mit jedem bekannt machen. Nur in dem kleinen Kreis, in dem man sich zufällig befand, war eine Unterhaltung möglich.

Es wurden Gedichte vorgetragen, Manuskripte gele-

sen und diskutiert, zwischendurch auf verschiedenen Instrumenten musiziert.

Irgendwie schaffte es Madame Adam, sich zu ihrer Gruppe durchzuarbeiten.

»Unser sehr verehrter Monsieur Nobel hat uns vor einiger Zeit einen lebhaft besprochenen Vorschlag unterbreitet. Er wollte einen Selbstmörderklub gründen, der in einem Luxushotel seinen Sitz haben und seinen Mitgliedern eine einfache, aber sehr wirksame Selbstmördermaschine gegen ein geringes Entgelt zur Verfügung stellen sollte. Wie Sie wissen, gibt es nicht wenige Leute, die ihres Lebens überdrüssig sind oder meinen, von einem gewissen Alter an müßte man das Recht und den Mut haben, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Sehen Sie, Madame . . . richtig . . . Madame von Suttner, der Automat fand unseren Beifall. Man steckt einen Franc hinein, wird durch einen starken Stromstoß auf der Stelle getötet, während gleichzeitig im Polizeirevier und im Bestattungsinstitut eine Alarmglocke ertönt.«

Madame Adam weidete sich an dem Gesichtsausdruck der Suttners. Nobel war die Sache peinlich. Doch bevor er etwas erwidern konnte, meinte Madame Adam: »Diesen Apparat sollte man in dem deutschen Kaiserreich aufstellen, Rache für Sedán würde ich ihn nennen. Aber unser Pulverspezialist, ich meine Monsieur Nobel, hat sicher noch bessere Erfindungen parat.«

Der Abend verlief wie gewöhnlich verwirrend und erregend. Trotz mancher Klatschereien und chauvinistischer Entgleisungen gefiel es Suttners, daß so viele verschiedene Meinungen nebeneinander bestehen konnten, ohne daß man sich den Schädel einschlug.

Die Ereignisse jagten sich wie Wolken im Sturm.

Ludvig erkrankte schwer und reiste nach Cannes, um sich zu erholen, doch sein Leiden verschlimmerte sich, und er starb im April 1888. Er hatte zuviel gearbeitet.

»Ludvig ist nicht geeignet«, hatte ihm Robert vor fünf

Jahren geschrieben, »das Geringste von seiner Autorität aufzugeben, und wird an diesem System festhalten, das auf seiner Gesundheit lastet und seine Kraft bricht. Keiner von uns ist eigentlich gesund genug, einen so gigantischen Mechanismus wie Baku zu leiten. Wir müssen uns mit der Denkarbeit begnügen und alles Mechanische den anderen überlassen.«

Zum Glück hatte Ludvig seinen ältesten Sohn Emanuel rechtzeitig mit dem Betrieb vertraut gemacht. Der wollte und konnte ihn fortführen, ohne daß die Gefahr finanzieller Schwierigkeiten bestand.

Seine Schwägerin erzählte, daß Ludvig sanft eingeschlafen war. Darum war er zu beneiden. »Mir wird solch ein Glück nicht zuteil werden«, schrieb er Sofie. »Einen Menschen müßte ich mir suchen, der mir der-einst ein sanftes, wahres Trostwort zuflüstert und die Augen schließt.«

Diese Gedanken waren ihm gekommen, als ihm eines Tages gegen zwei Uhr in der Frühe plötzlich so schlecht wurde, daß ihm die Kraft fehlte, zu klingeln und die Tür aufzuschließen. »Mehrere Stunden mußte ich ganz allein verbringen, ohne zu wissen, ob es nicht meine letzten wären.«

In seinen Briefen an sie übertrieb er oft, hoffend, daß sie endlich auf seine Worte hören würde. Noch immer mißbrauchte sie seinen Namen. Er mußte ihr seine Empörung schreiben.

»Entweder bin ich verheiratet, dann habe ich keinen Grund, meinen Namen zu verweigern, oder aber ich bin es nicht, dann ist es eine Schmach, daß ein Weib sich unter meinem Namen vorführt. Ich bin kein Betrüger und sehe nicht ein, warum ich durch Dich und aus Güte als solcher gelten soll. Du wirst es dereinst bitter empfinden, welches Unrecht Du Dir selbst zufügst.«

Er fühlte sich entsetzlich kompromittiert. Hinzu kam ihr ewiges Herumkutschieren von einem Badeort zum anderen. Nach Paris wollte sie nicht zurück, dann sollte

sie sich ein nettes Heim in Wien suchen. »Vierzigtausend Gulden für eine Villa liegen bereit.«

Endlich lenkte sie ein, aber sie wollte ein Schloß. Das sollte sie sich aus dem Kopf schlagen. Er mußte die Sache in die Hand nehmen. »Ich sehne mich nach einem Wiedersehen mit dem kleinen herzigen Kröterl, das noch eine Perle werden wird, wenn nur erst der Verstand emporblühen und ihre Launen untergehen würden.«

Ja, er hoffte immer noch, daß Sofie vernünftig werden würde. Trotz seiner körperlichen Schwäche fuhr er nach Wien. Sofie holte ihn von Bahnhof ab. Ein harter Zug lag über ihrem Gesicht. Auch hatte sie zugenommen, doch schwanger war sie nicht, wie ihm jemand geschrieben hatte. Der Neid war der Bruder des Bösen.

Viel Unternehmungslust bei der Wohnungssuche zeigte Sofie nicht. An jedem Angebot hatte sie etwas auszusetzen. Aber sie mußte ihr Hotelleben aufgeben. Schließlich entschied er sich für eine Villa.

Sofie bat ihn, die Möbel in Paris zu kaufen.

Warum kam sie nicht mit? Sollten diejenigen recht haben, die ihm weismachen wollten, daß Sofie einen Geliebten habe?

Die Eifersucht quälte ihn. Noch schlimmer war ihm der Gedanke, der Lächerlichkeit doppelt preisgegeben zu sein, indem er nicht nur sie, sondern auch noch ihren Galan aushielt. Dem Gerücht auf den Grund zu gehen, blieb ihm keine Zeit.

Mama war schwer erkrankt, die Frau, die sein ein und alles war. Sie hatte ihn geliebt, wie man heutzutage nicht mehr liebte, wo das hektische Treiben die Gefühle lähmte.

Friedlich schlief sie ein. Nie würde er ihr Gesicht, ihre Augen vergessen. Warum hatte Gott ihm nicht ein solches Weib zur Frau gegeben!

Hatte er je geliebt?

Der Gedanke an Liebe weckte ein »unendlich süßes Bild erträumter Seligkeiten in mir, die mir das Leben

vorenthielt, eine Liebe, die ich hegte und die verdorrte, noch ehe sie wuchs. Die Wirklichkeit spottete des jungen Herzens idealistischer Welt. Zurücksetzungen, getäuschte Hoffnungen und düstere Gedanken verbitterten mein Leben.«

33

Sein Generaldirektor des romanischen Trusts, Paul Barbe, war zusammen mit anderen hohen Staatsbeamten angeklagt, bei der Finanzierung des Panama-Kanals unredlich gehandelt zu haben. Barbés Ehrgeiz, auch in der Politik Karriere zu machen, hatte ihn zu Spekulationen verleitet. Der Tod entzog ihm zwar der Verantwortung, doch seine mit Bestechung und Betrug verbundenen Manipulationen belasteten Nobels Konzern. Hinzu kam, daß verschiedene Direktoren der französischen Dynamit-Gesellschaften in ebenso fragwürdige Spekulationen verwickelt waren.

Finanziell war er mitverantwortlich für die unlauteren Geschäfte, obgleich er nichts von ihnen gewußt hatte. Das gleiche Schicksal, das einst seinen Vater getroffen hatte, stand ihm bevor. Er war wie gelähmt und sah sich schon als Bewerber um einen Posten in einer seiner Fabriken.

Dieses Ereignis war ein gefundenes Fressen für diejenigen, die ihn wegen der Vergabe der Herstellungsrechte für das Ballistit an die italienische Regierung zu einem Vaterlandsverräter oder gefährlichen Ausländer erklärt hatten. Nationale Eiferer verlangten, daß ihm alle Versuche mit Gewehren und anderen Waffen in Frankreich verboten würden. In der Presse mehrten sich die Artikel gegen ihn, in denen sich einige sogar erdreisteten, ihn der Industriespionage und des Diebstahls von Staatsgeheimnissen zu bezichtigen. Als wenn er je die Forschungseinrichtungen der Administration des Poudres et Sâlpêtres betreten hätte.

Die Polizei durchsuchte sein Laboratorium und versiegelte es. In echter Behördenmanier untersagte man ihm zusätzlich das Experimentieren. Die Genehmigung zum Besitz von Feuerwaffen wurde ihm entzogen, die Herstellung des Ballistits verboten, sämtliche Prüfungseinrichtungen in seiner Fabrik Honfleur beschlagnahmt.

Der Präfekt des Departements Seine et Oise drohte ihm mit Gefängnis.

Die Unverschämtheit dieser Bürokraten und Polizeibüttel, die in einem Menschen nur einen Untertanen sahen, weckte seinen Widerstand. Er wollte sich nicht von verblendeten Politikern und ihren Lakaien um sein Lebenswerk betrügen und wie einen Schulbuben, der die Rute verdient, behandeln lassen.

Die Verluste, die der romanische Trust infolge der Spekulationsgeschäfte erlitt, konnte er durch seine Gesellschaftsanleihe, bei der er selbst ein großes Aktienpaket übernahm, decken. Auf ein paar Millionen kam es ihm nicht an. Immerhin betrug das Kapital noch 20 Millionen Francs.

Alle in den Skandal verwickelten Vorstandsmitglieder entließ er. Zum Generaldirektor ernannte er Paul du Buit, einen soliden Geschäftsmann, der politische und spekulative Unternehmungen ablehnte.

Er hatte entschlossen und schnell gehandelt, doch er war erschöpft. In einem Brief klagte er:

»Der Handel mit Sprengstoffen hat mich ganz krank gemacht, weil man ununterbrochen über Unglücksfälle, eingehende Vorschriften, Bürokratie, Pedanterie, Schurkenstreiche und anderes Lästige stolpert. Ich sehne mich nach Ruhe und möchte meine Zeit meinen wissenschaftlichen Forschungen widmen, was mir unmöglich ist, wenn jeder Tag neuen Ärger bringt . . . Ich möchte mich aus dem Geschäftsleben völlig zurückziehen – und jeder Art von Geschäften. Für mich ist es eine Plage, als Friedensstifter in ein Nest voller Geier zu kommen . . . Es besteht nicht die geringste Veranlassung dazu, daß ge-

rade ich, der ich in Handelsgeschäften keineswegs geübt bin und sie sogar aus tiefster Seele hasse, mich mit all diesen kommerziellen Dingen herumplagen soll, von denen ich kaum mehr verstehe als der Mann im Mond. Die Gesellschaften in Amerika, Schweden und Norwegen kommen augenblicklich sehr gut aus, ohne mich dauernd mit ihren geschäftlichen Angelegenheiten zu belästigen, und ich sehe nicht ein, weshalb das die anderen Gesellschaften nicht auch können sollen.«

Schließlich rang er sich zu dem Entschluß durch, die Mitgliedschaft in den Vorständen der Sprengstoffgesellschaften niederzulegen. Die ihm noch verbleibende Kraft wollte er lieber zu Forschungen verwenden. Durch den Zeitgewinn würde er auch mehr mit Sofie zusammensein können. Er hatte sie ohnehin sehr vernachlässigt, und das war alles andere als gut für sie.

Trotz seiner hohen Verluste gab sie ständig mehr Geld aus. Seine Ermahnungen schlug sie in den Wind. Von verschiedenen Seiten wurde ihm zugetragen, daß Sofie sich mit Liebhabern herumtrieb und sich weiterhin als Madame Nobel ausgab.

Auch darunter litt seine Gesundheit. Die Herzbeschwerden wurden häufiger, und er befürchtete, daß seine Lebensuhr bald abgelaufen sein würde. Mehr und mehr beschäftigte ihn die Frage, wie er über sein immenses Vermögen befinden sollte.

Mama hatte infolge seiner Zuwendungen eine Million Kronen hinterlassen. Ihm, Robert und Ludvigs Kindern stand das Erbe zu, doch er beanspruchte für sich persönlich nur Andenken und die Letterstedtsche Goldmedaille. Knapp ein Drittel seines Erbteiles von 280 000 Kronen verwendete er für Stiftungen. Obgleich alle Verwandten in sehr guten Verhältnissen lebten, regten sich einige darüber auf.

War es überhaupt gut, wenn Kinder mehr Geld erben, als zu ihrer Ausbildung erforderlich war? Wenn sie

es nicht selbst verdient hatten, fehlten ihnen die Maßstäbe für den Zusammenhang zwischen Arbeit und Gewinn.

Er wollte lediglich einen Teil seines Vermögens den ihm persönlich verbundenen Menschen überlassen, den anderen aber für Zwecke verwendet wissen, die vielen Menschen zugute kamen. Nur wußte er noch nicht, wie. Er konnte einen Betrag seiner Kirche für ihre karitativen Einrichtungen, einen anderen der Akademie der Wissenschaften und der medizinischen Akademie Schwedens vermachen. Darüber mußte er noch nachdenken. Ihm schwebte ein Testament vor, bei dem seine Vorstellungen, wie das Geld verwendet werden sollte, berücksichtigt wurden.

Nach der Sanierung des romanischen Trusts schöpfte er von neuem Mut. Die Schikanen der französischen Behörden und die gehässigen Artikel in der Presse nahmen zwar zu, doch er war nicht auf Frankreich angewiesen. Es gab noch andere Länder, in denen er arbeiten und Geld verdienen konnte.

Vom Klima her fand er Italien am geeignetsten, aber er dachte auch an seine Heimat. Dort hatte er seine Laufbahn begonnen. Schwedische Ingenieure und Arbeiter hatten in vielen seiner Fabriken Hervorragendes geleistet; er kam am besten mit ihnen zurecht. Ludvig war es nicht anders ergangen. Die Schweden waren zwar eigenwillig, aber korrekt und zuverlässig. Auch beim Streit blieben sie um eine sachliche und menschliche Lösung bemüht.

Ihm wurde eine Villa in San Remo mit großem Park und Strand an der Riviera angeboten. Nach den Fotografien zu urteilen, waren die Lage und das Haus durchaus geeignet, sich dort sein Altersnest zu bauen.

Vorher wollte er Sofie besuchen. Vielleicht gab es eine Hoffnung. Sie war ihm einmal wirklich zugetan gewesen, aber sie war in schlechte Hände geraten. Sonst wäre sie ihm ein gutes, treues Weib geworden.

Seine Versuche, sie von den Leuten in Wien und Bad Ischl, die sie schamlos ausnutzten, wegzulocken, waren fehlgeschlagen. Sie hing an Wien wie ein närrisches Hündchen an seinem Herrn. Weder in Brüssel noch in Dresden, dem geräuschlosen Venedig, das er sehr liebte, wollte sie leben, trotz seiner Beteuerungen, daß sie ihn dort viel öfters würde sehen können.

Vierzehn Jahre kannten sie sich. Gern hatte er ihr von seinen Erlebnissen, Plackereien, Wünschen und Sorgen geschrieben, auch manche Ermahnungen und Belehrungen eingeflochten. Ihr Schicksal ließ ihn nicht gleichgültig; er fühlte sich für sie verantwortlich, wünschte ihr Gutes – und sich manchmal noch ein Leben mit ihr.

Sofie erwartete ihn mit zwiespältigen Gefühlen. Noch nie war sie so unruhig und unsicher gewesen. Was würde er sagen, wenn sie sich ihm anvertraute? Sie hatte ihn betrogen. Was konnte sie dafür, daß sie so lange allein gelassen war? Er machte sich keine Gedanken, wie sie darunter litt. Mit fünfunddreißig Jahren hatte sie ein Recht darauf, zu wissen, woran sie war. Unverheiratete Frauen galten als Jungfern oder Mätressen.

Natürlich war ihr Verhältnis mit Alfred nicht verborgen geblieben, wie er sich das wünschte. Sie bekannte sich dazu und erwartete es von ihm auch. Schließlich adressierte er seine Briefe an Sofie Nobel und gab sich als ihr Mann aus. Warum sollte sie auf ihren Anspruch verzichten?

Sie sehnte sich nach einem Kind. Die Hunde, die ihr Alfred geschenkt hatte, waren dafür kein Ersatz. Sein Vorschlag, ein Kind anzunehmen, empörte sie, sie war noch jung genug, selbst Kinder zu bekommen.

Was sollte sie tun? Sie liebte Rittmeister Kopig nicht und verstand kaum, daß sie sich mit ihm eingelassen hatte. Er war grob, rücksichtslos, interessierte sich für sie nur, weil sie Geld besaß. Außerdem war er verheiratet, unglücklich zwar, wie er beteuerte, doch scheiden

lassen konnte er sich nicht – dafür fehlten ihm 400 Gulden.

Wenn sie das Kind bekommen sollte, mit dem Rittmeister Kopig wollte sie nicht leben. Andererseits war nichts schlimmer, als wenn eine unverheiratete Frau ein Kind bekam. Nicht nur die Mutter, auch das Kind mußte zeitlebens darunter leiden.

Vierzehn Jahre war sie mit Alfred zusammen. Gewiß, sie hatte sich oft dumm benommen, ihre Launen zu sehr ins Kraut schießen lassen, doch war sie immer lieb zu ihm gewesen. Jetzt, im reifen Alter, wollte sie ganz für ihn da sein.

Sie hatte das Häuserl schmuck eingerichtet, und Alfred erkannte ihren Geschmack an.

»Fehlt nur der Hausherr, mein Bubi.«

»Wieso hast du ein Raucherzimmer eingerichtet?«

»Für diejenigen Besucher, die rauchen wollen. Sonst stinkt doch die ganze Wohnung nach Tabak.«

»Du bekommst oft Besuch, nicht wahr, Herrenbesuch?«

»Was soll ich tun, Bubi. Ich bin so oft allein. Versetz dich mal in meine Lage. Was habe ich nicht für Schwierigkeiten dadurch, daß ich unverheiratet bin. Nirgendwo leidet darunter eine Frau mehr als in Österreich.«

»Du hättest in Paris leben können.«

»Wir wollen lieb miteinander sein, ich bin halt ein Dummerl.«

»Das bist du wirklich. Hast alles nur getan, um mich zu kränken, meine Ehre zu verletzen. Das kann ich dir nicht verzeihen.«

»Auch wenn deine Vorwürfe gerecht wären, so hart darfst du gegen mich nicht sein, Bubi. Ich liebe dich und habe dich immer hochgeschätzt, damals wie heute. Du warst mein ein und alles. Du mußt es am besten wissen, wie ergeben ich dir war. Ich bin anderen Männern begegnet, bereue, was du mir vorwirfst. Aber außer dir habe ich keinen anderen Mann geliebt.«

»Wenn man liebt, Sofie, dann fügt man dem anderen keine solchen Ehrenkränkungen zu wie du.«

»In Wien kennt man mich als Sofie Hess, ich weiß nicht, wer dich gegen mich aufhetzt.«

»Mir ist das Gerede ekelhaft, es beschmutzt meinen Namen. Je älter ich werde, desto mehr verabscheue ich es, lächerlich gemacht zu werden. Unmöglich konntest du soviel Geld nur für dich ausgeben. Alle möglichen Männer hast du ausgehalten, ihnen Wohnungen eingerichtet, alles mit meinem Geld.«

»Manches sehe ich ein, Bubi, aber dennoch tust du mir unrecht. Hättest du mich geheiratet, wäre alles anders gekommen.«

»Verheiratet zu sein ist gut, nicht verheiratet zu sein, ist auch gut. In jedem Stand muß man sich anständig betragen, auf keinen Fall das Ehrgefühl des anderen verletzen. Du warst einmal ein ganz liebes und gutes Menschenkind, das habe ich nicht vergessen. Doch das Verständnis für Recht und Unrecht scheint dir abhanden gekommen zu sein.«

»Bitte, liebes Buberl, ich würde mit dir jetzt dorthin gehen, wohin du willst. Ich habe nur dich allein. In meiner Jugend hätte ich genug reiche Männer kennenlernen können, aber da hast du mich bei dir gehabt.«

»Ich habe dir nie die Ehe versprochen, Sofie.«

»Wollen wir nicht zusammen an einem Ort leben?« Sie blickte ihn flehend an.

»Wie kommst du zu diesem Sinneswandel?« Er musterte sie prüfend.

»Ich möchte mein bisheriges Leben ändern.« Sie senkte den Kopf.

»Das muß ich mir erst überlegen, Sofie. Im Augenblick sehne ich mich nach Ruhe. Ich habe sehr viel zu bedenken.«

Er wich ihr aus. Selbst das, was er einmal vorgeschlagen hatte, schien nicht mehr zu gelten. Sie redeten aneinander vorbei. Die Herzlichkeit, zu der sie früher nach

Auseinandersetzungen bald zurückgefunden hatten, stellte sich nicht wieder ein. War eine andere Frau an ihre Stelle getreten? Früher hatte er ihre Wünsche alle erfüllt, jetzt aber warf er ihr Prunksucht vor. Schließlich hatte er sie an das feine Leben gewöhnt.

Selten war er so kurz bei ihr geblieben. Gern wäre sie mit ihm nach San Remo gefahren, doch er lehnte ihre Begleitung ab.

»Nicht wegen einer anderen Frau, Sofie. Ich habe einfach Angst vor deinen Kaprizen! Du hast mir so oft Besserung versprochen, daß ich den Glauben daran verloren habe. Ich sehe jedoch, daß du dir Mühe gibst. Warten wir es ab.«

Sofie war ihm fremd geworden, fast gleichgültig. Dennoch konnte er sie nicht einfach aus seinem Leben streichen.

Bevor er San Remo aufsuchte, unternahm er einen Abstecher nach Zürich, um seine neue Motorjacht in Augenschein zu nehmen. Der Bootsbauer führte ihm das aus Aluminium gebaute Schiff vor. Es lag gut auf dem Wasser; reagierte leicht auf die Bewegung des Ruders.

Die Berge und Wälder spiegelten sich im See, der die verschiedenen Farben des Herbstes reflektierte.

Wehmütig betrachtete er die vorübergleitende Landschaft. Die Freude über die Jacht konnte er mit niemandem teilen. Sofie wollte er davon nichts schreiben, das würde sie zu neuen Verschwendungen verleiten.

Am folgenden Tag goß es in Strömen. Als es um zehn Uhr noch immer regnete, ließ er sich zum Bahnhof fahren. Der Zug keuchte die Berge hinauf, fuhr über zahlreiche Galerien und Brücken, bis er in dem langen St.-Gotthard-Tunnel verschwand.

Zur Einweihung dieses Bauwerks, das mit seinen Sprengmitteln gebaut worden war, hätten ihn die Behörden einladen müssen.

Endlich wurde es wieder hell, sehr hell. Der Himmel war wie blankgeputzt, milde Luft strömte ins Abteil.

War ganz gut, daß sie ihm Paris veregelt hatten. Er hätte schon viel früher hierher umsiedeln sollen.

Die Besichtigung des im pompejanischen Stil errichteten Hauses und des Grundstücks befriedigte ihn. Er zahlte den Kaufpreis und bestellte einen ihm empfohlenen Architekten, der die Villa nach seinen Bedürfnissen umgestalten, ein Laboratoriumsgebäude errichten und eine Seebrücke anlegen sollte. Unverzüglich mußte damit begonnen werden, er wollte so schnell wie möglich übersiedeln.

In Paris erwarteten ihn neue Unannehmlichkeiten. Georges Fehrenbach wollte Paris nicht verlassen. Er mußte für San Remo einen neuen Assistenten finden.

Aus England traf die Nachricht ein, die Regierung habe eine Kommission zur Überprüfung neuer Entdeckungen eingesetzt, die sich für die Rüstung eigneten.

Die Professoren Frederic Abel und James Dewar zählten zu den Mitgliedern dieser Kommission. Sie hatten ihn um Auskünfte über das Ballistit gebeten. Er war ihrer höflichen Bitte nachgekommen, denn er wollte den alten Streit vergessen.

Aber die Gentlemen mißbrauchten sein Vertrauen, entwickelten ein Schießpulver nach seinem Rezept, fügten kleine Abweichungen zu, gaben ihm den Namen Cordit und meldeten es als ihr Patent an.

Der Betrug kam ans Licht, als sein Unternehmen Nobel's Explosives Co. der englischen Regierung das Ballistit anbot.

»Wir haben bereits das Patent der Herren Abel und Dewar erworben und besitzen mit dem Cordit ein gleichwertiges Schießpulver.«

Die Gesellschafter seines Unternehmens verklagten Abel und Dewar, obgleich er davon abriet, denn hinter den Gentlemen standen einflußreiche Leute.

Der Prozeß wirbelte viel Staub auf, Experten stritten und überboten sich mit Spitzfindigkeiten, die Zeitungen füllten ihre Seiten mit Artikeln für und gegen ihn.

Alles vergeblich. Das Gericht wies die Klage zurück: 28 000 Pfund Sterling Prozeßkosten mußten bezahlt werden. An Sohlman schrieb er:

»Meine Mittel gestatten es mir, bezüglich der geldlichen Seite dieses Falles gleichgültig zu bleiben, aber ich kann den ausgesprochenen Ekel nicht verwinden, den ich über die hier zum Ausdruck gekommene Schädigkeit empfinde . . . Ein Sprichwort sagt, man soll über verschüttete Milch nicht weinen – ich tue es auch nicht, aber die kränkende Ungerechtigkeit, die sich der Staat hier geleistet hat, empört mich im höchsten Maße. Ein gesundes Empfinden für Recht und Unrecht darf nicht aus der Gosse zur Krone hinaufsteigen, sondern sollte vom Gipfel abwärts sich ausbreiten. Die moralische Seite dieses ganzen Cordit-Prozesses könnte schon von Hamlet vorempfunden sein.«

Der Richter Lord Kay erklärte, daß allein formale Rechtsgründe für das Urteil maßgebend gewesen wären. Und er führte weiter aus:

»Es ist nicht zu bestreiten, daß ein Zwerg, dem man erlaubt hat, auf den Rücken eines Riesen zu steigen, weiter sehen kann als der Riese selbst . . . In diesem Prozeß gehörte meine Sympathie dem Inhaber des Originalpatents. Herr Nobel hat eine große Erfindung gemacht, die in der Theorie etwas Außergewöhnliches, eine große Neuerung darstellt – und dann erhielten zwei geschickte Chemiker von ihm Einzelheiten seines Patents. Sie lasen sie sorgfältig durch und entdeckten dann mit Hilfe ihrer eigenen gründlichen Kenntnisse der Chemie, daß sie praktisch die gleichen Substanzen verwenden konnten, wenn sie nur eine davon abänderten, um schließlich zu denselben Ergebnissen zu gelangen. Man bemüht sich, nach Möglichkeit herauszufinden, ob wirklich Herrn Nobel der Wert eines so äußerst bedeutungsvollen Patents weggenommen werden muß.«

Du sollst nicht verbessern, denn ein verwünschter und verfluchter Erfinder zu sein, das war die Frage.

Das milde Klima der Riviera milderte seinen Zorn, ebenso wie die Niederschrift einer Parodie auf die Justiz, die Bürokratie und den Cordit-Prozeß. Aber er hatte zu wenig Zeit für literarische Ergüsse und steckte das Manuskript in die Schublade.

Statt dessen schrieb er sein Testament. Nach Abzug von zwanzig Prozent für seine zweiundzwanzig Verwandten vermachte er sein Vermögen dem Schwedischen Klub in Paris, der österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde, einem Stockholmer Krankenhaus und dem Königlich Karolinischen Medico-Chirurgischen Institut in Stockholm.

Aus den Zinsen der letzteren Summe sollte alle drei Jahre die wichtigste und bahnbrechendste Entdeckung oder Erfindung auf dem Gebiet der Physiologie und der Heilkunst ausgezeichnet werden. Den Rest sollte die Akademie der Wissenschaften in Stockholm zur Bildung eines Fonds erhalten, dessen Zinsen jährlich von der Akademie verteilt werden sollten als Belohnung für die wichtigsten und bahnbrechendsten Entdeckungen oder Geistesarbeiten auf dem weiten Feld des Wissens und des Fortschritts mit Ausnahme der Physiologie und der Medizin. Ohne daraus eine absolute Bedingung zu machen, sollten diejenigen besondere Beachtung finden, denen es glückte, durch Wort und Tat die sonderbaren Vorurteile zu bekämpfen, die noch von den Völkern und Regierungen gegen die Einrichtung eines europäischen Friedenstribunals gehegt wurden. Es war sein bestimmter Wunsch, daß alle in diesem Testament in Aussicht genommenen Preise dem Verdienstvollsten zuerkannt wurden, ohne die geringste Rücksicht darauf, ob er Schwede oder Ausländer, ob er Mann oder Frau war.

Das Geld für seine Patenteinnahmen stiftete er zur Errichtung von Leichenverbrennungsöfen, denn die

Angst, scheintot begraben zu werden, verfolgte nicht nur ihn.

Nach der Unterzeichnung des Testaments fühlte er sich erleichtert wie jemand, der eine gute Vorsorge getroffen hatte.

Sein Wille und sein Werk sollten nach seinem Tod fortbestehen. Und man würde besser wissen als jetzt, was Alfred Nobel für ein Mensch war.

Es ging ihm nicht um eine posthume Anerkennung, was ihm zuteil geworden war, genügte ihm: Ehrendoktor der Universität Uppsala, ein Titel, den er nicht benutzte. Mitglied der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied der Royal Institution in London und der Société des Ingénieurs Civils in Paris, Ritter des Nordstjärneordens, Offizier der Ehrenlegion.

Leute, die nach Orden und Ehren gierten, waren ihm zuwider.

Von diesen abmontierten Spornrädchen und all solchem Silberblech wollte er verschont bleiben. Mochten sich andere diese Sterne auf die Brust, den Magen oder auf den Hintern pflastern.

Aus Diplomatie und Höflichkeit konnte er sich nicht in jedem Fall einer Ordensverleihung entziehen.

Doch er spottete darüber. Den ersten Orden verdanke er den Künsten seiner Köchin, die auf kulinarischem Gebiet einen hochwohlgeborenen Magen erfreut hätte; den zweiten und den dritten persönlichen Bekanntschaften und den vierten der Vorliebe eines Herrschers für Zeremonien anlässlich von Ordensverleihungen.

Viele Dinge des Lebens betrachtete er mit Ironie, nur in punkto Ehre verstand er keinen Spaß. Er bemühte sich stets, äußerst korrekt zu sein, Fälligkeitstermine nicht zu überschreiten. Großen Wert legte er auf gute Kleidung, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit.

Immer häufiger baten Unbekannte ihn um Unterstützung. Wenn er den Eindruck gewann, daß sie eine gute

Sache verfolgten, half er gern. Er hatte seinen eigenen schweren Anfang nicht vergessen.

Zahlreiche Ideen spukten ihm durch den Kopf. Vor allem mußte er seine Versuche mit Gewehren und Kanonen fortsetzen. Warum sollte es ihm nicht gelingen, ein wirkungsvolleres Schießpulver als Ballistit zu entwickeln?

Für die Mitarbeit gewann er den Engländer Hugh Bakett und Ragnar Sohlman.

»Mir schwebt ein Pulver vor, das die Mündungsgeschwindigkeit noch erhöht, ohne den Maximaldruck innerhalb der Waffe zu vergrößern.«

Er ließ ein Laboratorium mit den besten Geräten ausstatten, mit einem Experimentiersaal, einem Wägezimmer, einer Bibliothek und einem Maschinenraum mit elektrischem Generator.

Für die Schießübungen benutzte er die aus einem Stahlgerüst gefertigte Seebrücke. Allerdings beschwerte sich sein Nachbar über die Knallerei. Doch gegen einen gepfefferten Preis überließ dieser ihm seine Villa, die er gut als Gästehaus verwenden konnte.

Die ersehnte Ruhe fand er nicht. Aus Wien kamen keine guten Nachrichten. Sofie erwartete ein Kind von einem Rittmeister Kopig, wollte ihn aber nicht heiraten. Außerdem steckte sie in finanziellen Schwierigkeiten. Sie hatte sich in den letzten Jahren auf seinen Namen große Summen geliehen, behauptete aber, daß es sich um alte Rechnungen handele.

Nie hatte er versäumt, eine Schuld pünktlich zu bezahlen!

Unaufrichtigkeit konnte er nicht ertragen. Er war nahe daran, Sofie ihrem Schicksal zu überlassen. Doch ihre Vorwürfe, sie allein gelassen zu haben, ihre Reue und ihre Bitten stimmten ihn nachsichtig. Auch konnte er nicht vergessen, daß sie viel Schönes miteinander erlebt hatten und sie ihm einst sehr zugetan war. Aber von nun an mußte sie sich einschränken; für ihren Rittmeister

und für das Kind fühlte er sich nicht verantwortlich. Für Sofie eigentlich auch nicht mehr, obgleich sie schrieb, daß sie ihn und nicht den Vater ihres Kindes liebe.

Sofie hoffte noch immer, an seiner Seite leben zu können. Auf dieses Abenteuer mochte er sich nicht einlassen. Sie hatte sich zwar zu ihrem Vorteil verändert, doch er konnte den Ärger, den er immer wieder durch sie erfahren hatte, nicht vergessen. Er wollte seine Ruhe haben, unabhängig sein von ihren Launen, die letzten Jahre seines Lebens ungestört arbeiten.

Wenn es seine Zeit erlaubte, wollte er ihr den Wunsch erfüllen, sich mit ihr treffen und das Gretl kennenlernen, die sehr hübsch und klug sein sollte. In ihrem Kind würde sie einen neuen Lebensinhalt finden können. Ihre langen Briefe beantwortete er nur noch selten und kurz. Er hatte seine Schuldigkeit getan, ihr auf ihre Bitten für den Fall seines Todes eine Rente ausgesetzt.

Bertha von Suttner kreuzte seine Wege wieder. Sie hatte ihm ihr Buch »Die Waffen nieder« geschickt.

»... Wieviel Zeit mag es Sie gekostet haben, dieses Wunderwerk zu verfassen? Sie werden es mir sagen, wenn ich die Ehre und das Glück habe, Ihnen die Hand zu drücken – diese Amazonenhand, die so tapfer den Krieg bekämpft.

Sie haben dennoch unrecht, »Die Waffen nieder« zu rufen, da Sie selbst von ihnen Gebrauch machen und da die Ihren – der Zauber Ihres Stils und die Größe Ihrer Ideen – sehr viel weiter tragen und noch tragen werden als Lèbel-Gewehre, Nordenfelt-Kanonen, Bange-Geschütze und all die anderen Werkzeuge der Hölle.

Stets Ihr ganz ergebener
A. Nobel«

Paris, den 1. 4. 1890

Er war kein Freund von Deklarationen und Proklamationen, und er nahm nicht an dem vierten Friedenskongreß

teil, zu dem ihn Bertha eingeladen hatte. Doch er reiste nach Bern, schickte ihr durch den Kellner seine Visitenkarte.

Lange brauchte er nicht zu warten. Sie hatte ihn erwartet und begrüßte ihn freudig erregt.

»Ich möchte mich informieren, Baronin, ganz inkognito. Meine Skepsis gegenüber schönen Reden ist Ihnen bekannt. Würden Sie meiner Einladung folgen und mich nach dem Kongreß in Zürich besuchen? Selbstverständlich gilt die Einladung auch für Ihren Gatten.«

»Nichts ehrt uns mehr als Ihre Einladung, Monsieur Nobel, das heißt Doktor Nobel.«

»Ein Mann von Ehre trägt keinen Dokortitel ehrenhalber, Baronin, lassen wir es beim alten.«

Im Hotel Bauer au lac reservierte er ihnen ein Appartement, in dem zuvor eine Kaiserin gewohnt hatte, was Bertha sehr beeindruckte. Auch seine Jacht und die Fahrt über den See fand ihren Gefallen.

Er unterhielt sich gern mit ihr, obgleich ihre Ansichten oft auseinandergingen. Arthur sprach wenig, doch er war stets ein aufmerksamer Zuhörer.

Der Reichtum der Stadt, die prachtvollen Villen erregten ihre Bewunderung.

»Das haben alles die Seidenwürmer gesponnen«, erklärte er ihr.

»Dynamitfabriken sind da wohl noch einträglicher als Seidenfabriken – und vielleicht weniger unschuldig«, entgegnete sie spitz, denn seine geringe Spende für den Kongreß hatte sie enttäuscht.

»Meine Fabriken werden dem Krieg früher ein Ende machen als Ihre Kongresse, Baronin.«

»Sie glauben noch daran, daß die Gefahr eines Krieges um so geringer ist, je schrecklicher die Waffen sind?«

»Eine Erhöhung der tödlichen Präzision des Kriegsmaterials wird uns den Frieden nicht sichern. Die beschränkte Wirkung der Sprengstoffe bildet in dieser Hinsicht ein großes Hindernis. Es gibt nur ein Mittel der

Abhilfe: Der Krieg muß so geführt werden, daß nicht nur der Soldat an der Front, sondern auch die Zivilbevölkerung in der Heimat von der Vernichtung bedroht wird. Lassen Sie das Damokles-Schwert über jedermanns Haupt schweben, und Sie werden Zeugen eines Wunders werden – jegliche kriegerische Handlung wird innerhalb kürzester Zeit eingestellt werden, wenn die Waffen zum Beispiel bakteriologischer Natur sind.«

»Das klingt ja furchtbar, Monsieur Nobel.«

»Leider lassen sich die Menschen zu Kriegen aufhetzen und töten, solange sie noch eine Chance wittern, selbst mit dem Leben davonzukommen. Man muß aber noch andere Gesichtspunkte beachten, die mit Kongressen nicht zu lösen sind. Jede neue Entdeckung verändert das menschliche Hirn und befähigt die neue Generation zur Aufnahme neuer Ideen. Licht verbreiten heißt Wohlstand verbreiten, und mit dem Wohlstand verschwindet der größte Teil der Übel, die ein Erbteil finsterner Zeiten sind. Die wissenschaftliche Forschung und ihr sich stets erweiterndes Feld erweckt in mir die Hoffnung, daß die Mikroben des Bösen nach und nach verschwinden werden. Dann wird Bacons Wort, daß es Wüsten in der Zeit gibt, sich nur mehr auf zurückliegende Zeiten beziehen.«

»Der Idee des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts hängen viele an. Allein ich bin überzeugt, daß, um dem Mißbrauch entgegenzuwirken, gleichzeitig der Krieg durch Schrift und Wort geächtet werden muß. Zu leicht lassen sich Menschen von der Angst vor Gewalt verführen.«

»Auch von Hetzern. In Frankreich sind neunundneunzig von hundert dem Chauvinistenwahn verfallen. Die Regierung ist noch bei Sinnen, das Volk hingegen ist erfolgs- und eitelkeitstrunken.«

»In jedem Land ist das möglich, deswegen die Friedensarbeit, mit der wir uns an alle wenden.«

»Verehrte Baronin, ich werde Ihre Arbeit weiter un-

terstützen, denke dabei auch an die Stiftung eines Preises für diejenigen, die Besonderes leisten für die Verständigung der Völker und Bewahrung des Friedens. Nur die Beteuerungen allein sichern den Frieden nicht. Meines Erachtens fehlt es Ihrer Bewegung weniger an Geld als an einem Programm. Irgendwelche Abenteurer – gleich, ob aus Machtgelüsten oder wirtschaftlichen Interessen – werden sich immer finden. Ich frage mich deshalb, ob es nicht die gleichen Duellvorschriften auch zwischen den Völkern geben kann, die für Einzelmenschen Gültigkeit haben. Man bestellt Schiedsrichter, die zunächst prüfen müssen, ob die Ursachen für ein Duell auch wichtig genug sind. Eine derartige vorhergehende Überprüfung würde natürlich ein Volk nicht davon zurückhalten, gegen ein anderes Krieg zu führen. Wer würde es aber unter solchen Umständen riskieren, jedermanns Haß oder die Gefahr eines starken Bündnisses aller gegen sich allein als den Friedensstörer gerichtet zu sehen? Zu Schiedsrichtern sollte man andere neutrale Regierungen oder ein Tribunal, wie es das Oberhaus darstellt, berufen oder auch irgendwelche anderen hohen Gerichte. Ich wäre sehr glücklich, wenn ich die Arbeit der Friedenskongresse vorantreiben könnte – und wäre es nur um einen einzigen Schritt –, für ein Ziel wie dieses wären mir keine Kosten zu hoch.«

»Da stimme ich völlig mit Ihnen überein, Monsieur Nobel. Nur müssen auch die Menschen erst gewonnen werden, die sich für Ihre Vorschläge verwenden. Dafür benötigt unsere Friedensbewegung ebenfalls Mittel.«

»Vielleicht sollten Sie den wohlgesonnenen Regierungen einen Plan vorlegen. Mit dem Verlangen nach Abrüstung macht man sich fast lächerlich, ohne jemandem zu nützen. Die sofortige Gründung eines Schiedsgerichts zu fordern, würde bedeuten, tausend Voreingenommene vor den Kopf zu stoßen und aus jedem Ehrgeizigen einen Gegner zu machen. Man sollte, um zum Ziel zu kommen, sich mit den bescheidensten Anfängen be-

gnügen und das tun, was man in England auf gesetzgeberischem Wege mit gewissem Erfolg tut. Man begnügt sich in diesem Fall damit, ein provisorisches Gesetz zu erlassen, dessen Dauer auf zwei Jahre begrenzt ist oder auch nur auf eins. Ich kann mir nicht denken, daß sich viele Regierungen weigern werden, einen so bescheidenen Vorschlag anzunehmen unter der Bedingung, daß er von hochgestellten Staatsmännern unterstützt wird.

Wäre es z. B. zuviel verlangt, daß sich die europäischen Regierungen während der Dauer eines Jahres verpflichten, alle entstehenden Meinungsverschiedenheiten einem zu diesem Zweck bestellten Gericht vorzutragen? Oder, wenn sie das nicht wollen, jeden Akt der Feindseligkeit so lange zu unterlassen, bis die Erregung abgeklungen ist?

Das scheint wenig, aber gerade, wenn man sich mit wenigem begnügt, kommt man zu großem Erfolg. Ein Jahr ist so wenig im Leben der Völker, auch der streitbarste Staatsmann wird sich sagen, daß es sich nicht lohnt, gegen eine Übereinkunft von so kurzer Dauer anzurennen. Und beim Ablauf des Termins werden sich alle Staaten beeilen, den Friedenspakt um ein Jahr zu verlängern. Man kommt auf diese Weise ohne Erschütterung und fast unvermutet zu einer verlängerten Friedenszeit.

Nur so wird man mit Erfolg daran denken können, langsam eine Abrüstung zu betreiben, die alle ehrenhaften Menschen und fast alle Regierungen wünschen.

Und angenommen, daß trotzdem ein Streit zwischen zwei Regierungen ausbricht, glauben Sie nicht, daß sie in neun von zehn Fällen sich beruhigen werden während eines Waffenstillstandes, dem sie sich unterwerfen müßten?»

»Ihr Vorschlag setzt voraus, daß sich Regierungen finden werden, die Streitigkeiten von einem Schiedsgericht schlichten lassen. Ist das nicht Utopie? Wird sich eine Regierung einem Spruch unterwerfen, den sie für unge-

recht hält, solange sie mit Kriegsgewalt die Dinge zu ihren Gunsten ändern zu können glaubt?»

»Sie schlagen mich mit meinen eigenen Waffen, verehrte Baronin. Der schwache Punkt liegt beim Schiedsgericht. Also müßte diesem von allen neutralen Ländern eine Garantie gegeben werden, daß seine Bestimmungen durchgesetzt werden – notfalls mit Gewalt. Bitte, lassen Sie mich fortfahren. Wir sind uns doch einig, daß alles andere besser ist als der Krieg. Alle Grenzen würden unantastbar werden, und in einer Proklamation müßte bekanntgemacht werden, daß jeder, der einen Angriff wagt, das gesamte Europa zum Gegner hat. Das bedeutet keine Abrüstung, und ich bin mir auch nicht sicher, ob sie zu diesem Zeitpunkt überhaupt angebracht wäre. Aus den untersten Schichten arbeitet sich im verborgenen eine neue Herrschaft des Schreckens zum Wahnsinn empor, deren dumpfes Grollen man in der Ferne schon zu hören vermeint. Ein Friede jedoch, der durch die Macht der vereinigten Heere gewährleistet wird, würde von jedem Friedensstörer respektiert werden und so zu einer Entspannung führen. Wir könnten dann zu sehen, wie die stehenden Heere der verschiedensten Staaten von Jahr zu Jahr kleiner würden, da es sich erübrigte, sie noch zu halten in Ländern, die nicht länger zur Hälfte von Mördern und zur anderen Hälfte von ihren Opfern bevölkert sind.

Wir können und müssen bald endlich soweit kommen, daß alle Staaten sich gegenseitig verpflichten, gegen einen eventuellen Friedensbrecher vorzugehen. Damit besäßen wir dann das Mittel zur Vermeidung von Kriegen, und wir wären in der Lage, auch die brutalste und unvernünftigste Macht zu zwingen, entweder sich dem Spruch der Schiedsrichter zu unterwerfen oder sich ruhig zu verhalten. Wenn die Triple Alliance aus allen Staaten und nicht nur aus dreien bestünde, wäre der Friede auf Jahrhunderte gesichert.«

»Schade, Monsieur Nobel, daß Sie Ihre Gedanken

nicht auf dem Berner Kongreß vorgetragen haben. Sie hätten unserer Sache einen großen Dienst erwiesen.«

»Ich hoffe, daß Bern nicht die letzte Zusammenkunft der Friedensfreunde gewesen ist, Baronin. Wenn Sie und ich manche Dinge aus unterschiedlicher Erfahrung anders beurteilen, eines möchte ich Ihnen bekennen, daß jeder vernünftige Mensch in Richtung Frieden in allen guten, aufrichtigen Frauen Gefühle und Gedanken wecken wird, die sie kommenden Generationen übertragen werden. Es war in keiner Weise meine Absicht, Ihre Arbeit herabzusetzen.«

»Hoffentlich haben Sie eben die Frauen nicht überschätzt, Monsieur Nobel. Sie nannten mich einmal eine Amazone. Amazonen waren sehr kampfeslustige Frauen. Manchmal glaube ich, daß Männer vernünftiger sind.«

»Dann will ich nur hoffen, daß Ihr und mein guter Glaube vom anderen Geschlecht schließlich zum gewünschten Ziel einer von der Kriegsfurie befreiten Menschheit werden möge.«

Die Jacht hatte den See umrundet. Lange Schatten lagen auf dem Wasser. Trotz der warmen Plaids spürten sie die Kühle des Abends.

35

In allem hatte er Vater und seine Brüder übertroffen, nur in einem konnte er es ihnen nicht gleichtun, sie hatten in ihren letzten Stunden einen lieben Menschen an ihrer Seite gehabt.

Als er Sofie das letzte Mal besucht hatte, war sie bei besserer Gesundheit als je zuvor und trotz ihrer Wehleidigkeit ausgeglichen.

Ihr Kind war niedlich und nett, es mußte nur richtig erzogen werden. Sofies Verhältnis zum Vater des Kindes bot dafür nicht die Voraussetzung.

Es ging ihn ja nichts an. Was er für richtig hielt, hatte er getan. Jeder andere hätte sie ihrem Elend überlassen. Er mußte seine Kräfte auf seine Forschungen richten. In ein Bad fuhr er nicht mehr, um sich den Prozeduren auszusetzen, sondern um zur Ruhe zu kommen. Die Arbeit war sein ganzer Lebensinhalt.

Wenn er sich zu schwach fühlte, um das Laboratorium aufzusuchen, beschäftigte er sich wie in früheren Jahren mit Literatur, die ihm ein wahrer Trost in seiner Einsamkeit war. Er las englische, deutsche, französische, russische und schwedische Schriftsteller, besonders gern Shakespeare, Voltaire, Schiller, Victor Hugo, den er früher hin und wieder besucht hatte. Von den Russen liebte er vor allem Turgeniew, Gogol, Dostojewski und Tolstoi, von den Skandinaviern Ibsen, Björnson, Rydberg, Lagerlöf.

Seine Lust am Dichten erwachte wieder. Er begann eine Komödie zu entwerfen, die er »Patentbazillus« nannte, doch ihm fehlte der Humor. Die Erinnerung an den Cordit-Prozeß brachte seine Galle in Bewegung, statt Ironie und Spaß floß Bitterkeit aus seiner Feder.

Wehmütig las er in seinen früheren Schriften. Da hatte er mehr Schwung gehabt, wie einst in seiner Novelle »Im hellen Afrika«:

»In Paris ging alles in gewohnter Weise. Die Armen seufzten nach Brot, die Reichen nach Appetit, Mütter und Töchter nach neuen Festkleidern, Männer und Väter nach Geld, um das zu bezahlen. Die Priester sündigten gegen das 11. Gebot (Du sollst nicht heucheln), die Allgemeinheit gegen das 12. (Du sollst keine Tyrannen dulden) und die Herumlungernden gegen das 13. (Du sollst keine Kinder zeugen, die Du nicht ernähren kannst). Aber alle diese Sünden wurden durch fleißiges Zum-Abendmahl-Gehen wieder gutgemacht. Außerdem war Gott der Bevölkerung ungewöhnlich zugetan, weil sie ihm kürzlich eine Kirche geschenkt hatte, die 3 Millionen kostete, außer den Wachlichtern für Seinen Lieblingsheiligen.«

Shelleys Tragödie über die Geschichte der Beatrice Cenci fesselte ihn erneut. Sie war wegen Anstiftung zum Mord an ihrem lasterhaften, jähzornigen Vater zusammen mit ihrer Mutter und ihrem Bruder gefoltert und hingerichtet worden.

War die Tat der Beatrice schlimmer als die des Gerichts? Wer hatte sie gegen den Vater geschützt? Gerichte und Regierungen verhängten nicht selten schwere Strafen für leichte Vergehen, während sie selbst nicht vor Verbrechen zurückschreckten.

Hatte der einzelne, wenn die Justiz versagte, nicht das Recht zur Selbsthilfe?

Nobel ließ in seinem Drama »Nemesis« Beatrice als Rächerin der geschändeten Unschuld und des zertretenen Rechts, als Scharfrichter des allmächtigen Gottes erscheinen.

Ihm war, als habe er auf diese Weise Abel, Dewar und ihre Helfershelfer moralisch abgeurteilt.

Aber die Rache konnte er nicht als Mittel für den zivilisierten Menschen gelten lassen, er mußte sich darüber erheben.

Ohne Idealismus gab es keinen Fortschritt. »Eines Tages, wenn die Zivilisation der Welt Wirklichkeit geworden ist, werden die, die noch nicht arbeitsfähig sind – die Kinder – und die anderen, die nicht mehr arbeiten können – die Alten –, ohne Zweifel eine staatliche Pension erhalten. Dies wäre nicht mehr als recht und billig und die Durchführung zweifellos leichter, als man sich vorzustellen vermag.«

Womit wollte er sich noch beschäftigen? Mit der Wechselwirkung der Atome; der Funktion des Gehirns – Gedanken, Erinnerung; mit dem Äther und dem wägbaren Stoff. Mit der Erforschung der verschiedenen Religionen, mit Studien über Wirtschaft und Steuern; mit einem neuen Abkürzungssystem für die Chemie. Mit Arbeiten über Explosivstoffe und einer Philosophie über die Zellen und den Kosmos.

An Ideen mangelte es ihm nicht. Wenn sich von tausend Einfällen im Jahr nur einer als brauchbar erwies, war er zufrieden. Nicht alles, was vielleicht verrückt oder unvernünftig erschien, war es auch. Oft mußte man eine Sache auf den Kopf stellen, um voranzukommen. Eine Mauer war keine Mauer mehr, wenn man sie umging.

Mit seinen Versuchen war er gut vorangekommen.

Das neue Progressivpulver unterschied sich von allen anderen dadurch, daß es nach der ersten Zündung seine Kraft steigerte, so daß der Druck erhalten blieb, solange sich das Projektil im Lauf vorwärts bewegte und die Schußwirkung vergrößerte. Damit übertraf es das Ballistit und das Cordit.

Andere Experimente steckten in den Anfängen: mit dem Telegraphen, dem Telephon, mit Akkumulatoren und Glühlampen, mit künstlichen Edel- und Halbedelsteinen, mit künstlicher Seide aus Nitrozellulose und Zellulose.

Oft träumte er von zukünftigen Möglichkeiten. Das Fliegen mit Ballons konnte nicht der letzte Versuch bleiben, sich in die Luft zu erheben. Wenn ein Vogel einmal eine große Geschwindigkeit erreicht hatte, so überwand er die Schwerkraft allein durch eine leichte Bewegung seiner Flügel. Schwebende Flöße mußte man entwickeln, die mit großer Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben wurden.

Einen kleinen Ballon wollte er starten, der mit einem Fallschirm, einer Kamera und einem Uhrwerk oder einem Zeitzünder ausgerüstet war. In der entsprechenden Höhe sollte der Ballon automatisch entleert oder von dem Fallschirm getrennt werden, so daß dieser mit den Aufnahmen in der Kamera zu Boden gehen konnte.

Oft unterstützte er andere Unternehmen. Zusammen mit dem Ingenieur Lilljeqvist gründete er in Bengtfors die Fabrik »Elektrokemiska«, in der Chemikalien für industrielle und medizinische Zwecke produziert wurden.

Gern arbeitete er auch mit Ljungström und Birger zusammen, nicht nur wegen ihrer Erfolge beim Bau von Dampfboilern, Lufterhitzern und Turbinen-Lokomotiven, sondern wegen ihrer Bescheidenheit.

Ob der Luftschiffer Andree mit seinem im Bau befindlichen lenkbaren Luftschiff den Nordpol erreichen würde?

Es wäre ein Erfolg, der die Geister bewegen und das Entstehen neuer Ideen und neuer Reformen befördern würde und damit dem Frieden diene. Er hatte Andree unterstützt und ihm in seinem zuletzt abgefaßten Testament 80 000 Kronen vermacht.

Nichts ging verloren. Geistige Keime vermochten ihre Lebenskraft über Jahrzehnte, manchmal sogar über Jahrhunderte zu bewahren. Sobald ihnen die nötigen Lebensbedingungen geboten wurden, begannen sie zu wachsen und Gestalt anzunehmen.

Alle Entwicklungen wurden durch die verschiedenartigsten Bemühungen der unterschiedlichsten Forscher bewirkt. Für den Erfolg seiner Arbeiten brauchte der Mensch freie Bewegung in jeder Hinsicht; er lebte durch den internationalen persönlichen Kontakt, konnte keine Fesseln und Grenzen ertragen.

Bofors! – Mit der Übernahme des Rüstungsunternehmens erwies er der Landesverteidigung – wie einst sein Vater – einen Dienst, aber nicht den letzten.

Sein Testament würde vielen die Augen öffnen, andere würden eine Enttäuschung erleben.

Er freute sich im voraus über die weiten Augen und die Schimpfworte, mit denen sie ihn bedenken würden. Sofie hatte er es geschrieben, damit sie sich keine unnötigen Hoffnungen machte.

Ihm weinte ohnehin keiner eine Träne nach, nicht einmal ein Hund, der nicht auf hinterlassene Geldstücke spannte.

Mehr Licht, sollten Goethes letzte Worte gewesen sein.

Immer wieder der Ärger mit Patentämtern. Ausgerechnet in Schweden wollte man seine neuen Zündschnüre nicht patentieren. Dabei stellte jede praktische Lösung eines bisher ungelösten Problems eine Erfindung dar. Die falsche Auslegung dieser grundsätzlichen Wahrheit verleitete alle mit der Voruntersuchung beauftragten Behörden zu den lächerlichsten Berichten und Ablehnungen. Hätte es sie schon zu Watts Zeiten gegeben, nie hätte man ihm ein Patent für seine Erfindung erteilt. Man hätte ihm erklärt, Wasser sei bereits bekannt, Dampf und die Verdichtung ebenfalls. So wäre es absurd, die Aufstellung eines Kondensators auf einem besondern Platz eine Erfindung zu nennen. Man hätte ihn verspottet und verlacht, denn man fühlte sich ihm ja an Kenntnis der Materie um so vieles voraus.

Kopfschmerzen, Atemnot, Herzattacken waren seine treuesten Begleiter geworden. Liedbeck erfreute sich einer besseren Gesundheit, obwohl er fast taub war.

Der Brief an Sohlman war noch nicht abgeschickt. Die Zeilen waren ihm schwergefallen; da hatte er schon diese Schwäche gefühlt.

Nobels Gedanken wurden sprunghaft.

Einem Mann der Tat wollte er nichts vermachen. Der würde dadurch in Versuchung kommen, mit arbeiten aufzuhören. Träumen wollte er helfen, die es schwer hatten, sich im Leben durchzusetzen.

Hoffentlich würden Sohlman und Lilljeqvist seinen letzten Willen respektieren und erfüllen.

Die Furcht vor dem chloresäuren Salz des Kaliums war übertrieben. Nur wenn es nach Schwefel roch, war es so empfindlich wie ein hysterisches Mädchen. Wenn es an der Oberfläche Phosphor spürte, benahm es sich schlechter als tausend Teufel. Doch man konnte es gut zähmen!

Zufriedenheit war der einzige wirkliche Reichtum. Aber was war Zufriedenheit? Auf jeden Fall war die Sorge das größte Gift für den Magen.

Der Wahrheitsgetreue wurde in der Regel vom Lügner besiegt, demnach war Lügen die größte aller Sünden.

Ein Herz ließ sich ebensowenig zur Liebe zwingen wie ein Magen zur Verdauung.

Wollte man doch ein Dampfschiff auf seinen Namen taufen! Dabei war ein Schiff immer weiblich. Den frivolen Versuch, das Geschlecht zu verleugnen, mußte er ablehnen. Wie konnte man überhaupt auf die Idee kommen, ein elegantes und wohlgestaltetes Schiff mit dem schlechten Omen eines alten Wracks zu belasten.

Die meisten wollten sich nur mit dem Namen eines Erfolgreichen schmücken. Zeigte man ihnen die kalte Schulter, faßten sie es als persönliche Kränkung auf.

Achttausend Francs für das neue Pferd, für Blumen und Trinkgeld vierzig Francs, Lohn für Oswald fünfzig Francs, zwei Millionen dreihunderttausend Francs für Ludvig. Neunhundert Francs für Sofies Hüte und Wein.

Fünfzehn Jahre waren diese Eintragungen in seinem Kassenbuch alt. Es erlaubte ihm stets einen guten Überblick. Einmal ließ sich einer zehntausend Francs, hoffend, daß er es vergessen würde. Selbst Mahnungen halfen nicht. Wenn er schon schenkte, dann freiwillig. Er hatte das Geld eintreiben lassen und es den schwedischen Künstlern in Paris gegeben.

Zwei Arten von Mördern gab es: die privaten und die auf dem Schlachtfeld. Letztere wurden begafft und bewundert. Helden – Tote.

Je älter man wurde, desto mehr baute man auf Sand.

Über seine Biographie konnte er nur spotten. Was nahmen die Menschen sich so wichtig? Hatten sie keine Zeit, einen Blick in den Kosmos zu werfen? Alles sollte um des Menschen willen geschaffen worden sein? Welch eine Anmaßung!

Die zehn Billionen Sonnen in der kleinen Sternblase, genannt Milchstraße, waren ebenfalls unwichtig und würden sich ihrer Kleinheit schämen, wenn sie die Größe des Ganzen gewahr würden.

Er hielt seine Nägel sauber und fiel der Öffentlichkeit nicht zur Last – war das etwa keine Tugend? Dem stand gegenüber, daß er ohne Familie lebte, heiter und ein Vielfraß war. Seine Sünde bestand darin, daß er den Mammon nicht anhimmelte.

Ein ewiges Mysterium umgab den Menschen. Jede wahre Religion gründete sich darauf.

Zu wissen, was man glauben mußte, war so unmöglich wie die Lösung der Quadratur des Kreises. Aber sich darüber klar zu werden, was man nicht glauben konnte, lag im Bereich menschlicher Möglichkeiten!

Der Mantel des Herrgotts war nicht durchsichtig. Wer jedoch behauptete, hindurchsehen zu können, sollte es seiner Vorstellungskraft zurechnen und als persönliche Meinung betrachten. Er unterstützte Pastor Söderbloms Gemeindegemeinschaft in Paris seit vielen Jahren.

Mio Nido nannte er seine Villa in San Remo, bis ihm einer sagte, daß ein Nest in der Regel zwei Vögeln diene.

Damals hatte er noch die irrsinnige Hoffnung gehegt, Sofie zu sich holen zu können.

Die Donau wurde bei Turnu Severin schiffbar durch seinen Sprengstoff, ebenso der Kanal von Korinth.

Die Spur von seinen Erdentagen würde nicht in Äonen untergehen. Mangel an Herzenskraft – rührte er daher, daß der Sand in seinen Augen durch das Pulver ersetzt wurde?

Er war dankbar für das Empfangene, dankbar für das Gewährte, Sobrero hatte er eine unabhängige Stellung in einem seiner Werke verschafft, ihn nach dem Tod durch eine Büste geehrt, seiner Witwe eine Pension ausgesetzt.

Dankbar wollte er all denen sein, die der Menschheit große Dienste leisten würden.

Kommende Ereignisse warfen ihre Schatten voraus. Nobel ging vom Licht in die Finsternis, vom Leben ins Unbekannte, oder, wie Spencer es nannte, ins Unerforschliche.

IV

36

Die Sonne tauchte in das Meer, als Ragnar Sohlman die Villa Nobel erreichte. Ein sanfter Wind wehte durch die Palmenzweige, die seltsam erstarrt in den flammenden Horizont ragten. Schnell breitete sich die Dämmerung aus, löschte die Farben, mit denen der scheidende Tag sich verschwenderisch geschmückt hatte.

Nichts regte sich in dem weitläufigen Park. Zögernd betrat Sohlman das Haus. Ein Diener nahm ihm die Tasche ab, huschte wortlos durch die Diele. Gleich darauf traten Emanuel und Hjalmar Nobel in den Raum. Ihre Mienen waren ernst, und Emanuel sagte:

»Er ist tot. Seit zwei Uhr nachts. Wir kamen auch zu spät.«

Aus, vorbei. Nichts Gescheites fiel ihm ein. Er war nicht traurig, eher schmerzte ihn der Verlust. Was würde mit seiner Tätigkeit werden? So viele Erwartungen hatte er mit der freundschaftlich angebahnten Zusammenarbeit verbunden. Er sprach Nobels Neffen sein Beileid aus. Sie standen dem Onkel sehr viel näher als er, ein bescheidener Assistent und Mitarbeiter.

»Wir haben Sie erwartet, Herr Sohlman. Im Hotel ist ein Zimmer bestellt. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir das Abendessen gemeinsam einnehmen.« Hjalmar legte seinen Arm auf seine Schulter. »Es hat uns auch erst schockiert, aber das Leben geht weiter.«

»Wenn Sie ihn noch einmal sehen wollen?« Emanuel führte ihn ins Sterbezimmer.

»Er hat lange gekämpft«, sagte Emanuel. »Nach dem

Schlaganfall erlangte er das Bewußtsein nicht wieder, wie Oswald uns versicherte. Aber er soll viel gesprochen haben, ohne daß jemand ein Wort verstand. Wer weiß schon, was in der Seele eines Menschen vorgeht, wenn der Tod ihn bedrängt.«

»Dreiundsechzig Jahre ist kein Alter, aber Sie haben Ihren Vater ja noch früher verloren.« Sohlman drückte Emanuel die Hand.

»Ich komme aus dem Trauern nicht heraus.« Hjalmar sprach von seinem Vater, den er erst vor drei Monaten begraben hatte.

»Unsere Eltern haben zuviel gearbeitet, aber es war ihr freier Wille. Onkel Alfred war nicht anders. Die Nobels sind ein rastloses Volk.«

Sie gingen in Alfreds Arbeitszimmer. Der Sekretär war geöffnet, auf der Schreibplatte lag eine in Leder gebundene Mappe.

Ohne Alfred Nobel wirkte der Raum wie ausgestorben.

Sohlman konnte sich noch nicht in die neue Situation hineinfinden.

Aus war der Traum vom Leben an der Riviera, auf das sich Sigrid so gefreut hatte. Alle Erfahrungen, die ihm Nobel noch hätte vermitteln können, waren verloren.

»In der Mappe befindet sich ein Brief, Herr Sohlman, der Ihnen gehört. Wahrscheinlich sein letzter.«

Das Datum lautete auf den 7. Dezember. Die Schrift war wie gewohnt klar und deutlich. Kein Anzeichen von dem bevorstehenden Kollaps. Nobel bestätigte den Erhalt des neuen Nitrozellulosepulvers.

»Die gesandten Proben sind besonders schön. Das reine Nitrozellulosepulver kommt mir ausgezeichnet vor. Leider ist meine Gesundheit wieder so schlecht, daß ich mit Mühe einige Zeilen schreibe, aber sobald ich kann, komme ich auf den Gegenstand zurück, der uns interessiert. Ihr aufrichtiger Freund, Alfred Nobel.«

»Über den Brief müßte ich mich eigentlich freuen,

aber Sie werden es verstehen, wenn ich dazu nicht fähig bin.«

»Auch wir sind betroffen, doch wenn man an seine sich häufenden gesundheitlichen Beschwerden in den letzten Jahren denkt, dann ist es fast ein Wunder, daß er so lange mitgemacht hat.«

Hjalmar reichte ihm eine zweite Mappe. »Nun schauen Sie sich das einmal an: Testament vom 14. März 1893 für ungültig erklärt.«

»Wie ist das möglich?«

»Keine Ahnung. Die Leichenverbrennungsöfen finde ich makaber, aber die alten Nobels fürchteten alle, lebendig im Grabe aufzuwachen.«

Emanuel wandte sich an Hjalmar. »Was sagst du dazu?«

»Die Sache mit den Stiftungen hat sich unser guter Onkel überlegt. Sein Familiensinn war doch stärker als sein Altruismus. Nach der gesetzlichen Erbfolge fällt uns, da er keine leiblichen Erben hinterläßt, ein beachtliches Vermögen zu. Aber darüber wollen wir uns lieber später unterhalten.«

Im Hotel schickte Sohlman ein Telegramm nach Bofors. Er wählte die Worte so, daß Sigrid nicht erschreckt, sondern auf Nobels Tod vorbereitet wurde. Sie sollte sich um ihn keine Sorgen machen. In einigen Tagen würde die Totenfeier beendet sein und er zurückkommen.

Hjalmar war nach den ersten Gläsern Wein ziemlich aufgekratzt. Er malte sich aus, wieviel Geld auf jeden einzelnen fallen würde. »Eigentlich spielt das überhaupt keine Rolle. Nach den Kassenbüchern zu urteilen, hinterläßt uns unser lieber Onkel Werte von rund dreißig Millionen Kronen. Da wird jeder von uns ohnehin mehrfacher Millionär.«

»Ich werde meinen Teil nutzen und Baku zum Mittelpunkt der Erdölförderung ausbauen. Selbst dem Rockefeller werde ich im eigenen Lande Konkurrenz machen.«

»Das ist nicht meine Welt«, sagte Hjalmar. »Bei dem Vermögen hat man genug an Zinsen. Ich will das Leben genießen, und wie ich meine Schwester und meinen Schwager kenne, werden sie mir dabei vorangehen.«

»Ich mache mir Sorgen«, sagte Sohlman, »wie es mit Bofors und den anderen Unternehmen weitergehen wird. Wir sind doch verpflichtet, Alfred Nobels Werk fortzuführen.«

»Niemand kann das, auch Sie nicht, Herr Sohlman. Bei allem Respekt, dafür sind Sie zu jung und zu unerfahren. Wir werden sehen, was sich lohnt.« Hjalmar trank das Glas aus.

Der Kellner stand bereit, schenkte nach.

»Alfred Nobel wünschte sich, daß seine Arbeiten fortgesetzt werden. Er war davon überzeugt, daß durch Naturwissenschaft, Technik und Medizin ein schöneres Leben für alle Menschen geschaffen würde.«

»Er träumte von sozialen und politischen Verbesserungen, doch er wußte zugleich, wie unterschiedlich die Menschen sind. Er war Idealist, aber auch Rationalist. Er hoffte auf einen zukünftigen Menschen, den gegenwärtigen fand er nicht sympathisch.«

»Mit Ausnahmen, Herr Hjalmar Nobel.«

»Er versuchte, da gebe ich meinem Cousin recht, Unvereinbares zu vereinbaren«, sagte Emanuel. »Er war ein wägender und wagender Erfinder, zugleich ein vorsichtiger Rechner und Kalkulator in seinen Betrieben. Er war einer der größten Kapitalisten, doch er hatte ein Herz für die Arbeiter, wenn auch nicht im Sinne der Sozialisten. Immerhin gibt es in seinen Fabriken Werkärzte und kostenlos Medikamente. Er war ein Rüstungsindustrieller und Pazifist, gefiel sich hin und wieder als Atheist und glaubte doch an ein göttliches Wesen. Fehlt zum Schluß noch zu sagen, daß seine Beziehungen zu Frauen höchst widersprüchlich waren. Aber dieses Thema wollen wir für heute lassen.«

Sohlman stimmte ihm zu.

»Sie, Emanuel, erhoben das erste Glas auf Alfred Nobel, darf ich Sie bitten, auch das letzte auf ihn zu erheben.«

In der Nacht schreckte Sohlman auf. Jemand hatte heftig an die Tür geklopft. Emanuel und Hjalmar traten aufgeregt ins Zimmer.

»Lesen Sie bitte, Herr Sohlman.« Hjalmar reichte ihm eine Depesche. »Ich muß mich setzen.«

Sohlman bot den beiden Platz an.

»Wir teilen Ihnen hierdurch mit, daß Alfred Nobel im Dezember 1895 bei uns ein handgeschriebenes Testament hinterlegt hat.

Es schließt mit dem Willen, daß »mir nach meinem Tode die Pulsadern geöffnet werden und daß, nachdem dies geschehen und von kompetenten Ärzten deutliche Anzeichen des Todes festgestellt worden sind, meine Leiche in einem sogenannten Krematoriumsofen verbrannt wird.«

Als Testamentsvollstrecker werden Ragnar Sohlman und Rudolf Lilljeqvist benannt.

Einzelheiten folgen später.

Direktorium der Enskalda-Bank Stockholm.«

»Unser Onkel liebte solche Überraschungen«, unterbrach Hjalmar das Schweigen. »Sie müssen bei ihm einen großen Stein im Brett gehabt haben.«

»Ich würde Herrn Sohlman nicht um diese Aufgabe beneiden«, meinte Emanuel. »Obgleich ich enttäuscht bin, denn in dem für ungültig erklärten Testament hatte er mich zum Vollstrecker ernannt.«

»Es tut mir sehr leid, meine Herren. Ich kann dazu noch gar nichts sagen, außer, daß mir für diese Aufgabe alle Voraussetzungen fehlen.«

»Als erstes werden Sie mit dem Arzt sprechen müssen«, sagte Emanuel. »Er wird Sie hoffentlich nicht für verrückt erklären.«

»Ich bin gespannt wie ein Flitzbogen, was sich unser lieber Onkel in dem neuen Testament ausgedacht hat.

So ganz wohl fühle ich mich nicht dabei«, seufzte Hjalmar.

»Man soll einem Lebenden den letzten Willen nicht vorschreiben, ein Toter hört nicht mehr.« Emanuel erhob sich. »Ich glaube, wir brauchen für die nächsten Tage ziemlich viel Kraft.«

An Schlaf konnte Sohlman nicht mehr denken. Alle Versuche, sich klarzumachen, was ihm bevorstand, scheiterten. Zwei Jahre erst hatte Nobel ihn gekannt. Sein Vertrauen überwältigte ihn und drückte auf seine Seele. Ungeahnte Schwierigkeiten sah er vor sich. Wie würde er mit Lilljeqvist, den er noch nie gesehen hatte, zusammenarbeiten?

Noch vor dem Frühstück suchte er den Arzt auf. Zuerst verstand er nicht, was Sohlman wollte, dann rollte er empört die Augen. »Was glauben Sie eigentlich, wer ich bin? Sollten Sie es nicht wissen, ich bin ein Arzt und kein Kurpfuscher. Denken Sie vielleicht, ich wüßte nicht, wann ein Mensch tot ist und wann nicht?« Er schickte seinen Worten einen Fluch hinterher, stöhnte, als Sohlman sich nicht von der Stelle rührte.

»Also gut, ich sehe es ein, es ist nicht Ihr Wille, sondern der des Verstorbenen. Aber Sie können beruhigt sein.« Der Arzt fiel in einen liebenswürdigeren Tonfall. »Die Prozedur ist bereits abgeschlossen.« Er zwinkerte Sohlman zu, geleitete ihn höflich aus seiner Praxis.

Das fing gut an. Verstört begab sich Sohlman zurück ins Hotel.

Nobels Neffen saßen beim Frühstück. Auch sie sahen übernächtigt aus.

»Sie haben getan, was Sie konnten«, beruhigte ihn Hjalmar. »Sollte er bis zur Beerdigung wieder aufwachen, liegt die Verantwortung beim Arzt.«

Emanuel runzelte die Stirn. »Laß diese Scherze, Hjalmar. Kommen Sie.« Emanuel schob Sohlman einen Stuhl hin.

Über die Frage, wer die Trauerrede halten sollte, wur-

den sie sich schnell einig. Sie telegrafierte dem Pastor der schwedischen Gemeinde in Paris, Nathan Söderblom, der unverzüglich zusagte.

»War zu erwarten«, meinte Hjalmar, »hat viel von unserem Onkel bekommen, freigebig war er, das muß man ihm lassen.«

»Die Trauerfeier wollen wir lieber in der Villa Nobel veranstalten«, schlug Emanuel vor. »In einem kleinen Kreis fühlte unser Onkel sich am wohlsten, er liebte keine großen Posen, so wollen wir es ebenfalls halten.«

Legationspater Söderblom hatte oft mit Alfred Nobel gesprochen und manchen Brief mit ihm gewechselt. Er hielt Nobel für einen zutiefst gläubigen Menschen, wenn auch nicht im strengsten Sinn der Konfession.

Die Anerkennung anderer Ideen und Vorstellungen war für ihn oberstes Gebot.

Den Sarg deckte ein Hügel von dunkelroten Rosen. Pastor Söderblom sagte: »Es gehörte zweifellos zu dem seinem Leben zugemessenen Inhalt an Einsamkeit und Leiden, in den Augen der Leute zu viel als der reiche und merkwürdige Mann zu gelten und zu wenig als Mensch. So wollen wir ihn nicht noch im Tode damit verfolgen. Denn in das Jenseits folgt uns weder Erwerb noch Ruhm, noch Tüchtigkeit. Auch das Glück des Erdenlebens folgt uns dorthin nicht. An diesem Glück kann uns der Hingeschiedene – trotz allem, was er besaß, und trotz der Zuneigung seiner Angehörigen – wohl sehr arm erscheinen, einsam, wie er nach seiner Wahl oder dem Schicksal nach lebte, einsam, wie er starb, ohne einen wärmenden häuslichen Herd, ohne die Hand eines Sohnes oder einer Gattin auf seiner eiskalten Stirn. Und sein Sinn gehörte nicht zu denen, die das Gold kalt macht oder der Erfolg verhärtet oder die Einsamkeit verbittert oder verschließt. Er war gefühlvoll und warmherzig bis zum Ende . . .«

Einen Tag nach der Trauerfeier brachte der Postbote den Brief mit dem Testament.

»Ich, der Unterzeichnende, Alfred Bernhard Nobel, erkläre hiermit nach reiflicher Überlegung, daß mein letzter Wille hinsichtlich des Eigentums, das ich beim Tode hinterlassen kann, folgender ist:

Eine Million fünfhunderttausend Kronen kommen entsprechend meiner Aufstellung den Verwandten, Freunden, Mitarbeitern und Angestellten zu.

Über mein übriges, realisierbares Vermögen wird auf folgende Weise verfügt: Das Kapital, von den Testamentsvollstreckern in sicheren Wertpapieren realisiert, soll einen Fonds bilden, dessen jährliche Zinsen als Preise denen zuerteilt werden, die im verflossenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen gebracht haben. Die Zinsen werden in fünf gleiche Teile geteilt, von denen zufällt: ein Teil dem, der auf dem Gebiete der Physik die wichtigste Entdeckung oder Erfindung gemacht hat; ein Teil dem, der die wichtigste chemische Entdeckung gemacht hat; ein Teil dem, der die wichtigste Entdeckung auf dem Gebiet der Physiologie oder Medizin gemacht hat; ein Teil dem, der in der Literatur das Ausgezeichnetste in idealistischer Richtung hervorgebracht hat; ein Teil dem, der am meisten oder am besten für die Verbrüderung der Völker gewirkt hat, für die Abschaffung oder Verminderung der stehenden Heere sowie für die Bildung und Vorbereitung von Friedenskongressen. Die Preise für Physik und Chemie werden von der Schwedischen Akademie der Wissenschaften verteilt; die für physiologische oder medizinische Arbeiten vom Karolinischen Institut in Stockholm; die für Literatur von der Akademie in Stockholm und die für Friedenskämpfer von einem Ausschuß von fünf Personen, die vom Norwegischen Storting gewählt werden. Es ist mein ausdrücklicher Wille, daß bei der Preisverteilung keine Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu irgendeiner Nation genommen wird, so daß der Würdigste den Preis

erhält, ob er nun Skandinavier ist oder nicht. Zu Vollstreckern dieser meiner testamentarischen Verfügung bestimme ich Herrn Ragnar Sohlman, wohnhaft in Bofors, Värmland, und Herrn Rudolf Lilljeqvist, 31 Malmskiinadsgatan, Stockholm, und Bengtstfors in der Nähe von Uddevalla.

Das Testament ist nunmehr das einzig gültige und hebt alle meine früheren testamentarischen Bestimmungen auf, wenn sich solche nach meinem Tod vorfinden sollten.

Schließlich ordne ich als meinen ausdrücklichen Wunsch und Willen an, daß mir nach meinem Tod die Pulsadern geöffnet werden und daß, nachdem dies geschehen und von kompetenten Ärzten deutliche Anzeichen des Todes festgestellt worden sind, meine Leiche in einem sogenannten Krematoriumsofen verbrannt wird.« Unterzeichnet in Paris, am 27. November 1895.

Hjalmar las das Testament ein zweites Mal, schüttelte den Kopf, sagte empört: »Abgesehen von den formalen Fehlern, betrachte ich das Ganze als einen üblen Scherz. Onkel Alfred hat öfters extreme Ansichten geäußert, oft nur, um auf den Busch zu klopfen und Gegenäußerungen hervorzurufen. Das wird ihm auch mit diesem Testament gelingen. Seine wirklichen Erben werden sich das nicht gefallen lassen.«

Emanuel meinte enttäuscht: »Eigentlich war ich überzeugt, daß Onkel Alfred etwas für mich übrig hatte. Mein Unternehmen wird zusammenbrechen, wenn Onkel Alfreds Anteil herausgezogen werden sollte. Jetzt weiß ich auch, warum Sie, Herr Sohlman, an meine Stelle gesetzt wurden. Ehrlich gesagt, ich möchte nicht in Ihrer Haut stecken. Sie werden sich viele Feinde machen.«

»Wir müssen uns natürlich mit unseren Verwandten beraten, Emanuel. Das Testament wird angefochten, jeder Richter wird den Schwachsinn erkennen.« Hjalmar hielt es nicht mehr im Haus. Trotz des herben Windes

lief er ohne Mantel durch den Park, redete und gestikulierte, als spräche er mit einem Schatten.

Emanuel blickte ihm gedankenversunken nach. »Was sagen denn Sie, Herr Sohlman?« fragte er mit belegter Stimme.

»Ich wollte in Alfred Nobels Fußstapfen treten, ich bin schließlich Ingenieur – kein Rechtsanwalt. Ein Leben für Forschung und Technik, das war mein Traum.«

»Hjalmar würde sagen, auch einer der Scherze unseres Onkels. Was werden Sie tun? Immerhin sind Sie als erster genannt.«

Sohlman blickte ihn lange an. »Sie könnten mein Vater sein, ich möchte Sie um Unterstützung bitten.«

»Ich bin am schwersten betroffen.« Emanuel reichte ihm die Hand. »Sie waren Alfred Nobel ein aufrechter Freund. Für mich ist ein Testamentsvollstrecker, ein Duscheprikastschick, wie man in Rußland sagt, ein Deuter der Seele.«

37

Deuter der Seele!

Die Stimmung während der Rückfahrt nach Stockholm entsprach dem Wetter. Schneetreiben, Nässe, eisiger Frostwind.

Nach und nach beruhigte sich Hjalmar. »Es ist ein Glück, daß unser Onkel Alfred das Testament ohne Notar aufgesetzt hat. Kein Gericht wird es für gültig erklären.«

Emanuel war nicht so sicher. »Im Grunde genommen erkenne ich den Willen unseres Onkels an, so schwer es mir fällt. Doch ich muß das Testament im Interesse meines Unternehmens anfechten.«

»Ich verstehe Ihre Sorgen, meine Herren, andererseits finde ich den Gedanken Ihres Onkels großartig.«

»Bestimmt nicht, Herr Sohlman, wenn Sie sein Neffe wären.«

Genau diesen Vorwurf hatte Ragnar Sohlman befürchtet. Er würde ihn noch oft hören, wenn nach der Beerdigung in Stockholm die zahlreichen anderen Verwandten das Testament in die Hand bekommen würden.

»Haben Sie überhaupt eine Vorstellung, welches Gericht für das Testament zuständig ist?« Hjalmar weidete sich an dem betroffenen Gesicht Sohlmans. »Onkel Alfred hatte bekanntlich einige Wohnsitze. Stockholm, Hamburg, Paris, San Remo, Bofors. Deutschland, Frankreich, Italien und – Schweden werden sich um den fetten Brocken Erbschaftssteuer gegenseitig die Haare ausreißen.«

»Wenn das Testament trotz allem in Kraft treten sollte, Herr Sohlman, wie wollen Sie, ohne gewaltige Kursstürze der Aktien hervorzurufen, die Anteile Alfred Nobels verkaufen? – Nehmen Sie an, Sie entzögen meinem Unternehmen Alfred Nobels Aktienpaket und böten es zum Verkauf an, dann würden die Finanzhaie Lunte riechen und den Preis auf ein Minimum drücken.«

»Zunächst halte ich es für wichtig, daß der Öffentlichkeit von dem Testament nichts bekannt wird, bevor nicht alle Fragen einigermaßen zufriedenstellend beantwortet sind.«

»Wir werden uns daran halten«, versprach Hjalmar, »aber für die anderen Beteiligten lege ich meine Hand nicht ins Feuer.«

»Auf jeden Fall sollten wir unsere Verwandten ermahnen.«

Emanuel starrte angestrengt auf die vorübergleitende Landschaft. Ihm waren die Sorgen um den Fortbestand seines Werkes in Baku anzusehen.

Ohne Absprache trennten sich ihre Wege. Sohlman eilte nach Bofors. Keinen Tag länger als nötig wollte er seine Frau warten lassen. Das Christfest stand vor der Tür, Kinder genossen ihre Ferien, tummelten sich im Schnee, suchten Tannenbäume aus und trugen sie wie Trophäen nach Hause. Überall tauchte das Symbol des

Weihnachtsmannes nach dem Entwurf von Jenny Nyström auf: Tomte mit roter Zipfelmütze auf dem zottigen Steinbock reitend, links und rechts einen Korb mit Geschenken, darüber die Fahne Schwedens.

Sigrid stand unter dem Vorbau, als Ragnar aus dem Schlitten sprang. Eine Ewigkeit schien vergangen. Bläulich schimmerte der Schnee in der matten Mittagssonne. Sohlman spürte die Kälte nicht mehr. Er legte seinen Kopf auf Sigrids Schulter und zog sie sanft an sich.

Am Abend erleuchteten viele Kerzen die Stube; draußen verschluckte die Nacht das Land. Es duftete nach Holz, Kerzen, Gebäck und Tee. Sigrid goß Glögg in die Gläser, reichte ihm Lusse und Pfefferkuchen vom Lucia-Fest. Er war wieder zu Hause.

Ragnar hielt ihre Hand, berichtete, leise, als müßte er sie trösten. Aber Sigrid sagte: »Natürlich betrübt mich Nobels Tod, er war gut und freundlich. Andererseits bin ich froh, daß du nicht mehr mit diesem Teufelszeug umgehen mußt.«

»Mit dem Testament fürchte ich einen viel gefährlicheren Sprengstoff als Dynamit in die Hand bekommen zu haben.«

»Ja, Feinde wirst du dir machen. Zwischen dem, was er seinen Verwandten vermacht, und irgendwelchen zukünftigen Preisträgern besteht ein erhebliches Mißverhältnis, das muß ich auch sagen.«

»Nobel meinte, wenn Angehörige zu viel Geld erben, würden sie träge und degenerieren. Er wollte eben denen nützen, die, wie er selbst, Bedeutendes für die Menschen leisten.«

»Und sich selbst auf diese Weise jedes Jahr selbst ehren.«

»Ehrgeizig war Nobel, aber eitel – nicht.«

»O doch, er sah sich gern als Wohltäter.«

»Frauen sind scharfsichtiger und scharfsinniger. Doch abgesehen von subjektiven Beweggründen, die Idee selbst ist großartig.«

»Du hast dich ihr schon längst verschrieben, Ragnar. Nobel wußte, daß du seinen Willen bis auf den letzten Buchstaben erfüllen würdest, pflichttreu, wie du bist. Er hat dir eine große Last aufgebürdet.«

»Sagtest du eben nicht, daß du mich nicht gern mit Sprengstoffen umgehen siehst?«

»Nun hast du mich gefangen.« Sie umarmte ihn. »Ich fürchte, daß wir aufgeregten, unruhigen Zeiten entgegengehen. Ich will mich nicht widersetzen – hätte ohnehin wenig Sinn.«

Wind kam auf, wirbelte Schnee vor die Fenster, fauchte die Glut im Herd an. »Ich bin froh, daß ich wieder bei dir bin, Sigrid. Nach dem Weihnachtsfest fahre ich für einige Tage nach Stockholm. Wenn du dich gut fühlst, fahren wir zusammen.«

Sigrid legte Scheite ins Feuer, setzte sich neben ihn, lauschte dem Sturm nach, der die Kerzen zum Flackern brachte.

»Du wirst es schaffen«, sagte sie zärtlich. »Unser Kind bewegt sich übrigens ziemlich heftig.«

Gleich nach den Feiertagen suchte Sohlman den Ingenieur Lilljeqvist auf, der sehr gelassen wirkte. Er musterte ihn freundlich, behandelte ihn wie einen Freund, sprach wenig, aber was er sagte, hatte Hand und Fuß.

»Wir dürfen uns nicht von allen möglichen Bedenken leiten lassen, wir müssen das Wesentliche des Testaments im Blick behalten. Leider sind wir juristisch nicht bewandert. Deshalb wollen wir uns mit dem mir gut bekannten Juristen Carl Lindhagen zusammensetzen. Ich habe ihn angerufen, er ist einverstanden.«

Von Lilljeqvist ging Ruhe aus. Seine sachliche Art überzeugte Sohlman, daß ihm ein guter Mitstreiter zur Seite stand. Er stimmte dem Vorschlag zu, obgleich er Nobels Meinung über die Juristen kannte. Sie brauchten Rechtshilfe, um die verwickelten Probleme so geschickt wie möglich lösen zu können.

Carl Lindhagen las das Testament sorgfältig durch, schrieb Stichworte auf einen Zettel, lehnte sich weit zurück. Er hatte die Lider halb geschlossen und blickte auf einen Punkt, als könnte dieser ihm Antwort geben.

»Tja, meine Herren. Alfred Nobels Absicht begeistert mich, aber es wird verdammt schwer sein, sie zu verwirklichen. Zunächst das Positive: Das Testament ist eindeutig in der Ernennung Ihrer Person als Vollstrekker. Leider enthalten unsere Gesetze keine genauen Bestimmungen über die Befugnisse von Testamentsvollstreckern, so daß wir uns nur nach dem Gewohnheitsrecht richten können.

Nun zu den Problemen: Als erstes müssen die gesetzlichen Formalitäten und strittigen Punkte geklärt werden, als zweites die Transaktion beziehungsweise Liquidation des gesamten Nobelschen Vermögens und dessen Anlage in feste Wertpapiere; als drittes die Bildung eines Verwaltungsrates zur Geschäftsführung des Fonds der Stiftung sowie die Ausarbeitung der Richtlinien für die Abwicklung der jährlichen Preisverleihung.«

Die Gesichter von Sohlman und Lilljeqvist wurden länger. Lindhagen quittierte das mit einem Lächeln. »Das ist erst der Anfang, meine Herren. Das Testament ist juristisch anfechtbar, und zwar vor allem aus dem Grund, daß eine gedachte, also noch nicht vorhandene Institution Haupterbe sein soll. Weiter ist zu bedenken, daß wir nicht wissen, ob die für die Auswahl der Preisträger vorgesehenen Institutionen diese schwierige Aufgabe übernehmen würden, noch dazu, wo Nobel dafür kein Entgelt vorgesehen hat. Hinzu kommt, und das könnte im Fall einer gerichtlichen Auseinandersetzung entscheidend werden, welcher Wohnsitz rechtmäßig als der Nobels anerkannt wird. Aus der Situation ergeben sich für mich zwei Folgerungen: nichts an die Öffentlichkeit bringen, damit sich die Unverständigen, Neidischen, Mißgünstigen, kurzum die Breitmäuligen nicht einmischen können. Zum anderen unverzüglich Nobels

Papiere durchsehen, ob sich darin eventuell Gedanken oder Anweisungen finden, wie das Testament im einzelnen anzuwenden ist.«

»Das ist eine Lebensarbeit«, stöhnte Lilljeqvist. »Ich bin mitten im Aufbau der Firma, sozusagen unabkömmlich.«

»So kompliziert habe ich mir die Angelegenheit nicht vorgestellt. Aber ich sehe ein, was Sie sagen, Herr Lindhagen. Eine Frage muß ich jedoch anbringen: Können die Probleme überhaupt gelöst werden?«

Lindhagen erhob sich, ging langsam hin und her. »Ja«, sagte er nach einer Weile, »wenn einer von Ihnen mit seiner ganzen Person und Kraft dafür einsteht. Eine schwere Aufgabe, die viel Ausdauer, Klugheit, Diplomatie erfordert.«

»Würden Sie mir Rechtsbeistand gewähren, Herr Lindhagen?«

»Nach Ihren Fragen zu urteilen, Herr Sohlman, sind Sie der Richtige. Nicht nur ich, sondern auch Ihr Mitstreiter Lilljeqvist werden Ihnen zur Seite stehen. Dann werden wir es schaffen.«

Als nach der Trauerfeier am 29. 12. 1896 in der Kathedrale Storkyrkan und der Beisetzung der Urne auf dem neuen Friedhof Nya Kykogården im Familiengrab das Testament vor sämtlichen Verwandten verlesen worden war, erhob sich ein Sturm der Empörung und Entrüstung.

Sohlman fühlte sich, als hätte er selbst das Testament verfaßt. Jetzt erst verstehe ich Alfred Nobel, hätte er den Eifernden am liebsten ins Gesicht geschrien, doch er beherrschte sich und bekannte sich zu der ihm gestellten Aufgabe.

»Das werden Sie bereuen!« rief Graf Ridderstolpe, Ehemann einer Nichte Nobels. »Wir werden uns das nicht gefallen lassen.«

»Natürlich nicht«, bestätigte ihm Hjalmar. »Das Testament erklären wir für ungültig. Es ist durch und durch

löchrig. Ich bin fest davon überzeugt, daß wir unser Recht bekommen werden.«

»Ich hatte gehofft, daß Sie Ihren Onkel verstehen würden. Warum wollen Sie den letzten Willen Alfred Nobels nicht achten?«

Einige unter den Verwandten sahen ihn an, als wollten sie ihn steinigen. Emanuel stellte sich an seine Seite, redete beschwichtigend auf die erregten Gemüter ein. Schließlich zog er ihn aus dem Saal. »Mein Onkel hatte nicht ganz unrecht«, stöhnte er. »Ich wünsche Ihnen trotz allem viel Glück.«

Sohlmans Befürchtungen bewahrheiteten sich. Vier Tage nach der Beisetzung veröffentlichte eine Stockholmer Tageszeitung den wichtigsten Teil des Testaments. Der Redakteur hatte es vielleicht gut gemeint, aber gut gemeint war oft das Gegenteil von gut. Er feierte das Testament als ein Geschenk an die Menschheit, um ihrem Fortschritt zu dienen, ihren Wohlstand zu mehren. Zweifellos wäre es das großartigste Geschenk seiner Art, das ein Privatmann jemals zu machen wünschte und sich leisten konnte.

Der Artikel rief eine wilde Pressekampagne hervor, die von einigen Verwandten Nobels geschürt wurde. Alle möglichen Leute, die von Nobels Existenz bisher nicht die geringste Notiz genommen hatten, entfachten Leidenschaften, als ginge es um ihren Kopf.

Die einen erklärten Nobel für einen schlechten Patrioten, der die Interessen seines Vaterlandes auf dem Altar des Internationalismus opfern wollte. Andere versteiften sich darauf, daß die von Nobel vorgesehenen Institutionen niemals in der Lage sein könnten, Kandidaten für die Preise auszuwählen. Außerdem wären sie gut beraten, sich durch Nobels Spinnereien nicht von ihren eigentlichen Aufgaben abbringen zu lassen. Andernfalls gerieten sie in Gefahr, korrumpiert zu werden.

Am wildesten gebärdeten sich diejenigen, die politi-

sche Argumente vorbrachten. Sie ereiferten sich, daß Nobel dem norwegischen Parlament die Bildung eines Komitees übertragen wollte, das den Kandidaten für den Friedenspreis auswählen sollte. Damit würden eindeutig schwedische Interessen gefährdet. Das Verhältnis zwischen den beiden Ländern in der vollzogenen Union war leider nicht das beste. Die Konservativen fühlten sich besonders brüskiert. Der Gedanke, daß Nobel gerade durch die Aufteilung der Preisvergabe ein Zeichen für ein gutes Einvernehmen zwischen Schweden und Norwegen setzen wollte, interessierte diese Kreise nicht.

Schließlich mußten auch die Sozialdemokraten ihre Stimme verlauten lassen. Hjalmar Branting, Führer der Partei, veröffentlichte einen langen, grundsätzlichen Artikel:

»Alfred Nobel – noble Absichten und kapitale Fehler!

Alfred Nobel hat kein Interesse an dem sozialen Wohlstand bewiesen und vor allem nicht gesagt, wie sein Reichtum allen dienen soll, der aus der Arbeit und der Natur kommt.

Schließlich will er die Preise denjenigen zuschanzen, die ohnehin schon zu Reichtum und Ehren gelangt sind, und zwar immer auf Kosten der Gesellschaft. Die Wahl der Preisträger für Literatur seitens der Schwedischen Akademie ist ohnehin zum Scheitern verurteilt, denn es dürfte von vornherein klar sein, wie eine zukünftige Jury die »idealistische Tendenz« auslegen wird.«

Auch der Friedenspreis erregte Brantings Bedenken. Das einzige Mittel, den Frieden zu sichern, sei die politische und wirtschaftliche Organisation der Arbeiter aller Länder auf internationaler Ebene. Daraus folge, daß eine wirkungsvolle Arbeit für den Frieden nicht von einem einzelnen geleistet werden könne.

Da die Dinge so lägen, müsse die Arbeiterklasse obligatorisch einen Teil des von der Nobelstiftung für die-

sen Zweck reservierten Geldes erhalten. Sie würde dann die Summe dafür verwenden, eine intensive und anhaltende Propaganda für den Frieden durchzuführen.

Trotz seines Anspruchs verurteilte Branting die Schenkung insgesamt und das wirtschaftliche System, das sie ermöglicht hatte. »Ein Millionär, der eine Schenkung macht, verdient vielleicht persönlich Hochachtung, aber es ist weitaus besser, Millionäre und Schenkungen abzuschaffen.«

Nicht alle klatschten Beifall, die sich keine Hoffnung auf einen Preis machen konnten. Aber der Streit blieb nicht ohne Wirkung. Die Institutionen waren verunsichert, ob sie Nobels Auftrag übernehmen sollten. Sie verschanzten sich hinter dem Argument, daß erst die Rechtllichkeit des Testaments erwiesen werden müßte, wodurch die Angelegenheit erschwert und die Gegner des Testaments gestärkt wurden.

»Wir müssen zunächst versuchen, daß ein Gericht sich für zuständig erklärt und das Testament ratifiziert«, sagte Lindhagen. »Da Nobel sich selbst als reichsten europäischen Vagabunden bezeichnet hat, müssen wir für ihn entscheiden, welchen Wohnsitz wir als den rechtmäßigen ansehen wollen.

Sein Geburtsort, in dem er neun Jahre gelebt hat, war Stockholm. Deshalb sollten wir den Gerichtshof von Stockholm auffordern, das Testament zu ratifizieren.«

»Was wird aber werden, wenn die Franzosen Nobel für sich reklamieren? Schließlich hat er die längste Zeit seines Lebens in Paris gewohnt.«

»Deshalb müssen Sie schnellstens auf Reisen gehen, Herr Sohlman, die Lage sondieren.«

Rudolf Lilljeqvist wurde vom Aufbau seiner elektrochemischen Fabrik in Bengtsfors so stark in Anspruch genommen, daß er sich nur um die Verwaltung des Nobelschen Vermögens in Schweden kümmern konnte.

Sohlman war einerseits froh, daß er den Belästigungen in Schweden den Rücken kehren konnte, andererseits

fürchtete er Sigrids Vorwürfe, sie schon wieder allein zu lassen.

Sigrid aber rechnete damit und sagte: »Dieses Mal fahre ich mit, so schlank, wie ich noch bin.«

»Dann können wir uns auch Zeit lassen. Ich möchte nämlich gern herausfinden, wie die Norweger über das Testament denken.«

Die Unterredungen mit dem Präsidenten des Storting und anderen Mitgliedern des Parlaments in Oslo brachten den ersten Lichtblick. Sohlman konnte mit dem Versprechen nach Paris fahren, daß man die Verpflichtung für den Friedenspreis übernehmen würde. Erst jetzt merkte er, wie er von den Ereignissen in Schweden deprimiert worden war. Einige hatten ihm sogar vorgeworfen, sich persönlich bereichern zu wollen. Nun aber fühlte er sich bestärkt, da auch Außenstehende die Bedeutung des Testaments anerkannten.

38

Die Situation in Paris erwies sich als äußerst kompliziert. Sohlman war heilfroh, daß er sich abends in dem kleinen Hotel nahe der Rue Malakoff mit seiner Frau beraten konnte. Der Botschafter Frederick Due, der Schweden und Norwegen in Frankreich vertrat, hatte Nobel persönlich gekannt, wollte sich aber nicht unmittelbar verwenden, sondern empfahl Sohlman dem schwedischen Generalkonsul Gustav Nordling.

Nordling empfing Sohlman sehr herzlich. »Nobel hat mir von Ihnen erzählt. Er muß Sie sehr geschätzt haben. Im übrigen freue ich mich, daß er sich nicht getäuscht hat. Lassen Sie sich nicht entmutigen. Ich werde Sie nach besten Kräften unterstützen. Als erstes brauchen Sie einen tüchtigen Advokaten, der Ihnen sagen kann, ob das Testament in Frankreich gelten würde und welche Formalitäten zu beachten oder zu umgehen sind.«

Der Anwalt des Pariser Appellationsgerichts, Maître Paul Coulet, den Nordling vorgeschlagen hatte, schüttelte bedenklich den Kopf. »Ich will Sie nicht entmutigen, Monsieur, aber auf keinen Fall kann Paris als rechtmäßiger Wohnsitz Nobels geltend gemacht werden. Das bedeutet, daß das Testament hier auf Grund seiner formalen Mängel im Vergleich zu den strengen Vorschriften des Code Civil mit Erfolg angefochten werden könnte.«

Coulet zündete sich eine Zigarre an, blickte dem Rauch nach, sagte schließlich: »Sollte eine Ratifizierung des Testaments in Frankreich erfolgen, dann – verraten Sie mich bitte nicht an den Fiskus –, dann würde das Nobelsche Vermögen einschließlich der ausländischen Wertpapiere der hiesigen Erbschaftssteuer unterworfen, und die ist ziemlich hoch. Es wäre also dringend geboten, daß sich ein schwedisches Gericht für zuständig erklärt, bevor das französische Finanzamt Wind bekommt. So einen kapitalen Brocken läßt sich die Behörde nicht gern wegfischen. Im übrigen sehen Sie zu, daß Sie eine Vollmacht für die Vollstreckung bekommen, damit Sie endlich handeln können.«

Das Risiko eines Prozesses in Frankreich hing wie ein Damoklesschwert über dem Testament. Lindhagen war beim Stockholmer Gericht nicht weitergekommen. Wahrscheinlich war es besser, das Gericht in Karlskoga anzurufen, daß es sich für zuständig erklärte, denn ihm unterstanden Bofors und Björkborn, wo Nobel vor drei Jahren einen Wohnsitz bezogen hatte.

Ungeduldig wartete Sohlman auf die Nachricht Lindhagens. Inzwischen erhielt er vom Generalkonsul in Paris eine Bestätigung, daß er nach dem schwedischen Wohnheitsrecht berechtigt war, das Testament zu vollstrecken. Doch bevor er mit der Inventarisierung der Werte beginnen konnte, geriet er in neue Bedrängnis.

In einem Zeitungsartikel hatte jemand behauptet, daß Emanuels Firma in Baku bald zusammenbrechen würde,

da der zwangsweise Verkauf von Nobels Aktien unmittelbar bevorstünde. Über Nacht fiel der Kurs sämtlicher Aktien der Bakuer Gesellschaft auf einen Tiefpunkt, der das Unternehmen an den Rand des Abgrunds brachte.

Emanuel war verzweifelt. Aktionäre forderten ihn auf, unverzüglich das Testament anzufechten. Unmöglich konnte das Testament gegen die ganze Nobel-Familie durchgesetzt werden.

»Du mußt einen tüchtigen Journalisten ausfindig machen, der einen Gegenartikel veröffentlicht, in dem du erklärst, daß die Nobel-Aktien nicht zwangsweise versteigert werden.«

Würde das die Situation ändern? Der Journalist Adolphe Brisson hielt es für möglich. »Le Temps« ist eine der angesehensten Zeitungen. Wenn sie einen Gegenartikel bringt, werden die anderen Blätter verstummen, oder man wird deren Gekläff nicht ernst nehmen.«

Brisson zwirbelte seinen Schnurrbart, zückte den Federhalter, zog den Eifer gewisser Kollegen ins Lächerliche, um dann zu erklären, daß niemand so töricht sein könne zu glauben, ein solides Unternehmen durch Zwangsversteigerung von Aktien fördern zu können. Wer schadet sich schon gern selbst? Solche Dummheiten könnten nur geistesschwache Leute ausbrüten oder solche, die sich auf Kosten anderer bereichern wollten.

Die Testamentsvollstrecker versicherten an Eides Statt, daß eine Zwangsversteigerung der Nobel-Aktien nicht stattfinden würde.

Tatsächlich blieb der Erfolg nicht aus. Die Aktienkurse erholten sich, Emanuel war im doppelten Sinn beruhigt. Denn jetzt mußten die Testamentsvollstrecker eine auch für ihn gangbare Lösung finden. Nichts widerstrebt ihm mehr als eine Anfechtung des Testaments, während Hjalmar gemeinsam mit den anderen Verwandten zu einer Klage entschlossen blieb. Sie wollten nach Paris kommen, um hier gegen das Testament vorzugehen.

Allein fühlte sich Sohlman zu schwach, den Angriff abzuwehren. Lilljeqvist sollte kommen, oder, falls unmöglich, seine Befugnisse auf Nordling übertragen. Auch Lindhagen folgte seiner Bitte und kündigte seinen Besuch an.

Am 16. Februar traf er ein, Lilljeqvists Vollmacht für Nordling in der Tasche. »Die Verwandten Nobels könnten seine Wertpapiere gerichtlich versiegeln lassen. Dem müssen wir vorbeugen.«

»Aber wie?« Sohlman legte Lindhagen eine Liste vor, aus der hervorging, daß Nobel seine Wertpapiere bei verschiedenen Banken deponiert hatte. In Nobels Privatresor in der Rue Malakoff lagen nur wenige ziemlich wertlose Papiere.

»Auf die können wir verzichten. Die anderen sollten wir alle unter unseren Namen zum Comptoir National d'Escompte schaffen«, schlug Lindhagen vor. »Dort dürfen sie vor dem Zugriff der Verwandten sicher sein.«

»Die Sache muß ohne Aufsehen vor sich gehen«, riet Nordling. »Wir müssen die Aktienpakete nach und nach von den Banken abholen. Jede Hektik würde Verdacht hervorrufen.«

»Wir teilen die Banken unter uns auf«, schlug Sohlman vor. »Die letzte können wir dann gemeinsam knacken.« Er erntete einen mißbilligenden Blick von Nordling, doch als Lindhagen lachte, verzog auch Nordling das Gesicht.

Ob es regnete oder schneite, ob die Sonne schien oder Nebel in den Straßen hing, jeden Tag fuhren Nordling, Lindhagen und Sohlman zu den Banken, schleppten einen Packen nach dem anderen in ihre Kutschen und verstaute sie in drei reservierten Tresoren des Comptoire National. Nach drei Wochen war die Aktion noch nicht beendet, doch einer mußte nach England fahren, um sich um das dort befindliche Vermögen Nobels zu kümmern.

Nordling kam dafür nicht in Betracht, Lindhagen, der

in Stockholm gebraucht wurde, sagte: »Ihr Wunsch geht in Erfüllung, Sohlman, Sie geraten wirklich in die Fußstapfen Nobels – was das Reisen anbetrifft.«

Sohlman war nicht zum Scherzen zumute, doch seine Frau machte ihm den Abschied leicht. »Ich fühle mich hier ganz wohl. Bis London ist es nur ein Katzensprung.« Trotz des Nieselregens begleitete sie ihn nach Calais und wartete, bis er die Fähre betreten hatte.

Rechtsanwalt Timothy Warren, der Nobel im Cor-dit-Prozeß vertreten hatte, fand die Idee des Testaments unterstützenswert und übernahm die Liquidation des Nobelschen Vermögens. Auch mit dem Direktor der Union Bank of Scotland konnte Sohlman sich schnell verständigen. Er war sogar bereit, Wertpapiere aus Frankreich zu übernehmen und in der Folge zu verkaufen. Schneller als gedacht, kehrte Sohlman nach Frankreich zurück. Dort hatte Nordling inzwischen die gesamten Wertpapiere sichergestellt. Trotzdem blieb alles ein Provisorium, das jederzeit durch Gerichtsbeschluß aufgehoben werden konnte, denn noch immer lag keine für die Gültigkeit des Testaments verbindliche juristische Entscheidung vor.

»Nobel hat sein Testament vor Zeugen unterschrieben. Diesen mußte er doch einiges über seine Absicht gesagt haben. Wir sollten sie befragen und ihre Aussagen unter Eid protokollieren«, schlug Nordling vor. »Damit könnten wir dem Gericht helfen, sich für Nobels Idee zu entscheiden.«

Sohlman fiel es nicht schwer, die drei Zeugen ausfindig zu machen. Der Ingenieur Strelenert erklärte, ihm habe Nobel gesagt, daß er sein Testament so abgefaßt habe wie alle seinen engeren Mitarbeitern bekannten Anordnungen. Er überließe die Ausführung stets den Beauftragten, im Vertrauen darauf, daß sie dabei ihren Verstand gebrauchten. Er wollte denjenigen helfen, die es schwer hätten, sich im Leben durchzusetzen, zum Beispiel grübelnden jungen Forschern, die dicht vor

einer Entdeckung stünden, sie aber aus Mangel an Mitteln nicht zu Ende führen könnten.

Der Ingenieur Strass gab zu Protokoll: »Aus meinen Gesprächen mit Doktor Nobel bekam ich die bestimmte Auffassung, daß es nicht seine Absicht war, das Testament solle unbedingt streng nach dem buchstäblichen Wortlaut angewandt werden. Eher würde die Unterlassung, ausführliche Bestimmungen zu treffen, ein Beweis dafür sein, daß er in der Anwendung des Testaments den damit Betrauten die größtmögliche Freiheit lassen wolle. Das stimmte auch ganz und gar mit seinem Charakter überein. Wem er einmal sein Vertrauen schenkte, dem gab er es nämlich ganz und ungeteilt, ohne ihn an detaillierte Vorschriften zu binden. Für ihn war das persönliche Vertrauen die Hauptsache. Und Doktor Nobel hat mehrere Male zu mir gesagt, daß er gerade deswegen schwedischen wissenschaftlichen Instituten den Auftrag erteilt habe, die Preise zu verteilen, weil er den größten Prozentsatz ehrlicher Menschen in Schweden getroffen habe und folglich voraussetze, daß sein letzter Wille hier in Schweden mit größerer Redlichkeit beachtet werden würde als anderwärts. Da, wie eben gesagt, Doktor Nobel bei Vertrauensaufträgen, die er gab, keine Ausführungsbestimmungen im einzelnen zu treffen pflegte, glaube ich auch nicht, daß er näher darüber nachgedacht hat, wie sein Testament im einzelnen ausgelegt werden würde.«

Charles Waern, der mit Nobel in seinem letzten Lebensjahr öfter zusammengetroffen war, sagte: »Die Beträge, die nach dem Testament jedem Preisträger zufallen sollen, sind bewußt hoch angesetzt. Aus meinen Unterredungen mit Doktor Nobel geht für mich ganz klar hervor, daß es ihn absolut nicht interessierte, kleine Summen als Prämie ohne wirklichen Nutzen für jemanden zu geben. Sein Wunsch war – und das hat er immer wiederholt –, denen, die nach der Beurteilung ihrer Arbeiten etwas für die Zukunft versprechen, eine so voll-

ständige Unabhängigkeit zu verleihen, daß sie sich in Zukunft ganz ihren Aufgaben widmen können. Es waren daher nicht die ausgeführten Arbeiten und ebenso wenig die verheißungsvollen Anlagen, die er belohnen wollte.«

Der von Strelenert geäußerte Gedanke Nobels, Träumern zu helfen, war kaum zu verwirklichen, denn wer konnte wissen, ob die Träumerei wirklich eine große Entdeckung oder Erfindung bringen oder nur ein Wind-ei werden würde. Aber die Auslegung des Testaments in seinen Einzelheiten war jetzt nicht das wichtigste, sondern nach wie vor der Gerichtsbeschluß. Immerhin machten die Aussagen der Zeugen deutlich, wie Nobel sein Vermögen verwendet wissen wollte.

Die Zeugenaussagen erwiesen sich jedoch als Bumerang. Sie entfachten erneut eine Pressekampagne gegen das Testament. Einige der in Schweden lebenden Nachkommen Robert Nobels fühlten sich gedemütigt. Sie meinten, Alfred Nobel habe nur die Art und Weise kritisieren wollen, wie sein Bruder Robert über sein Vermögen verfügt habe. Sohlman bekam den Unmut der Nobels erneut mit aller Heftigkeit zu spüren, als er mit seiner Frau nach Stockholm zurückkehrte.

»Wir wollen uns nicht davon beirren lassen«, sagte Lindhagen, »sondern versuchen, einen Schritt weiterzukommen. Eine Möglichkeit sehe ich darin, daß Sie und Lilljeqvist die von Nobel genannten Institutionen auffordern, die Verantwortung für die ihnen zugedachten Aufgaben zu übernehmen.«

Am 24. März 1897 einigten sie sich über den Brief und schickten ihn an die Akademie der Wissenschaften in Stockholm.

»Sehr geehrte Herren!

Wir, die Unterzeichnenden, vom verstorbenen Doktor Alfred Nobel zu Vollstreckern seines letzten Willens eingesetzt, haben die Ehre, Ihnen in der Beilage eine authentische Abschrift seines Testaments zuzuleiten, und

bitten Sie hochachtungsvoll, Ihre Ernennung zu Juroren für die Verleihung der Nobel-Preise für Physik und Chemie annehmen und uns von Ihrer Entscheidung Mitteilung machen zu wollen.

Es versteht sich allerdings, daß zu den Bedingungen und Verfahren, die bei der Vergabe der von Doktor Nobel gestifteten Preise zur Anwendung kommen sollen, genauere Richtlinien als die im Testament angeführten notwendig werden.

Soweit es um die in Schweden zu verleihenden Preise geht, erscheint es uns wünschenswert, daß die mit der Vergabe der Preise betrauten schwedischen Institutionen sechs Delegierte bestellen: beispielsweise zwei für die Akademie der Wissenschaften, einen für das Karolinische Institut und einen für die schwedische Akademie. Die Delegierten könnten dann dieses Thema mit uns diskutieren.

Durch die Vermittlung des Unterrichts- und Kultusministeriums müßten hierauf endgültige, von den oben angeführten Institutionen und den Unterzeichnenden beglaubigte Vorschläge Seiner Majestät, dem König, vorgelegt werden, um dessen Zustimmung zu finden. Ebenso ist es unsere Absicht, Seiner Majestät gleichzeitig unsere Vorschläge für die grundsätzlichen Richtlinien der Geschäftsführung der Stiftungsfonds vorzutragen.

Aufgrund der oben angeführten Einzelheiten und in der Annahme, daß die Akademie die in Frage stehende Verantwortung annimmt, bitten wir Sie, zwei Delegierte zu bestellen, die dreimal, mit dem Vertreter des Karolinischen Instituts, dem der schwedischen Akademie und uns, die genaueren Bedingungen und Modifikationen der Preisverleihung abstimmen könnten.«

Während die schwedischen Institutionen sich zurückhielten, beschloß die norwegische Nationalversammlung am 26. April 1897, Nobels Antrag anzunehmen. Einige schwedische Zeitungen schrieben daraufhin, die ohne-

hin gespannten Beziehungen zwischen Norwegen und Schweden würden damit belastet.

Sohlman hatte keine Zeit, sich über die Presse zu ärgern, denn gleich nach der Lektüre eines dieser Artikel überbrachte ihm der Bote ein Telegramm.

»Bitte sofort kommen. Hjalmar, Ludvig und Graf Ridderstolpe in Paris eingetroffen. Wollen Testament gerichtlich anfechten. Nordling, Generalkonsul.«

»Keine Aufregung«, sagte er zu seiner Frau, während er ihr das Telegramm reichte. Er blickte auf die Uhr, rief seinen Kutscher. Wenn er sofort aufbrach, würde er den Fernzug noch erreichen.

»Mein Gott«, stöhnte Sigrid, »ich hätte nie gedacht, wie schwer es ist, den letzten Willen eines Menschen zu erfüllen.«

In Paris war Frühling. Krokusse und Forsythia blühten in den Gärten. Vor den Cafés standen die kleinen Tische und Stühle. Auf dem Champs Elysee flanierten bunt gekleidete Damen und elegante Stutzer. Sohlman hatte kaum einen Blick dafür.

Er hastete zum Generalkonsul in die Rue de la Pépinière, wo ihn Nordling in ein Nebenzimmer führte. »Raten Sie mal, wer nebenan sitzt?«

»Nobels Neffen?«

»Ich habe sie hingehalten, wir müssen sofort etwas unternehmen. Solange die Werte sich in Frankreich befinden und sich kein schwedisches Gericht für zuständig erklärt hat, besteht die Gefahr der Beschlagnahme durch ein französisches Gericht. Nobels Neffen sind gut unterrichtet und glauben, in Kürze ihr Ziel zu erreichen.«

»Wissen sie, wo die Papiere liegen?«

»Zum Glück wissen sie nicht, daß wir alles in einer Bank deponiert haben.«

Den ersten Gedanken, die Werte ins Ausland zu bringen, verwarfen sie. Es würde zuviel Zeit in Anspruch nehmen und zu gefährlich werden. Es blieb nur der

Postweg, aber die Post versicherte ein Paket mit höchstens 20 000 Francs.

»So viele Pakete können wir gar nicht packen«, sagte Nordling. »Vielleicht erhalten wir von einem Bankhaus eine zusätzliche Versicherung gegen eine entsprechende Bezahlung. Ich denke dabei an Rothschild.«

»Ich werde es versuchen.« Nordling entließ Sohlman durch die Hintertür. »Es ist besser, wenn die Neffen gar nicht erst erfahren, daß Sie wieder hier sind.«

Der Bankdirektor sagte: »Herr Nobel hat uns viel Ärger bereitet, besonders in Sachen Erdöl. Aber wenn er jetzt aussteigen will, soll es uns recht sein. Warum aber wollen Sie die Werte nicht per Transfer über eine Bank ins Ausland bringen?«

»Im Vertrauen, Monsieur, wir möchten die Aufmerksamkeit der Steuerbehörde nicht erregen. Das könnte zu unliebsamen Verzögerungen führen.«

»Gegen den Fiskus sollten die Banken zusammenhalten. Also gut, ich muß die Höhe der Versicherungssumme der Größe des Risikos anpassen. Das werden Sie verstehen.«

Er überlegte, schrieb Zahlen auf ein Blatt. »Wir werden jedes Paket mit 2 500 000 Francs versichern. Das wird Ihnen genügen.«

Die Versicherungspolice war gepfeffert, doch es blieb keine andere Wahl. Nordling beruhigte ihn: »Im Verhältnis ist es nicht viel. Wir wollen sofort beginnen.«

Sie kamen überein, auf getrennten Wegen das Comptoir aufzusuchen, dort einen Koffer mit den Wertpapieren vollzupacken, diesen mit einer Kutsche gemeinsam ins Konsulat zu schaffen.

»Wir sollten uns mit einer Pistole bewaffnen; Raubüberfälle sind an der Tagesordnung.« Nordling zeigte Sohlman zur Bekräftigung seiner Worte Ausschnitte einiger Tageszeitungen.

Mehrmals am Tag gingen sie zum Comptoir, fuhren mit einer Kutsche in die Rue de la Pépinière, registrier-

ten und versiegelten die Wertpapiere, packten ein Paket und schickten es vom Nordbahnhof einmal nach England, einmal nach Schweden. Die Policen der Expeditionen mußte Sohlman dem Bankhaus Rothschild zur Festlegung der vereinbarten Versicherungssumme vorlegen. Allmählich leerten sich die Tresore, ohne daß jemand Verdacht schöpfte.

An manchen Tagen saßen Hjalmar, Emanuel und Graf Ridderstolpe im Nebenzimmer bei Nordling, um sich mit ihm über ihre Absichten zu beraten.

Nordling empfand schmerzlich das Heikle dieser Situation, doch er ließ sich nichts anmerken. Aber seine Nerven mußten sich erst beruhigen, bevor er den Weg zum Comptoir erneut antreten konnte.

»Wenn die Aktion abgeschlossen ist, werden wir den Neffen reinen Wein einschenken«, sagte Nordling.

»Wird eine schwere Stunde werden.«

»Ich werde ein Essen arrangieren; wenn alle auf angenehme Art gesättigt und vom Wein gelockert sind, werde ich ihnen die Situation vor Augen führen.«

»Ich glaube, das sollten Sie mir überlassen.«

Nordling wählte das Hotel Noel Peters. Er hatte das Beste bestellt, was das Haus bieten konnte. Außer Emanuel schickten die anderen feindselige Blicke zu Sohlman. Die Begrüßung verlief ebenso steif wie das Essen. Niemand sprach mit Sohlman.

Nordling gab sich die größte Mühe, die Atmosphäre aufzulockern. Allmählich entspannten sich die Mienen. Graf Ridderstolpe, ein Genießer vor dem Herrn, fand lobende Worte über das exzellente Essen.

Als Mokka und Kognak gereicht wurden, erhob sich Nordling. »Meine Herren, ich habe Sie zu diesem Essen eingeladen, weil ich als Konsul in der Erbschaftsangelegenheit des Verstorbenen Doktor Nobel nicht unbeteiligt sein konnte. In Wertschätzung der großartigen Idee Ihres Onkels habe ich mich bemüht, dieser als Vertreter Schwedens in Frankreich zu entsprechen. Nach allen

bisherigen Ermittlungen bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß wir Bofors als den rechtmäßigen Wohnsitz unseres Landsmanns Alfred Nobel annehmen müssen.«

»Überhaupt nicht!« Hjalmar stand auf. »Bofors betrachte ich als Vorwand. Der wirkliche Wohnsitz unseres Onkels war Paris. Dort hat er mehr als siebzehn Jahre gelebt, während man Bofors als eine Altersmarotte bezeichnen sollte. Nur ein französisches Gericht ist berufen, über die Rechtmäßigkeit des Testaments zu entscheiden. Diese bestreiten wir auf das entschiedenste.«

»Jawoll«, bekräftigte Graf Ridderstolpe, »Ingeborg, meine Frau, ist der gleichen Meinung.« Er setzte den Kognakschwenker an die Lippen.

Als Sohlman sich erhob, blickte Hjalmar demonstrativ an die Decke. »Verehrte Herren, man kann natürlich darüber diskutieren, welcher Wohnsitz Alfred Nobels der rechtmäßige ist. Würde Paris angenommen werden, könnte das Ihren Anteil infolge der hohen Erbschaftsteuer erheblich schmälern. Im übrigen ist diese Frage nur rein theoretisch von Bedeutung, denn Doktor Nobels Wertpapiere befinden sich nicht mehr in Frankreich, unterliegen damit auch nicht mehr der französischen Gerichtsbarkeit.«

»Unglaublich!« Hjalmar schnellte von seinem Stuhl hoch. »Wir lassen uns nicht bluffen, Herr Sohlman. Inzwischen wissen wir genau, wohin Sie die Werte geschafft haben, ins Comptoir d'Escompte.« Triumphierend blickte er in die Runde.

»Die Tresore dieser Bank enthalten keine Wertpapiere Doktor Nobels.«

»So ist es«, bestätigte Nordling.

»Das ist ja nicht zu fassen!« empörte sich Graf Ridderstolpe. »Wir haben es mit ausgesprochenen . . .« Er verschluckte die letzten Worte, räusperte sich vielsagend.

»Warum sagst du nichts dazu?« wandte sich Hjalmar an Emanuel.

»Ich weiß nicht. Auf der einen Seite bin ich betroffen, auf der anderen Seite verstehe ich Herrn Sohlman.«

»Dann sollten wir gemeinsam vor ein Schiedsgericht gehen, unparteiische Richter sollen entscheiden.«

»Warum, Monsieur Hjalmar Nobel, wollen Sie die Sache komplizieren. Ihr Onkel hat das Testament in schwedisch abgefaßt, schwedische Zeugen und schwedische Testamentsvollstrecker gewählt, schwedische und norwegische Institutionen mit der Verleihung der Preise betraut. Ihr Onkel verließ sich auf die Integrität der schwedischen Rechtssprechung. Er war überzeugt, daß ein schwedisches Gericht die Rechtsgültigkeit seines Testaments anerkennen würde. Deshalb haben die Testamentsvollstrecker im Sinn Doktor Nobels gehandelt, als sie die Wertpapiere transferierten.«

»Wir werden uns das nicht gefallen lassen.« Hjalmar verließ erbot den Raum, gefolgt von Graf Ridderstolpe.

39

Manchmal war Sohlman am Ende seiner Kraft, aber immer wieder traten verständige Mitstreiter an seine Seite. Als Hjalmar Nobel die Beschlagnahme der in Deutschland befindlichen sechs Millionen Kronen Alfred Nobels betrieb, lieferten die Direktoren sie ihm nicht aus.

In Frankreich unterstützte der Minister Waldeck-Rousseau das Testament Nobels. Alfred Nobels rechtmäßiger Wohnsitz wäre Bofors, damit käme ein französisches Gericht für das Testament nicht in Betracht.

Als Sohlman im Mai aus Paris zurückkehrte, erklärte sich der Instanzengerichtshof in Karlskoga, dem Bofors unterstand, für die Ratifizierung des Testaments zuständig. Weitere Versuche Hjalmars und seiner Anhänger, ein anderes Gericht zu gewinnen, schlugen fehl.

Ebenfalls noch im Mai beantwortete der Generalstaatsanwalt in Stockholm Sohlmans Eingabe an die Re-

gierung Seiner Majestät um Durchsetzung des Testaments. Er wolle die Bemühungen der Vollstrecker unterstützen, denn die Schenkung Alfred Nobels, eines schwedischen Bürgers, läge im Interesse der Allgemeinheit und unterstütze den schwedischen Behörden.

Da den schwedischen Institutionen nicht nur Aufgaben, sondern auch Rechte übertragen werden müßten, solle sich die Regierung selbst um die Verwirklichung des Testaments kümmern.

Diese Lichtpunkte waren bitter nötig, denn die Klage von elf Verwandten Nobels mußte abgewiesen und die Widerstände einflußreicher Persönlichkeiten der schwedischen Institutionen mußten überwunden werden.

Professor Axel Key, Rektor des Karolinischen Instituts, verweigerte die Annahme der Schenkung. »In der vorliegenden Form schadet sie der wissenschaftlichen Forschung sowie den Mitgliedern der zukünftigen Jury. Ich schlage folgende Änderung vor: Jede Institution soll über den ihr zukommenden Teil der Erbschaft nach eigenem Ermessen verfügen. Das ist zu erreichen, wenn das Gericht in Karlskoga das Testament für ungültig erklärt und die Familie Nobel für meine Absicht gewonnen werden kann.«

In Norwegen war Sohlman dem Ziel dadurch näher gekommen, daß er mit den Verantwortlichen persönlich gesprochen hatte. Das mußte in Schweden genauso gut gehen. Schließlich kannte er einige sogar aus seiner Jugendzeit, den Sekretär und den Präsidenten der schwedischen Akademie, den Professor Rezius vom Karolinischen Institut, den Professor Smitt von der Universität Stockholm. Wirklich erklärten sich alle bereit, die Testamentsvollstrecker zu unterstützen.

Auch Professor Key ließ sich umstimmen. Er forderte allerdings eine offizielle Beglaubigung und genauere Bestimmungen für die Durchführung des Testaments, benannte einen Delegierten, der zukünftigen Verhandlungen beisitzen sollte.

Die Akademie der Wissenschaften setzte eine Kommission ein, die einen Bericht über die Schenkung ausarbeiten sollte. Die Kommission verlangte ebenfalls genauere Bestimmungen für die Durchführung des Testaments. Doch Professor Forsell, der das Testament zum Scheitern bringen wollte, riet davon ab. Dadurch würde die Familie Nobel das Testament wegen seiner Unvollständigkeit nur erneut anfechten. Deshalb sollte man die Beglaubigung des Testaments durch das Gericht abwarten.

Ohne die Annahmeerklärung der Institutionen vergrößerte sich jedoch die Gefahr, daß die Familie Nobel das Testament erfolgreich anfechten konnte.

Deshalb entschlossen sich Sohlman und Lindhagen, den Advokaten der Nobels, Phillip Leman aus Göteborg, nach den Bedingungen für eine Einigung zu fragen. Lilljeqvist war dagegen, weil damit die Interessen zukünftiger Preisträger verletzt würden.

Schließlich einigten sie sich, alle juristischen Berater der Erben nach Stockholm einzuladen. Am 2. Juli trafen sie sich im Hotel Rydberg: Warren aus Glasgow, Scharlach und Westphal aus Deutschland, Coulet aus Frankreich, Leman aus Göteborg.

Scharlach versicherte, daß aus Deutschland und Österreich keine Anfechtungen des Testaments zu befürchten seien.

Westphal riet den Erben Nobels und den Testamentsvollsteckern zu einem Vergleich. Er gab sich redlich Mühe, Sohlman zu veranlassen, einen Schiedsspruch, wie ihn Hjalmar wollte, anzunehmen. Coulet dagegen, redegewandt, plädierte leidenschaftlich für das Testament, das Alfred Nobel der ganzen Menschheit zugedacht habe. Eine Einigung kam nicht zustande, außer in dem Punkt, daß die Vermögenswerte in den verschiedenen Ländern erfaßt werden mußten.

Dieser Aufgabe, soweit sie nicht schon erledigt war, widmeten sich die Vollstrecker in den folgenden Wochen, immer in der Erwartung des Gerichtstermins, von

dem jetzt alles abhing. Am 30. Oktober 1897 war es soweit. Geladen waren: Richter Hagelin als Vertreter der Witwe Robert Nobels, Hjalmar, Graf Ridderstolpe und Frau Ingeborg sowie ihr Rechtsanwalt Leman.

Neben Sohlman und Lilljeqvist nahm Lindhagen als Rechtsexperte teil.

Der Richter forderte Sohlman auf, Bericht über die erfaßten Werte des Erblassers zu erstatten, doch kaum hatte er dies begonnen, protestierte Hagelin mit der Begründung, das Gericht wäre nicht zuständig. Es müßte vor einem Stockholmer Gerichtshof verhandelt werden.

»Herr Sohlman ist überhaupt nicht zuständig für die Inventur des Nachlasses, sondern der Bürgermeister und Stadtrat von Stockholm. Außerdem müssen die Erben, nicht die Vollstrecker, diejenigen benennen, die die Inventur durchführen sollen.«

Der Richter wies den Protest zurück. Sohlman übergab ihm die Liste: »Die Werte belaufen sich auf 32 233 792,20 Kronen. Abzüglich der Verbindlichkeiten, einschließlich der Erbschaftssteuer, verbleiben netto 31 587 202,28 Kronen.«

Der Richter legte fest: »Nach dem Willen Alfred Nobels sind die in verschiedenen Ländern liegenden Werte zu veräußern und in fest verzinslichen Guthaben in Schweden anzulegen. Die Testamentsvollstrecker haben sich unverzüglich dieser Aufgabe zu entledigen.«

»Dagegen werden wir Berufung einlegen«, sagte Hagelin unter lauter Zustimmung der Erben.

»Das ändert vorerst nichts an unserem Beschluß.« Der Richter schloß die Verhandlung mit einem gewaltigen Hammerschlag, dann forderte er Sohlman und Lilljeqvist zu einer Unterredung auf.

»Zu den Klägern der Familie Nobel hat sich eine Frau Sofie Kopig aus Wien gesellt. Sie schreibt, daß sie zu den Erben Nobels gehöre, da sie mit Herrn Alfred Nobel zwanzig Jahre lang ehelich verbunden gewesen sei. Sie wären zwar nicht amtlich getraut worden, doch

würde sie über zweihundert Briefe Nobels vorweisen, mit denen sie ihre Beziehungen eindeutig belegen könnte. Falls ihre Interessen nicht angemessen berücksichtigt würden, sehe sie sich zu gerichtlichem Vorgehen veranlaßt. Zur Bekräftigung hat sie ihrem Brief noch einige Zeilen ihres Rechtsanwalts beigelegt, der natürlich ihre Forderung unterstützt.«

Sohlman war konsterniert. Nobel sollte eine . . . ? Unmöglich! Der Gedanke paßte nicht zu dem Bild, das er sich von seinem väterlichen Freund und Chef gemacht hatte. Lilljeqvist zuckte mit den Schultern. So gut wie Sohlman hatte er Nobel nicht gekannt.

»Ihren Mienen entnehme ich, daß Sie Zweifel an der Richtigkeit meiner Mitteilung hegen. Sie ist amtlich, und Sie tun gut daran, sie ernst zu nehmen.« Der Richter geleitete die Testamentsvollstrecker zur Tür.

»Wenn Sie die Liquidation des Nobelschen Vermögens in Österreich betreiben, mein lieber Sohlman, dann sollten Sie unbedingt mit der Dame Kopig sprechen – einen Vergleich anstreben.«

Lilljeqvist reichte ihm die Hand. »Begleiten kann ich Sie nicht, wir haben noch viele Probleme in Bengtfors zu lösen.«

Es fiel Sohlman schwer, seiner Frau von den Ergebnissen der Gerichtsverhandlung zu berichten. »Ich werde einige Monate nicht bei dir sein können, Sigrid. Aber das ist es nicht allein. Die Sache mit der Frau Kopig ist mir höchst peinlich.«

»Du hast den Auftrag übernommen, also muß ich mich damit abfinden. Wegen der Frau Kopig jedoch verstehe ich dich überhaupt nicht. Warum ist dir ein Jungeselle lieber als ein richtiger Mann?«

»Ja, aber so ein Verhältnis. Ich bitte dich.«

»War es sein Leben oder war es deins? Ich kann die Frau verstehen. Wenn sie zwanzig Jahre lang Nobels Leben geteilt hat, gehört sie nicht weniger zu den Erben als Hjalmar oder Ridderstolpe.«

»Ich kann mir nicht denken, daß er sie nicht abgefunden haben sollte.«

»Das wirst du ja herausbekommen. Dir steht es jedenfalls nicht an, über diese Frau zu richten.«

Ragnar war verstimmt. Er konnte sich nur bürgerlich verbriefte Beziehungen zwischen Mann und Frau vorstellen und fürchtete, auf Nobel und sein Vermächtnis könne ein Schatten fallen.

In Wien erkundigte er sich bei Geschäftspartnern Nobels über Sofie Kopig. Sie bestätigten, was Sohlman nicht wahrhaben wollte. Sternlicht bot ihm seine Vermittlung an. Nichts war Sohlman lieber, als eine Begegnung vermeiden zu können.

Ungeduldig wartete er auf Sternlichts Rückkehr. »Ich habe mich überzeugt, Frau Kopig, ehemals Sofie Hess, besitzt rund 220 Briefe, geschrieben von Alfred Nobel. Ich durfte mir einige ansehen. Möglich ist, daß durch eine Veröffentlichung in den Augen sehr kritischer, vielleicht auch bösartiger Leute ein falsches Bild von Alfred Nobel entstehen könnte. Frau Kopig bezieht bereits eine mittlere Rente von Alfred Nobel, aber sie verlangt mehr. Sie sagt, daß sie an ein —feines— Leben gewöhnt worden ist und durch ihre lange wilde Ehe ein Recht darauf hat, gleichberechtigt mit den anderen Verwandten zu erben.«

Sohlman erläuterte Sternlicht das Testament. »Nur ein Dreißigstel des Gesamtvermögens hat Alfred Nobel für seine Verwandten und Freunde bestimmt. Selbst wenn ich der Forderung Frau Kopigs Verständnis entgegenbringen könnte, wie sollte ich sie erfüllen?«

»Sie werden einen Kompromiß eingehen müssen, Herr Sohlman. Frau Kopig ist entschlossen, die Briefe einer Zeitung zu überlassen, wenn ihre Forderung nicht erfüllt wird.«

Keine Situation hatte Sohlman bisher so aus der Fassung gebracht wie diese. Sie verdarb ihm alle Freude an den schönen Bauten, den gepflegten Parks, den pracht-

vollen Schlössern, der herrlichen Umgebung. Die Verhandlungen mit Sofie Kopig, die Sternlicht führte, zogen sich in die Länge.

»Sie kämpft wie eine Löwin um ihre Jungen«, seufzte Sternlicht. »Zum Glück kennt sie die wahre Höhe des Nobelschen Vermögens nicht, so daß ich ihre Forderungen auf ein erträgliches Maß werde drücken können.«

»Auf jeden Fall müssen wir die Briefe als Gegenleistung erhalten und eine notariell beglaubigte Erklärung, daß Frau Kopig in Zukunft keine weiteren Ansprüche stellen wird. Es gäbe einen Skandal, wenn die mit der Verleihung der Preise betrauten altehrwürdigen Institutionen etwas von dieser für die Öffentlichkeit anrühmlichen Liaison erfahren würden. Die Verwirklichung des Testaments stünde in Frage.«

»Auch der außergewöhnlichste Mensch hat seine Schwächen, Herr Sohlman. Das Herz ist ein seltsamer Muskel. Alfred Nobel muß das Fräulein Hess sehr geliebt haben. Soviel Sorgen, wie sie ihm bereitet hat, soviel muß sie ihm bedeutet haben.«

Sternlicht setzte auf die Zeit. Sohlman mit seiner Ungeduld hielt es nicht länger in Wien. Er mußte nach Italien, Spanien, Deutschland, um die Liquidation des Nobelschen Vermögens fortzuführen.

»Fahren Sie, Herr Sohlman, Frau Kopig will Geld, ihr Wunsch wird um so stärker, je länger sie warten muß. Sie wird mit den Briefen nichts unternehmen, solange sie Aussicht hat, einen festen Betrag zu bekommen.«

Trotz der Versicherung Sternlichts verließ Sohlman während seiner weiten Reise die Angst vor einer Veröffentlichung der Briefe oder auch nur einer Verlautbarung darüber nicht. Die Familie Nobel, die inzwischen Berufung eingelegt hatte, bekäme damit ein wirksames Argument für die Anfechtung des Testaments. Die Mitglieder der Akademien, in puncto Ehre besonders empfindlich, könnten sich zur Ablehnung der Schenkung veranlaßt fühlen.

Nach seiner Rückkehr legte ihm Sternlicht einen Vertrag vor. »Wir können zufrieden sein, Herr Sohlman. Zwölftausend Gulden sind – im Verhältnis – wenig Geld. Frau Kopig hat die Briefe bei einem Notar hinterlegt. Wir bekommen sie ausgehändigt, sobald das Geld bezahlt ist. In Zukunft wird sie sich still verhalten.«

»Und wenn ich es aus der eigenen Tasche bezahlen müßte!« Sohlman unterschrieb den Vertrag. »Sie haben mir einen Stein von der Seele gerollt.«

»Es freut mich, daß Sie meine Arbeit zu schätzen wissen, Herr Sohlman.« Sternlicht reichte ihm seine Rechnung. »Eigentlich habe ich gegen meine Interessen gehandelt. Meine Tantiemen werden, wie Sie wissen, von der Höhe des Streitwertes bestimmt.«

»Noch heute gebe ich die Anweisung zur Bank.«

Auf der Rückreise folgte Sohlman der Einladung Emanuel Nobels nach St. Petersburg. Die Familie begrüßte ihn ohne Ressentiments. »Sie kannten unseren Onkel nur wenige Jahre, wir möchten Ihnen von früher erzählen, wenn es Sie interessiert.«

Gern hörte Sohlman zu. Er sah Nobel Streichhölzer verkaufen, nach St. Petersburg reisen, die ersten Sprengversuche mit Nitroglyzerin durchführen, auf dem Schiff nach Amerika fahren, das erste Dynamitwerk in Vinterviken und in Krümmel errichten.

»Ohne Alfred Nobel hätten mein Vater und Onkel Robert Baku nicht halten, geschweige denn ausbauen können. Onkel Alfred war ein Finanzgenie. Wir verdanken ihm alle sehr viel. Wir leben in Verhältnissen, die es uns gestatten, seinem letzten Willen gegenüber großzügig zu sein.«

»Ich weiß, Doktor Nobel, was Sie bedrückt. Wie könnten wir in Hinblick auf Ihre Gesellschaft zu einer guten Lösung kommen?«

»Ich würde Alfred Nobels Aktienpaket übernehmen, doch ich habe nicht soviel Mittel, um den tatsächlichen Wert bezahlen zu können. Wenn Sie und Lilljeqvist

etwa ein Drittel vom Nominalwert nachließen, wäre mir, beziehungsweise meiner Gesellschaft, geholfen.«

Für die Gesamtsumme war der Verlust nicht erheblich. Sohlman schlug in Emanuels Hand ein. »Mein Wort haben Sie. Aber es wird schwer werden, Lilljeqvist zu überzeugen.«

Als Sohlman in Stockholm eintraf, übergab ihm Lilljeqvist die Vorladung des Gerichtshofes in Karlskoga. »Jetzt geht die Familie aufs Ganze.«

Die Klage richtete sich gegen die Testamentsvollstrecker, gegen die schwedische Regierung, gegen den norwegischen Storting, gegen die drei zu Jurys ausgewählten Institutionen. Zwölf von den zwanzig Erben standen hinter der Klage, die sich auf die formalen Fehler des Testaments stützte: Eine noch nicht bestehende Stiftung könne nicht Universalerbin sein; Bofors als rechtmäßigen Wohnsitz anzunehmen, wäre unrechtmäßig. Die Erbschaft gehöre der Familie, ihr wären die Testamentsvollstrecker Rechenschaft schuldig. Falls die Jurys bereit wären, Einkünfte aus dem Vermögen Nobels in Form von Preisen zu vergeben, müsse die Familie das Kapital verwalten. »Für den Fall, daß unserer Klage stattgegeben wird, verpflichten wir Erben uns, die Wünsche des Erblassers zu erfüllen.«

40

Der letzte Satz war besonders verfänglich, denn er unterstützte diejenigen in den Institutionen, die nach eigenem Ermessen über Nobels Erbe verfügen und es sich deshalb mit der Familie Nobel teilen wollten.

Auch König Oskar von Schweden mischte sich ein. Er bestellte Emanuel zu sich und verlangte eine Änderung des Testaments betreffs des Friedenspreises. »Der bringt uns nur Schwierigkeiten ins Haus, Doktor Nobel. Denken Sie an unsere gespannten Beziehungen zu Norwe-

gen. Ihr Onkel ist unter den Einfluß von Friedensfanatikern geraten, in erster Linie von Frauen.« Er lächelte vielsagend, doch Emanuel blieb ernst.

»Vielleicht stimmen Eure Majestät dem General Moltke zu, der gesagt haben soll: »Der ewige Friede, das ist ein Traum, und ohne Zweifel kein sehr schöner.«

»Sagte er das?« fragte der König, »ein Traum und ohne Zweifel kein sehr schöner«. Er wiederholte den Satz noch einmal, bevor er fortfuhr: »Das Testament, Herr Doktor Nobel, ist schlecht abgefaßt und schwer in die Tat umzusetzen. Deswegen halten sich die Institutionen zurück. Die Königliche Akademie zum Beispiel lehnt es ab, sich überhaupt mit dem Testament zu befassen, wenn nicht Änderungen vorgenommen werden.«

»Majestät, ich habe an Zusammenkünften mit Vertretern der vorgesehenen Jurys teilgenommen. Es besteht durchaus eine Übereinkunft darüber, wie die Statuten der zukünftigen Stiftung beschaffen sein sollen.«

»Herr Doktor Nobel«, antwortete der König, »man kann die Leute nicht am Schwatzen hindern. Aber diese Personen sind nicht fähig, Übereinkünfte zu treffen, die Rechtskraft erlangen könnten. Sie haben auf jeden Fall die Pflicht gegenüber Ihren Brüdern und Schwestern, dafür zu sorgen, daß deren Interessen nicht zugunsten ausgefallener Ideen Ihres Onkels verletzt werden.«

»Majestät, ich würde niemals die Verantwortung dafür auf mich nehmen, daß hervorragende Wissenschaftler meinen Geschwistern den Vorwurf machen könnten, sie hätten Gelder an sich genommen, die in Wahrheit Ihnen zustünden.«

König Oskar entließ ihn mit einer Geste, die nicht freundlich war.

»Sie haben wie ein aufrechter Mann gesprochen«, sagte Emanuels Anwalt. »Vielleicht sollten Sie Schweden schleunigst verlassen. Ihre offenherzigen Worte könnten als Majestätsbeleidigung ausgelegt werden.«

»Jetzt habe ich hier zu tun. Ich glaube auch nicht, daß König Oskar ein Volk von Duckmäusern regieren will.«

»Majestäten wie Offiziere wollen gehorsame Diener. Widerspruch reizt sie wie das rote Tuch den Stier.«

»Trotzdem werde ich in Schweden bleiben, bis das Testament verwirklicht sein wird. Wenn ich verhaftet werden sollte, dann wollen Sie bitte die Öffentlichkeit alarmieren. Laden Sie jetzt meine Verwandten für kommenden Donnerstag ins Hotel Rydberg ein. In der Zwischenzeit werde ich mit den Testamentsvollstrekern verhandeln.«

Sohlman, Lindhagen und Lilljeqvist waren zu der Überzeugung gelangt, daß sie das Testament ohne Zugeständnisse an die Familie Nobel nicht würden realisieren können. Als Emanuel mit ihnen sprach, gab es über diesen Punkt keinen Streit. Über seine Forderung wurden sie bald einig: 3 840 000 Kronen wollte er für die Aktien seines Onkels bezahlen.

»Was glauben Sie, Herr Doktor Nobel, mit welchem Betrag sich die anderen Verwandten zufriedengeben werden?«

»Zwei bis drei Millionen werden wahrscheinlich ausreichen.«

»Die gehen den zukünftigen Preisträgern verloren«, begehrte Lilljeqvist auf.

»Ich bin in einer nicht sehr glücklichen Lage«, entgegnete Emanuel. »Mir werfen meine Verwandten vor, daß ich ihre Interessen mißachte, ihnen Schaden zufüge, meine Pflicht ihnen gegenüber verletze. Mein Cousin, Hjalmar, mit dem ich mich gut verstand, eifert gegen mich. Ich setze das Einvernehmen, das in der Familie Nobel bisher geherrscht hat, aufs Spiel, und Sie, Herr Lilljeqvist, erheben wegen der paar Millionen, die jedes Jahr an Zinsen anfallen, Einspruch.«

»Ich denke, es kommt auf eine sinngemäße und nicht buchstabengemäße Auslegung des Testaments an«, sagte Sohlman. »Wäre es realisiert, dann wären die Zinsen des

Jahres 1897 als Preise vergeben worden. Dieser Betrag würde etwa der Vorstellung Doktor Nobels entsprechen. Wir sollten ihn, wenn Doktor Nobel uns die Einigung mit der Familie ermöglicht, dafür verwenden.«

Lindhagen ergriff das Wort. »Damit würde von der Gesamtsumme des Erbes, Herr Lilljeqvist, nichts abgehen. Ich unterstütze diesen Vorschlag sowohl im Interesse unseres Verbündeten Doktor Nobel als auch im Interesse des Verstorbenen Alfred Nobel.«

»Gut. Sie haben mich überzeugt.« Lilljeqvist reichte Emanuel die Hand. »Viel Glück nächsten Donnerstag.«

Emanuel Nobel sah der Familienversammlung aufgerechter entgegen als seinerzeit den Prüfern im Doktorexamen.

Er hatte seine Enttäuschung über das Testament überwunden. Es war nicht gegen ihn gerichtet; er verstand seinen Onkel, den er gern gemocht und den er bewundert hatte.

Die Eitelkeit, die in dem Vermächtnis steckte, wurde übertroffen von der Großmütigkeit eines Menschen, der viel geleistet und nicht übertrieben viel für sich verbraucht hatte. So kritisch, wie er seine Zeitgenossen erlebt, so liebevoll hatte er an diejenigen gedacht, die wie er mit ihrer Arbeit nicht nur an sich, sondern an alle denken würden, um das Leben leichter, schöner, friedvoller zu machen.

Nicht irgendwelchen Machthabern wollte er dienen, sondern den Fleißigen und Friedfertigen.

Die Verwandten folgten seiner Einladung. Emanuel begrüßte Hjalmar und jeden einzelnen mit freundlichen Worten. »Ich danke euch allen, daß ihr mir zuhören wollt. Ich verstehe eure Sorgen, eure Wünsche. Deshalb bitte ich euch, meine Gedanken nicht zu verwerfen oder in ihnen einen gegen unsere Familie gerichteten Angriff zu sehen. Denn ich spreche für das, was der Name Nobel in der Welt bedeutet.

Ich respektiere den letzten Willen meines Onkels, wie

er in dessen Testament zum Ausdruck kommt. Demzufolge habe ich nicht die Absicht, seine Verfügung anzufechten. Allerdings halte ich es für nötig, die Absichten Alfred Nobels in einigen Punkten zu konkretisieren. Das kann nicht ohne eure und meine Zustimmung geschehen.

Die Testamentsvollstrecker haben erklärt, daß sie diese Aufgabe in Zusammenarbeit mit uns Erben lösen wollen. Es besteht damit die Möglichkeit, eure und meine Interessen auch in finanzieller Hinsicht zu berücksichtigen. Dabei sollten wir nicht vergessen, daß wir zugleich für die Ehre des Namens Nobel verantwortlich sind. Deshalb bitte ich euch, meinen Vorschlägen zuzustimmen.«

Emanuels Worte bewegten die Anwesenden, aber die Vorschläge zur Schlichtung des Streites mit den Testamentsvollstreckern lösten heftige Debatten aus; einige fanden das Angebot viel zu gering. Doch Emanuel sagte: »In der Klageschrift habt ihr euch verpflichtet, die Wünsche des Erblassers zu erfüllen. Gesetzt den Fall, das Gericht entscheidet nach euren Vorstellungen, dann würde der größte Teil des Vermögens den Institutionen, die die Jurys bilden sollen, zufallen. Auf deren Entscheidung hätten wir keinen Einfluß, ebensowenig würde der Wille unseres verstorbenen Onkels zur Geltung kommen. Deswegen bitte ich euch nochmals, dem Vergleich zuzustimmen.«

Nach der Versammlung suchte Emanuel die Testamentsvollstrecker auf. »Eine Entscheidung konnte ich nicht herbeiführen, aber ich fand bei vielen Zustimmung. Wir müssen der Familie die Möglichkeit geben, die neue Situation zu überdenken.«

Einige Monate vergingen. Der Winter, der bis Mitte April die Landschaft beherrschte, wich dem warmen Südwind. Die Schiffe glitten wieder über die Seen und Fjorde. Blumen leuchteten aus dem Grün der Wiesen.

Kraniche, Wildgänse trieben mit den Wolken nordwärts über die Berge.

Das Gericht in Karlskoga befürwortete den Vergleich. Ein Verwandter nach dem anderen trat von der Klage zurück. Im Mai 1896 unterschrieben die ersten das Dokument, in dem sie sich verpflichteten, nach Erhalt der Zinsen für 1897 nie wieder Erbschaftsansprüche zu stellen, keine Einwände gegen die Auslegung des Testaments und notwendige Zusätze zu haben. Im Juni erhielten Sohlman und Lilljeqvist die letzten Unterschriften.

Im gleichen Monat erklärten das norwegische Parlament, das Karolinische Institut, die schwedische Akademie und die Königliche Akademie der Wissenschaften ihre Bereitschaft, die ihnen im Testament übertragenen Verpflichtungen zu übernehmen. Im Juli bestätigte die norwegische Regierung, im September die schwedische die Vereinbarungen.

Nun war das Testament angenommen, aber noch wußte niemand zu sagen, nach welchen Modalitäten die Preisträger ausgewählt, nach welchen Gesichtspunkten die geplante Nobelstiftung eingerichtet werden sollte. Unentwegt verhandelten die Testamentsvollstrecker und Lindhagen mit den Institutionen, den Verwandten und der Regierung über die organisatorischen, finanziellen und personellen Fragen. Noch einmal vergingen Herbst und Winter, bevor im April 1899 die Statuten von den Institutionen verabschiedet und der Regierung zur Bestätigung vorgelegt werden konnten. Am 29. Juni 1900 verkündete König Oskar von Schweden auf einer feierlichen Sitzung die Statuten der Nobel-Stiftung.

Die fünf Mitglieder des Verwaltungsrates der Nobel-Stiftung wählten Ragnar Sohlman zu ihrem Direktor. »Sie vor allem haben den langen Kampf um das Testament zu einem glücklichen Ende geführt«, sagte Lilljeqvist. »Alle Risiken und Schwierigkeiten konnten Sie überwinden. Ihrer Ausdauer, Ihrem Mut verdankt

Schweden eine Einrichtung, die unserem Land und unserer Kultur neue Sympathien verschaffen wird. Einmal in jedem Jahr werden die Menschen aller Länder ihre Augen auf Stockholm und Oslo richten, wenn die Nobel-Preise vergeben werden. Wir werden uns der großen Verantwortung würdig erweisen müssen.«

Abends fuhr Sohlman nach Bofors. Mittsommer war gerade vorüber, die Nacht noch hell. Wie unter einem silbernen Schleier erschienen die Felsen, Wälder und Seen.

Als er in Karlskoga den Zug verließ, musizierten und tanzten Frauen und Männer. Blumen und Zweige schmückten die Häuser, Kirchen, Fahrzeuge.

In Bofors erwartete Sohlman das gleiche Bild. Er entdeckte Sigrid unter dem geschmückten Baum, Astrit an der Hand.

»Die Reiserei und das Leben in den Hotels haben nun ein Ende«, sagte Ragnar. »Aber wir müssen umziehen, nach Stockholm.«

»Ich weiß es«, antwortete Sigrid. »Was man in der Mittsommernacht träumt, geht in Erfüllung.«

Chronologie

- 1833 21. Oktober: Geburt von Alfred Bernhard Nobel in Stockholm. Faraday findet Grundgesetze der Elektrolyse
- 1835 Büchner: Dantons Tod
Erste deutsche Eisenbahn Nürnberg–Fürth
- 1837 Der Vaters Alfreds verläßt Schweden nach dem Konkurs seiner Firma
- 1838 Schreibtelegraph v. S. Morse erfunden
Erster britischer Dampfer nach New York
- 1839 Liebig führt künstliche Düngung ein
- 1840 Fröbels Kindergarten
- 1841– Alfred Nobel besucht als Achtjähriger für zwei Semester die St. Jakobs Höhere Apologistenschule in Stockholm
- 1841 Feuerbach: Das Wesen des Christentums
- 1842 Mutter und Kinder folgen dem Vater Immanuel Nobel nach St. Petersburg
Mayers Gesetz der Energieerhaltung
- 1843 Wagner: Der fliegende Holländer
- 1844 Erste Telegraphenlinie zw. Baltimore und Washington
- 1844 Darwins Abstammungslehre
Weberaufstand in Schlesien niedergeschlagen
Kierkegaard: Der Begriff der Angst
- 1845 Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England
Schönbein entdeckt Schießbaumwolle
- 1846 Zeiß gründet sein optisches Werk in Jena
- 1847 Der Italiener Ascanio Sobrero entdeckt das Nitroglyzerin
Erste Chloroformnarkose
- 1848– Zweite deutsche Revolution für nationale Einheit und Mitbestimmung des Volkes scheitert
- 1849

- 1848 Marx und Engels: Das Kommunistische Manifest
Sicherheitszündhölzer
- 1850 Dickens: David Copperfield
Balzac: Menschliche Komödie
Helmholtz erfindet Augenspiegel
- 1850–1852 Zweijährige Studienreise des 17jährigen Alfred Nobel
- 1851 Verdi: Rigoletto
Erste Weltausstellung (London)
- 1853–1856 Krimkrieg zwischen Rußland und der von Westeuropa unterstützten Türkei. Endet mit russischer Niederlage (Sewastopol)
- 1854 Bade- und Kneippkur A. Nobels in Franzensbad und in Eger
- 1856 Rußland verliert Donaumündung an Türkei
Bessemers Verfahren zur Stahlerzeugung
- 1857 Erste Patentanmeldung A. Nobels in St. Petersburg: ein Gasmeßgerät
Indische Erhebung gegen England scheitert
Erstes Ozeanschiff aus Stahl erbaut
Kathodenstrahlen entdeckt
- 1858 China verliert Amurgebiet an Rußland
Erste Gewerkschaft in der Schweiz
Virchow erklärt alle Krankheiten aus Veränderung der Zellen
- 1859 Weitere Patentanmeldungen: ein Apparat für Flüssigkeitsmessungen und ein verbessertes Barometer oder Manometer. – Rückkehr der Familie Nobel nach Stockholm nach dem zweiten Konkurs der Firma des Vaters Immanuel Nobel. Alfred Nobel bleibt mit seinem Bruder Ludvig in St. Petersburg zurück
Darwins Lehre von der Entstehung der Arten
- 1861 Alfred Nobel reist nach Paris und erhält ein Darlehen von 100000 Francs »zur Erforschung des Nitroglyzerins«

- Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland
 Bachofens Schrift »Mutterrecht«
 Philipp Reis erfindet das Telefon
 Bunsen – Kirchhoff: Spektralanalyse
- 1861–1865 Sezessionskrieg: siegreicher Kampf der Nordstaaten der USA unter Lincoln gegen elf abgefallene Südstaaten
- 1862 Mai: A. Nobel führt die erste erfolgreiche Sprengung der Welt mit Nitroglyzerin unter Wasser im Newka-Kanal in St. Petersburg durch
- 1863 14. Oktober: schwedisches Patent A. Nobels für seine »Methode zur Herstellung von Schießpulver«
 Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein gegründet (Lassalle)
- 1864–1865 A. Nobel erfindet die Initialzündung: »Nobels Patenzünder«
- 1864 3. September: Die Nobelsche Nitroglyzerin-Fabrik auf Heleneborg fliegt in die Luft. Alfred Nobel setzt seine Untersuchungen über das Nitroglyzerin und dessen Herstellung auf einem verankerten Lastkahn (Prahm) im Mälarsee fort. –
 22. Oktober: A. Nobel gründet die Firma »Nitroglyzerin Aktiebolaget«. Erste Nitroglyzerin-Fabrik der Welt in Vinterviken bei Stockholm
 Gründung der Schrebergartenvereine in Leipzig
- 1865 Alfreds Bruder Robert errichtet eine Nitroglyzerinfabrik in Fredriksberg bei Helsingfors. –
 3. April: Der mit Nitroglyzerin beladene Dampfer »European« fliegt vor Panama im Atlantik in die Luft. – 15. Juli: erste größere Sprengung in den USA mit Nitroglyzerin. –
 4. Dezember: Detonation einer Nitroglyzerin-Kiste vor einem Hotel in New York
 Mendelsche Vererbungsregeln veröffentlicht

- 1866 4. März: Zwei Kisten Nitroglyzerin explodieren in Sidney. – 1. April: Das Werk Krümmel nimmt die Produktion auf. – April: 14 Menschen sterben bei einer Nitroglyzerin-Explosion in San Francisco. – 1. Mai: Das Nitroglyzerinwerk in Krümmel wird bei einer Explosion fast völlig zerstört. Viele Tote. –
14. August: Das amerikanische Patent auf »Nobels Sprengöl« wird erteilt. – A. Nobel reist drei Monate in die USA. – Spätherbst: A. Nobel verwendet Kieselgur als Absorptionsmittel für Nitroglyzerin.
Deutscher Krieg. Österreich unterliegt Preußen, aber besiegt Italien.
Werner Siemens erfindet Dynamo
- 1867 Das Werk Krümmel liefert erstmals Dynamit in größerem Umfang. Erteilung des deutschen Patents für Nobels Gur-Dynamit. – 14. Juli: A. Nobel führt englischen Fachleuten persönlich sein Dynamit vor. – 5. August: Nobels Dynamit wird erstmals in den USA fabrikmäßig hergestellt. – 10. August: erste Sprengung in Amerika mit Dynamit an der geplanten Bay-View-Eisenbahnlinie.
Rußland tritt Alaska für 7,2 Mill. Dollar an die USA ab. Marx' Kapital
Pasteurs Verfahren zur Keimabtötung durch Hitze
- 1868 Dostojewski: Der Idiot
Haeckel: Natürliche Schöpfungsgeschichte
- 1869 Sozialdemokratische Partei Deutschlands gegründet
Tolstois Roman: Krieg und Frieden
Suezkanal vollendet
Periodensystem der Elemente von Mendelejew u. Meyer aufgestellt

- 1870 29. März: A. Nobel erhebt Einspruch gegen die Ablehnung des Dynamits durch die Briten
Unfehlbarkeit des Papstes verkündet
Baeyers künstliches Blau (Indigo)
Rockefeller gründet »Standard Oil«
- 1871 April: Gründung der Firma »The British Dynamite Co. Ltd.« in Glasgow
Bismarck deutscher Kanzler
Schliemann gräbt das alte Troja aus
Pariser Arbeiteraufstand scheitert (Kommune)
- 1872 3. September: Der Vater Immanuel Nobel stirbt in Stockholm
- 1872– Bau des Tunnels durch den St. Gotthard unter
1882 Verwendung von Dynamit und Sprenggelatine
- 1873 Alfred Nobel zieht in ein Haus in der Rue Malakoff in Paris
Jules Verne: Reise um die Welt in 80 Tagen
- 1874 Billroth entdeckt Mikrokokken
Impfgesetz in Deutschland gegen Pocken
- 1875 Erfindung der Sprenggelatine, englisches Patent. – P. Barbe und A. Nobel gründen die »Société Générale« in Paris. – In England entsteht die »Nobels Explosives Co.«
Frankreich erhält republikanische Verfassung
- 1876 A. Nobel trifft die Komtesse Bertha Kinsky, spätere von Suttner. – Nobel lernt die Blumenverkäuferin Sofie Hess in Wien kennen.
Mark Twain: Tom Sawyer
Spencer: Prinzipien der Soziologie
Otto erfindet den Viertaktmotor
- 1876– Unterwassersprengung des Hellgate-Felsens
1885 im East River vor New York
- 1878 Mai: A. Nobel unterstützt seine Brüder Robert und Ludvig. Sie gründen die »Naphtha-Gesellschaft Gebrüder Nobel« in Rußland. Nobel patentiert eine automatische Bremse für Lokomotiven.

- Deutsches Sprenggelatine-Patent
Gesetz gegen die Sozialisten in Deutschland
Koch begründet Bakteriologie
Erstes europäisches Krematorium in Gotha
- 1879 Nobel verlegt sein Laboratorium nach Sévran bei Livry nordöstlich von Paris. – Anmeldung eines Patents für ein Verfahren zur Reinigung von Gußeisen durch Nobel in England
Edisons Glühbirne
Ibsen: Nora
- 1880 Schulpflicht in England
Duden: Rechtschreibung
Typhuserreger entdeckt
Erster Fernsprecher der Deutschen Post
Pasteur entdeckt Schutzimpfung gegen Tollwut
- 1881 Nobel verläßt Paris
Eisenbahntunnel durch den St. Gotthard vollendet
- 1882 Koch entdeckt Tuberkelbazillus
Erstes Elektrizitätswerk in New York
- 1883 A. Nobel hilft erneut seinen Brüdern in Rußland mit Darlehen und Bürgschaften. – Die Nobelsche Naphtha-Gesellschaft verlegt auf Vorschlag von A. Nobel eine Öl-Pipeline vom Kaspischen zum Schwarzen Meer
M. St. Maxim erfindet das Maschinengewehr
- 1884 Chromosomen als Träger der Vererbung erkannt
- 1885 Auer erfindet das Gas-Glühlicht
Emile Zola: Germinal
Erste Leipziger Mustermesse
- 1886– Zusammenschluß der »Nobels Explosives« mit
1887 der »Deutschen Union« zum »The Nobels Dynamite Trust Co. Ltd.« mit Sitz in London
- 1886 Aufbau der ersten Trusts in Europa, des »englisch-deutschen« und des »romanischen Trusts« durch A. Nobel

- Benz baut erstes Automobil
- 1887 Plattengrammophon v. Berliner
21 000 Beschäftigte in Kruppwerken
- 1887 Erfindung des rauchschwachen Schießpulvers
Ballistit durch A. Nobel
Arrhenius begründet Ionen-Theorie
- 1888 12. April: Tod des Bruders Ludvig Nobel
Erzeugung und Nachweis elektromagnetischer
Wellen
- 1889 Alfred Nobels Mutter stirbt. – A. Nobel ver-
kauft das Ballistit-Patent an die italienische Re-
gierung. – Erster Friedenskongreß in Paris
während der Weltausstellung. – Bertha von
Suttners Roman »Die Waffen nieder« er-
scheint. – Zusammenschluß der deutschen
Pulverfabriken mit der »Deutschen Union«
1. Mai Weltfeiertag der Arbeiter. –
Bau des 300 m hohen Eiffelturms
- 1890 Aufhebung von Bismarcks Anti-Sozialistenge-
setz
Behring begründet Serumbehandlung
- 1891– Durchstich des Kanals von Korinth
1893
- 1891– A. Nobel wohnt in seiner Villa »Mio nido«,
1896 spätere »Villa Nobel«, in San Remo
- 1891 Lagerlöf: Gösta Berling
Edison baut Filmaufnahmegerät
- 1892 Vierter Friedenskongreß in Bern
Hauptmanns Drama: Die Weber
- 1892– Cordit-Prozeß in England. Die Nobel-Firma
1895 muß die Prozeßkosten zahlen
- 1893 Ragnar Sohlman wird Nobels Mitarbeiter
Englische Labour Party entsteht
Diesel baut Schwerölmotor
Nansens Nordpolexpedition
Sven Hedins Inner-Asien-Expedition

- 1893– Versuche Nobels zur Herstellung von Kunst-
 1894 seide aus Nitrozellulose und Zellulose
 1894 Gleitflüge Lilienthals
 Nobel erwirbt die schwedischen »AB Bofors-
 Fullspång«-Werke und den Herrensitz Björk-
 born. – Trennung von Sofie Hess in Wien
 Dreyfusaffäre
- 1895 Nobel bezieht seine neuen Laboratorien in
 Björkborn. –
 27. November: A. Nobel unterzeichnet sein
 letztes Testament
 Freud begründet die Psychoanalyse
 Röntgen entdeckt X-Strahlen
- 1896 Nobel patentiert ein weiterentwickeltes pro-
 gressives rauchschwaches Pulver in Schweden
 Übersiedlung A. Nobels von Björkborn nach
 San Remo.
 7. Dezember: Letzter Brief A. Nobels. –
 10. Dezember: 2 Uhr nachts: Alfred Nobel
 stirbt. 29. Dezember: Feierliche Beisetzung
 der Asche in seiner Geburtsstadt Stockholm
 1. neuzeitliche Olympische Spiele
 1. erfolgreiche Herznaht
 Bürgerliches Gesetzbuch in Deutschland ein-
 geführt
- 1897 Nobels Testament wird verlesen
 Zeiß fertigt Prismenfernrohre
 Abel extrahiert erstes Hormon aus Schafne-
 bennieren
- 1898 Vergleich mit den das Testament anfechten-
 den Verwandten Nobels
- 1899 Haager Friedenskonferenz
 Einführung des Aspirins durch Drese
- 1900 29. Juni: Die schwedische Regierung bestätigt
 die Statuten der Nobelstiftung
 Planck begründet Quantentheorie
 Erste Zeppelinfahrt

Koldewey gräbt Babylon aus
1901 Verleihung der ersten Nobelpreise an W. C.
Röntgen (Physik), J. H. van't Hoff (Chemie),
E. A. von Behring (Physiologie/Medizin),
S. R. F. A. Prudhomme (Literatur), J. H. Du-
nant und F. Passy (Frieden)

Anhang I

Die Nobel-Körperschaften:

1. *Die Nobelstiftung*, die sich aus 15 Kuratoren und einem *Verwaltungsrat* zusammensetzt. Die Kuratoren, je drei für einen Preis, werden von den *preisverteilenden Institutionen* gewählt und wählen dann ihrerseits den Verwaltungsrat, ausgenommen den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter, die der schwedische König ernennt. Die Kuratoren überprüfen die jährliche Abrechnung des Verwaltungsrates sowie die Berichte der Rechnungsprüfer.

Der Verwaltungsrat besteht aus 5 Mitgliedern und 3 Abgeordneten. Er verwaltet den Stiftungsfonds und den sonstigen Besitz der Stiftung. An der Spitze steht ein gewählter Direktor, verantwortlich für die Organisation, für die Finanzen, Geldanlagen, Personalfragen, für die Zeremonie der Preisverleihung in Stockholm. Das Büro befindet sich in Stockholm, Sturegatan 14. Nobelhaus.

2. *Die vier preisverteilenden Institutionen:*

Die schwedische Königlich-Akademie der Wissenschaft

Das Karolinische Mediko-Chirurgische Institut.

Die Schwedische Akademie.

Das Nobelkomitee des Norwegischen Stortings (Parlament)

3. *Fünf Nobel-Komitees*, also für jeden Preis eines, bestehend aus je 3 bis 5 Mitgliedern.

Die Komitees werden von den jeweiligen Körperschaften ernannt. Sie haben beratende Funktion gegenüber den preisverteilenden Körperschaften mit Ausnahme des norwegischen Komitees, das selbständig ist. Die Komitees können Experten hinzuziehen.

4. *Vier Nobel-Institute* für die preisverteilenden Institutionen: bei der Akademie der Wissenschaft für Physik und Chemie, beim Karolinischen Mediko-Chirurgischen Institut für Neurophysiologie und für Zellforschung und

Genetik bei der Schwedischen Akademie mit der Nobel-Bibliothek für Publikationen über den Frieden und die Beziehungen der Völker untereinander.

Die Nobel-Stiftung beruht auf den für die Stiftung verwendeten 31 Millionen Kronen, von denen 28 Millionen als Hauptfonds in fest verzinsbaren Werten angelegt wurden. Die übrigen Werte bestehen aus den Gebäudefonds, Organisationsfonds, Fonds zur Unterhaltung der vier Nobel-Institute.

Der Hauptfonds nimmt jedes Jahr durch Zinsen um ein Zehntel seines jährlichen Nettoertrages zu. Der Nettoertrag des Hauptfonds abzüglich eines Zehntels wird jährlich in fünf gleichen Teilen den preisverteilenden Institutionen übergeben. Die Akademie der Wissenschaften erhält zwei Fünftel, da sie zwei Preise verteilt – für Physik und für Chemie.

Ein Viertel jeden Anteils dient zur Deckung der Ausgaben für die Preisverteilung, drei Viertel dienen als Geldpreise.

Im Jahre 1901 betrug die Höhe eines Preises 150800 Kronen, sechzig Jahre danach war der Betrag um 90% höher, doch sein Realwert war geringer geworden. Die Preise unterliegen nicht der Einkommenssteuer.

Sichere Wertpapiere waren goldwertige Verschreibungen, Anleihen auf Wertpapiere oder Pfandbriefe, die reales Eigentum repräsentierten. Seit 1958 kann die Stiftung auch in Immobilien und Aktien investieren, um den Ertrag des Kapitals gegen Geldentwertungen abzusichern. Das Grundkapital der Stiftung liegt vorwiegend in Schweden und in Norwegen.

Anhang II

Die speziellen Bestimmungen für die Verleihung der Preise wurden von den Testamentsvollstreckern gemeinsam mit den preisverleihenden Körperschaften und der Familie Nobel erlassen, in den Statuten der Nobelstiftung verankert und von der schwedischen Regierung ratifiziert.

Alfred Nobels Anweisung, die Preise denen zu verleihen, die im vorhergehenden Jahr der Menschheit den größten Dienst erwiesen haben, wurde dahingehend modifiziert, daß dieser Satz auch dann gilt, wenn der Wert einer Arbeit, die einer früheren Zeit entstammt, erst nachträglich erkannt wurde. Bedingung ist, daß die Arbeit publiziert wurde.

Für den Literaturpreis wurde Alfred Nobels Forderung, daß das Werk eine »idealistische Tendenz« haben müsse, nicht mehr buchstabengetreu angewandt, da sonst eine Anzahl wichtiger literarischer Werke nicht berücksichtigt werden könnte.

Nur Personen – weder Akademien noch sonstige Institutionen – sind berechtigt, Kandidaten für die Nobel-Preise vorzuschlagen. Die preisverteilenden Institutionen können jedoch Personen dazu auffordern.

Folgende Personen haben das Vorschlagsrecht *für Physik und Chemie*:

Mitglieder der schwedischen Königlichen Akademie der Wissenschaft; Mitglieder des Nobel-Komitees für Physik und Chemie;

Wissenschaftler, die bereits Träger eines Nobel-Preises für Physik oder Chemie sind;

Ordentliche öffentliche Professoren für Physik und Chemie der Universitäten Uppsala, Lund, Oslo, Kopenhagen, Helsinki;

des Karolinischen Mediko-Chirurgischen Instituts

und des Königlichen Instituts für Technologie, ebenso die Dozenten in diesen Wissenschaften, die dauernd an der Universität Stockholm tätig sind;

Inhaber entsprechender Lehrstühle von mindestens sechs Universitäten oder vergleichbaren Institutionen verschiedener Länder, die von der Königlichen Akademie der Wissenschaft ausgewählt werden; andere Gelehrte, von denen es die Akademie für richtig erachtet, Vorschläge einzuholen.

Für Physiologie und Medizin:

Mitglieder der Medizinischen Fakultät des Karolinischen Institutes; Mitglieder der Medizinischen Abteilung der Königlichen Akademie der Wissenschaft;

frühere Nobel-Preisträger für Medizin;

Mitglieder der Medizinischen Fakultät der Universitäten Uppsala, Lund, Oslo, Kopenhagen und Helsinki;

Mitglieder medizinischer Fakultäten von wenigstens sechs Universitäten verschiedener Länder, die von der preisverteilenden Körperschaft ausgewählt werden;

andere Gelehrte, von denen es die preisverteilende Körperschaft für richtig erachtet, Vorschläge einzuholen.

Für Literatur:

Mitglieder der Schwedischen Akademie sowie anderer Akademien, Institutionen und Gesellschaften, die ihr ähnlich sind;

Professoren für Literatur und Philologie an Universitäten und Hochschulen;

frühere Nobel-Preisträger für Literatur;

Präsidenten von Autorengesellschaften, die das literarische Schaffen ihres Landes repräsentieren.

Für Frieden:

Aktive und ehemalige Mitglieder des Nobel-Komitees des Norwegischen Stortings sowie Berater des Norwegischen Nobel-Instituts;

Mitglieder der Nationalversammlungen und Regierungen aller Staaten und Mitglieder der Interparlamentarischen Union;

Mitglieder des Internationalen Gerichtshofes in Den Haag;

Mitglieder der Kommission des Ständigen Internationalen Friedensbüros;

Mitglieder und beigeordnete Mitglieder des Institutes des Internationalen Rechts;

Universitätsprofessoren für Politische Wissenschaft und Rechtswissenschaft, Geschichte und Philosophie;

Personen, die bereits Träger des Nobel-Friedenspreises sind.

Ein Preis kann an eine Person fallen oder auf zwei oder mehr Personen verteilt werden, wenn sie gemeinsam an einem Werk gearbeitet haben, er kann auch gleichmäßig zwischen zwei Arbeiten aufgeteilt werden; oder mit einer Hälfte an eine Person, mit der anderen gemeinsam an zwei oder mehr Personen gehen; auch kann jede Hälfte an zwei oder mehr Personen aufgeteilt werden. Wird ein Preis nicht vergeben, fällt er an den Fonds zurück. Er kann aber im folgenden Jahr als zusätzlicher Preis verliehen werden.

Die Beratung der Komitees ist geheim; es werden keine Protokolle angefertigt, Berichte werden nicht gegeben. Wird die Annahme des Preises verweigert, oder wird der Geldpreis bis zum 1. Oktober des folgenden Jahres nicht abgeholt, fällt er an den Fonds zurück.

Wer unter Zwang daran gehindert wird, den Preis anzunehmen, kann, wenn der Geldpreis an den Fonds zurückgefallen ist, nur noch das Diplom und die Goldmedaille beanspruchen.

Grundsätzlich sollen sich die Kandidaten persönlich zur Entgegennahme der Preise einfinden.

Die Preise werden während einer feierlichen Zeremonie in Stockholm und Oslo überreicht. Die Preisträger übernehmen damit die Verpflichtung, innerhalb der folgenden sechs Monate eine »Nobel-Vorlesung« zu halten.

Anhang III

Nobels Testament als Foto, daneben oder darunter die Übersetzung:

»Ich, Unterzeichnender, Alfred Bernhard Nobel, erkläre hiermit nach reiflicher Überlegung, daß mein letzter Wille hinsichtlich des Eigentums, das ich bei meinem Tode hinterlassen kann, folgender ist« – es folgt eine Verfügung zugunsten von Verwandten, Freunden, Mitarbeitern über 1 500 000 Kronen, anschließend lautet der Text –: »Über mein übriges, realisierbares Vermögen wird auf folgende Weise verfügt: Das Kapital, von den Testamentsvollstreckern in sicheren Wertpapieren realisiert, soll einen Fonds bilden, dessen jährliche Zinsen als Preise denen zuerteilt werden, die im verflossenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen gebracht haben. Die Zinsen werden in fünf gleiche Teile geteilt, von denen zufällt: ein Teil dem, der auf dem Gebiet der Physik die wichtigste Entdeckung oder Erfindung gemacht hat; ein Teil dem, der die wichtigste chemische Entdeckung oder Verbesserung gemacht hat; ein Teil dem, der die wichtigste Entdeckung auf dem Gebiet der Physiologie oder der Medizin gemacht hat; ein Teil dem, der in der Literatur das Ausgezeichnetste in idealistischer Richtung hervorgebracht hat; ein Teil dem, der am meisten oder besten für die Verbrüderung der Völker gewirkt hat, für die Abschaffung oder Verminderung der stehenden Heere sowie für die Bildung und Verbreitung von Friedenskongressen. Die Preise für Physik und Chemie werden von der Schwedischen Akademie der Wissenschaft verteilt; die für physiologische oder medizinische Arbeiten vom Karolinischen Institut in Stockholm; die für Literatur von der Akademie in Stockholm und die für Friedensvorkämpfer von einem Ausschuß von fünf Personen, die vom Norwegischen Storting ge-

wählt werden. Es ist mein ausdrücklicher Wille, daß bei der Preisverteilung keine Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu irgendeiner Nation genommen wird, so daß der Würdigste den Preis erhält, ob er nun Skandinavier ist oder nicht. Zu Vollstreckern dieser meiner testamentarischen Verfügung bestimme ich Herrn Ragnar Sohlman, wohnhaft in Bofors, Värmland, und Herrn Rudolf Lilljeqvist, 31 Malmskillnadsgatan, Stockholm, und Bengtsfors in der Nähe von Uddevalla.

Dieses Testament ist nunmehr das einzig gültige und hebt alle meine früheren testamentarischen Bestimmungen auf, wenn sich solche nach meinem Tod vorfinden sollten.

Schließlich ordne ich als meinen ausdrücklichen Wunsch und Willen an, daß mir nach meinem Tod die Pulsadern geöffnet werden und daß, nachdem dies geschehen und von kompetenten Ärzten deutliche Anzeichen des Todes festgestellt worden sind, meine Leiche in einem sogenannten Krematoriumsofen verbrannt wird.

Unterzeichnet in Paris, am 27. November 1895, Alfred Bernhard Nobel.«

Anhang IV

Literatur-Auswahl:

BERGENGREN, E.: Alfred Nobel. Eine Biographie. München 1965

HARTMANN, H.: Lexikon der Nobelpreisträger. Frankfurt/M.–Berlin 1968

JUNK, V.: 30 Jahre Nobelstiftung. Wien 1930

MEIER, E.: Alfred Nobel. Berlin 1954

SCHÜCK, H. und SOHLMAN, R. (Hrsg.): Alfred Nobel. Autorisierte Ausgabe der Nobel-Stiftung, 2. Auflage Leipzig 1933

SCHÜCK, H.; Liljestrand, G.; Österling, A.; Sohlman, R.: Alfred Nobel, der Mann und sein Preis. Zürich 1972

STÄHLE, N. K.: Alfred Nobel und der Nobelpreis. Stockholm 1961

SUTTNER, B. von: Memoiren. Bremen 1965

VÖGTLE, F.: Nobel ..., Hamburg 1983

WALLACE, I.: Der Preis. Intrigen und Kämpfe ... New York–Bergisch-Gladbach, 1962/1977

WALLACH, C.: Der Nobelpreis. Berlin 1949

WÜNNEBERG, R.: Alfred Nobel. München 1973

Bildnachweis: Archiv der Nobelstiftung (Nobelstiftelsen), Stockholm

Dank allen, die zum Gelingen der Studien im Riksarkivet in Stockholm beigetragen haben.

Für die redaktionelle Mitarbeit danken die Autoren Frau Helga Strube.

Von Wilhelm Strube erschienen
in unserem Verlag:

Pierre und Marie

Roman

1978

Ein vergessenes Leben

Roman

1983

»Das Kapital ... soll einen Fonds bilden, dessen jährliche Zinsen als Preise denen zugeteilt werden, die im verflossenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen gebracht haben ... Es ist mein ausdrücklicher Wille, daß bei der Preisverteilung keine Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu irgendeiner Nation genommen wird, so daß der Würdigste den Preis erhält ...«

Aus dem Testament Alfred Nobels